Geradeaus!

Eine Novelle

von

O. A. Waldfeld.

Leipzig
Verlag von Otto Wigand.
1861.

Geradeaus!

Eine Novelle

von

V. A. Waldfeld.

„Denn der Mensch, der zur schwankenden Zeit auch schwankend gesinnt ist,
Der vermehret das Uebel, und breitet es weiter und weiter;
Aber wer fest auf dem Sinne beharrt, der bildet die Welt sich.“

Leipzig
Verlag von Otto Wigand.
1861.

Inhalt.

Geradeaus!

Eine Novelle.

Erstes Kapitel.

Drei Generationen.

Im Januar 1849 an einem kalten Winterabend sind mehrere Personen in einer Studirstube vereinigt. Diese ist freundlich und behaglich durchwärmt, aber nicht sehr geräumig und noch durch Regale von Tannenholz eingeengt, welche die Wände fast bis zur Decke einnehmen und dicht mit Büchern besetzt sind; das übrige Mobiliar des Zimmers besteht aus einem unscheinbaren Kanapee, einem runden Tisch und Stühlen von Kirschbaum und einem Schreibtisch von lackirtem Tannenholz; auch einige Hausgeräthe stehen umher und beweisen, daß die Stube nicht allein zur Arbeit des Hausherrn dient. Alles ist alt, aber sauber und paßt zu den Eigenthümern, zu dem Manne im Schlafrock mit weißem Kopf und glänzendem schwarzem Auge von mittlerer gedrungener Gestalt, und zu der etwas jüngeren Frau, deren Gesicht die Spur mancher Sorge trägt, deren blaue Augen aber freundlich unter der Haube hervorleuchten. Der alte Herr sitzt, von Acten

umgeben, am Schreibtisch und durchblättert und überliest mit Hülfe einer Brille von Horn mit großen runden Gläsern eine Schrift. Ihm zur Seite sitzt ein junger Mann von hoher Figur, regelmäßig schönem Gesicht, braun von Haar, mit kräftigem Zwickelbart. Während er dem lesenden Alten zu folgen scheint, wirft er manchen verstohlenen Blick nach dem Kanapee, wo die Hausfrau mit sicherer Hand strickt, ohne auf den Strumpf zu sehn, und ein junges Mädchen an einer Stickerei beschäftigt ist, — beschäftigt ist und doch nicht viel zu Wege bringt, denn die Studirlampe auf dem Schreibtisch beleuchtet nur diesen, vor den Frauen steht nur eine Talgkerze, die zum Sticken nicht auszureichen scheint.

„Sehr gut," sagt der Kreisgerichtsdirector Sommer, und der Assessor Hansen kehrt sich ihm zu, „sehr gut, wie Alles, was Sie liefern! So etwas zu Stande zu bringen bin ich freilich zu alt, darin steckt junge Kraft! Es könnte jeden Augenblick gedruckt werden! Ueber Manches ließe sich zwar streiten, aber geistreich ist Alles."

„Darauf mache ich keinen Anspruch," antwortete der junge Mann.

„Gerade darauf haben Sie vollsten Anspruch, sogar ein wenig zu viel. Sie sind immer scharf, aber zuweilen auch mehr blendend als einfach wahr, z. B. hier."

Er wies auf eine Stelle der Arbeit und fuhr fort:

„Das scheint mir zu viel behauptet; einer größeren oder geringeren Bequemlichkeit halber hat Niemand das Recht auf eine servitus necessaria und es handelt sich hier um eine Bequemlichkeit.“

Das junge Mädchen, Marie Markus, sah einen Augenblick neugierig in das Gesicht des Assessors, über welches ein finsterer Schatten hinflog, aber was die Männer weiter erörterten, hatte für sie kein Interesse. Sie wendete sich wispernd zu ihrer Großmutter:

„Wie kommt es eigentlich, daß der Großvater heute so lange arbeitet?“

„Einer seiner Collegen ist krank geworden,“ erwiderte die Aeltere.

„Aber muß denn der alte Mann noch die Arbeiten kranker Collegen übernehmen?“ fuhr die Enkelin lebhafter fort.

„Er hält es nun einmal immer so streng mit dem Dienst, er will sich das Alter nicht zum Vorwurf machen lassen.“

„Wer sollte ihm einen solchen Vorwurf machen? Wenn er auch nicht gleich den Jüngsten arbeitet, kann er doch manchen Jüngeren belehren. Siehst Du's nicht?“

„Ich darf ihm darüber nichts sagen. In Kurzem ist sein Jubiläum und bis dahin will er das Amt vollständig ausfüllen. Er könnte auch die Arbeit kaum entbehren! Und bei der Pensionirung würde er am Gehalt einbüßen!“

Der Kreisgerichtsdirector beschloß die Discussion mit dem Assessor mit den Worten:

„Ich will mir die Sache noch überlegen, sie ist ja nicht so eilig, und meine Enkelin zankt mit mir, wenn ich ihre Anwesenheit nicht gehörig würdige. Nicht wahr, da drüben?“

„Ja,“ sprach das Mädchen, „ich wollte eben ganz bös werden, daß Du mich so vernachlässigst.“

„Dem muß ich schleunigst vorbeugen. Wollen Sie heute Abend mein Gast sein, Herr Assessor? Wir bleiben unter uns und feiern Wilhelms Examen. Sie haben ja einen Antheil daran, da Sie ihn vorbereitet haben!“

Hansen nahm die Einladung an. Der Alte wischte die Feder aus, legte die Brille ab, schob die Acten zusammen, kehrte Staub und Streusand vom Tische und rückte den Lehnstuhl an das Kanapee. Beide Herren setzten sich zu den Frauen.

„Bist Du nun zufrieden, Mariechen?“ frug Sommer dann.

„Du sagst immer noch „Mariechen,“ Alter,“ bemerkte seine Frau, „Marie ist doch groß genug geworden!“

„Ja, du hast Recht. Wir Alten sind stabil; wen wir als Kind gekannt haben, halten wir noch für ein Kind, wenn er auch erwachsen ist, bis er einen besonderen Stand einnimmt. Du mußt heirathen, Marie, damit Du mir für erwachsen giltst.“

„Das mag ich aber noch lange nicht. Lieber will ich noch Mariechen heißen.“

„Und eine alte Jungfer werden?“

„Warum nicht?“

„Weil es schwerer ist, eine alte Jungfer zu sein, als eine alte Jungfer zu werden!“

Die Hausfrau setzte in der heimlichen Nebenabsicht, dies Gespräch zu unterbrechen, die Lampe vor die Enkelin, damit sich dieselbe nicht ihre Augen verderbe. Hansen wendete sich zu der Stickerin, die nicht vom Stramin aufsah:

„Ich bewundere Ihren Fleiß, Fräulein Markus! Die Weihnachtszeit ist ja doch vorüber!“

Marie entgegnete etwas befangen: „Ich habe Wilhelm die Stickerei auf einen Cigarrenkasten versprochen, sobald er das Examen überstanden hätte, und bin noch nicht fertig geworden.“

„Der Glückliche, dem so viel Fleiß von Ihrer Hand zu Theil wird,“ sprach der Assessor, „und vielleicht weiß er weder die Mühe noch den Erfolg zu schätzen!“

„Wer wird bei den Männern auf Dank rechnen!“

„Um so mehr Anerkennung verdient der Fleiß, der keine Vergeltung erwartet.“

Vom Vorplatz her schollen lebhafte Schritte, es klopfte hastig an der Thüre und ehe noch ein „Herein!“ ausgesprochen werden konnte, trat ein junger Mann, blond, blauäugig und frisch wie das Mädchen, ihm unverkennbar ähnlich, auf die Schwelle, ging rasch und

leicht auf den Großvater im Lehnstuhl zu und reichte ihm die Hand, welche dieser schüttelte ohne aufzustehn. Dann sprang er zur Großmutter hin, die mit Zurichtung einer Tafel beschäftigt war, aber jetzt einen Augenblick inne hielt, fiel ihr frischweg um den Hals und gab ihr einen Kuß, indem er ausrief: „Das Examen ist überstanden, Großmutter!"

„O du Wildfang," sagte diese, sich losmachend, „Du solltest noch ein Paar Jahre Examen haben, damit Du ein Bischen gesetzter würdest."

„Das wäre mir doch höchst unangenehm. Einen Tag gesetzt ist schon zu viel, nicht wahr, Ihr Gerichtspersonen? Ach, lieber Himmel, bald habe ich selbst mit solchen „gesetzten" Menschen zu thun!" — Dabei gab er Hansen die Hand und deutete spottend auf Marien — „nur die Damen halten uns gefangen, ohne daß wir entfliehen möchten!"

Der alte Sommer zwinkerte ihm, während Marie schmollend emporsah, lächelnd zu, als mißbillige er die Indiscretion und sprach:

„Du hast gut bestanden, Herr Sausewind! Das Actengeheimniß ist gegen mich darüber nicht bewahrt worden."

„Ja," war die leichtsinnige Antwort, „es ging wider alle Erwartung, auch meine eigne! Aber ich war ja Hansens Leibfuchs, wer von ihm eingepaukt ist, der paukt gut!"

„Wie lange bist du denn von der Universität weg?" schalt Frau Sommer von ihrer Tafel herüber, indem deßungeachtet ihre Augen wohlgefällig an dem jugendlich frischen, männlich kräftigen, freudig erregten Enkel hingen, „das Studentenkauderwelsch kannst Du Dir nun abgewöhnen!"

„Gleich, Großmutter," gab er sofort zur Antwort, „wenn Du Dir das Zanken abgewöhnst!"

Lachend wendete er sich zur Schwester, die noch fortstickte und neckte sie damit, daß, obgleich das Examen überstanden, der versprochene Cigarrenkasten ihre „fleißigen" Hände noch immer und mit einer gewissen Ostentation beschäftige, ob vielleicht Hansens Anwesenheit und Unterhaltung daran Schuld sei? Sie antwortete erröthend, daß er zur Strafe noch länger warten solle, legte die Arbeit weg und stand auf, um der Großmutter zu helfen. Vielleicht war ihr die Gelegenheit nicht unerwünscht, da das Sticken trotz der besseren Beleuchtung sehr geringe Fortschritte machte. Wilhelm wurde vom Großvater aufgefordert, vom Examen zu erzählen, und begann, sich selbst verspottend: „er müsse eine wunderbare Anlage zum Juristen besitzen, denn da er eine Stelle des Corpus juris auf's Gerathewohl ausgelegt und keine Idee davon gehabt, daß er etwas Gescheutes vorbringe, habe der Examinator bemerkt, das sei Savigny's Auslegung."

So amüsant er aber sprach und so voll er von der

Sache war, so fand er doch nur schlechte Zuhörer. Hansen schien mit sich beschäftigt und beklommen, Sommer, durch das Alter und den Dienst an Regelmäßigkeit gewöhnt, schien ungeduldig und blickte abwechselnd auf die Uhr und auf den gedeckten Tisch. Endlich zeigte die Klingel die noch fehlenden Gäste an, den Kaufmann Markus nämlich und seine Frau Elisabeth, die Tochter des Sommerschen Paares. Man würde in Jenem wegen seiner wohlhäbigen Figur, seiner modischen Tracht und seiner Gewandtheit in Bewegung und Ausdruck den Kaufmann erkannt haben, wenn nicht ein eigenthümlicher steter Ernst seine Züge beherrscht und angedeutet hätte, daß er auf dem Gebiete der Gedanken nicht minder zu Hause war als auf dem Waarencomptoir. Aus einer Beamtenfamilie stammend hatte er studiren sollen, auch den classischen Schulunterricht vollständig genossen, plötzlich aber und gerade, als ihm die Freuden der Universität winkten, aus eigenem Entschlusse die herben Lehrjahre des Kaufmannsstandes angetreten. Eine gewisse Aehnlichkeit mit ihm, wie wir sie oft bei gut harmonirenden Ehepaaren bemerken, hatte seine Frau; ruhige Ueberlegung und ernstes Maß, die Wirkung einer in Entbehrungen verlebten Jugend, walteten in ihr vor, obschon es ihr keineswegs an Humor und Heiterkeit mangelte.

Die Ankömmlinge wurden von den beiden Alten mit freundlichen Vorwürfen über zu spätes Kommen empfangen, Frau Markus hatte sogleich mit ihrer Mutter

zu berathen, der Kaufmann begrüßte nach den Schwiegereltern Hansen mit dem Bedauern, daß er ihn lange nicht gesehn und ihm deßhalb noch nicht zu seiner Ernennung zum Assessor Glück gewünscht habe; er freue sich, daß Hansen so schnell avancire.

Dieser dankte. Sommer fügte bei, „ein so begabter Mann könne nicht rasch genug emporrücken.“

„Und Ihr Freund Braun,“ fuhr Markus fort, „ist Assessor beim Steuercollegium geworden? Dieses Ministerium wählt seine Leute vortrefflich! Stände es nur fester!“

Marie kehrte sich, da Brauns Name erwähnt wurde, wie unwillkürlich nach den Männern zu und begegnete dabei Hansens Blicken, die beobachtend auf ihr zu ruhen schienen, sie hatte jedoch Gelegenheit, ihre Betroffenheit darüber zu bemeistern, indem Frau Sommer die Herren aufforderte, an der Tafel Platz zu nehmen.

Der Kreisgerichtsdirector warf alsbald die Frage auf, welche Bahn sein Enkel einzuschlagen gedenke, — in dem Lande nämlich, von dem wir sprechen, genügte damals das letzte juristische Examen zugleich zum Richter-, Advocaten- und Verwaltungsfach, — verbesserte sich aber, ehe er eine Antwort erhielt, indem er den Schwiegersohn nach s e i n e r Meinung frug.

„Wilhelm hat darin freie Wahl,“ entgegnete dieser, „ich für meine Person sehe es lieber, wenn er in den Staatsdienst tritt als wenn er die Advocatur ergreift. Am Advocaten hat mir beinahe immer die Sucht miß-

fallen, eine Sache ohne Rücksicht auf ihre Güte, das Recht ohne Rücksicht auf die Billigkeit durchzuführen und das ganze Leben weniger aus sittlichen als aus juristischen Gesichtspunkten aufzufassen; sein Geschäft bringt leicht eine solche Richtung mit sich. Dem Staatsdiener drohen andere Gefahren, die aus der Unzulänglichkeit des Gehalts und der Abhängigkeit der Stellung entspringen, aber diese Gefahren hat Wilhelm nicht zu fürchten; denn er ist in der Lage, daß er leben kann ohne von der Besoldung abzuhängen, und dies sichert ihm gegenüber seinen Vorgesetzten und seinem Dienstherrn die Selbstständigkeit."

„Es ist für einen jungen Mann sehr nöthig," wendete Sommer ein, „daß er sich Aelteren und Erfahrenern unterordnen lernt."

„Schon gut," sagte Markus, „aber die Tugend der Bescheidenheit grenzt an das Laster der Charakterlosigkeit und mir gefällt überhaupt Stolz besser am Mann als Demuth."

„Der Richterstand ist selbstständig," antwortete Sommer etwas gereizt; die Bemerkung des Schwiegersohnes schien ihm ein allgemeiner Angriff auf die Beamtenehre.

Hansen stimmte ihm bei: „Mir dünkt vielmehr, daß man nirgends besser lernen kann, nicht bloß sich belehren zu lassen und im Unrecht nachzugeben, sondern auch das für recht Erkannte zu vertheidigen und festzuhalten, als gerade im Collegialgericht."

Auch Frau Markus, die Beamtentochter, trat auf diese Seite. „Es ist doch gewiß etwas Schönes,“ äußerte sie, „dem Staate zu dienen und sich für das Wohl Aller aufzuopfern!“

„Ihr Weiber seid gefährliche Politiker,“ entgegnete der Kaufmann, „Eure Sentimentalität könnte einen Staat ruiniren, ein Landtag aus Frauen müßte ein köstliches Schauspiel geben. Ich halte es mit dem alten Spruch: mulier taceat in ecclesia! Die Frau soll über Politik schweigen!“

„O Du Tyrann,“ sagte Frau Markus lachend, „ich will Dir's schon im Haus entgelten!“

Während die Andern also über sein Wohl und Wehe beriethen, hatte Wilhelm einem Schinken und dem Weine standhaft zugesprochen. Jetzt rief er:

„Nach der besonderen Gunst, die mir das Recht heute erwiesen hat, gebe ich den Ausschlag für die Richterlaufbahn!“

Sein Vater erwiderte nickend: „Die Enkel halten es immer mit den Großvätern! Ich hätte gemeint, im Verwaltungsfach könnte ein unabhängiger Mann ganz besonders nützen!“

„Aber ich,“ sagte Sommer, indem er Wilhelm über den Tisch hin die Hand reichte, „ich freue mich, daß mein Enkel an dem Beruf Gefallen findet, der das Ziel meines Lebens gewesen ist!“

„Und ich werde gar nicht gefragt,“ scherzte Marie,

„wenn ich ein Mann wäre, so würde ich Arzt oder Pfarrer!“

„Ei, warum wirst Du nicht, um Beides zu vereinigen, barmherzige Schwester,“ entgegnete Wilhelm, „wie viel edler ist es, die kranke Zeit zu heilen, als die Menschen zu nähren und zu kleiden, zu kochen und zu nähen!“

„Ein ander Mal hole ich Rath bei Dir,“ sagte Markus zur Tochter, „denn“ „was kein Verstand der Verständigen sieht, das findet in Einfalt ein kindlich Gemüth.“

Marie erröthete und drohte dem Vater schalkhaft mit dem Finger.

Hansen bemerkte, zu pathetisch für den leichten Ton des Gesprächs, obwohl er einen Scherz beabsichtigte: „Das Edle trifft immer zunächst auf Spott und dann erst auf Anerkennung!“ Er vermochte sich überhaupt nicht recht in den Ton der Unterhaltung zu finden. Sein Auftreten war das eines Weltmannes, seine Persönlichkeit glänzend, einer hohen Figur und einem schönen Gesicht entsprach klare und sichere Ausdrucksweise, geistige Begabung, das Gepräge der Genialität, starkes Selbstbewußtsein, er war durch eine gewisse rücksichtslose Energie, durch scharfen Sarkasmus und fast cynische Bestimmtheit bei den Männern ebenso gefürchtet, als bei den Weibern durch Zartheit und Aufmerksamkeit beliebt. War das Einfach-Natürliche dieses Familienzirkels dem Weltmann, der seit seiner frühesten Jugend der Familie entbehrt hatte, etwas Fremdes? Oder störte

und verletzte den verwöhnten Günstling der Damen das Wesen Mariens, an welcher seine Höflichkeit ohne den mindesten Eindruck abglitt?

Als die Gesellschaft aus einander ging, suchte der Kreisgerichtsdirector einen Ring hervor, der in schwerer Fassung einen werthvollen Rubin mit Wappen trug, und gab ihn Wilhelm mit den Worten:

„Diesen Ring mit der Themis im Wappen hat mir unser gnädigster Herr vor zwanzig Jahren geschenkt. Nimm ihn und halte ihn werth!"

Die Gäste brachen auf. Als sie verschwunden waren, sagte Frau Sommer: „Es ist merkwürdig, wie ähnlich Wilhelm unserm seligen Alfred ist!"

„Ja ja!" erwiderte der Gatte wehmüthig, ihr die Hand reichend: „Der wäre jetzt vielleicht, was ich bin!"

Marie beeilte sich, sobald sie die Treppe hinabgeschritten war, Wilhelms Arm zu ergreifen, Hansen verabschiedete sich und ging allein und mißmuthig nach Hause, indem er für sich murmelte: „Es hilft mir nichts, daß ich sie aufsuche! Wäre mir wirklich Braun zuvorgekommen? Ein sonderbarer Geschmack!"

Zweites Kapitel.

Ein Bräutigam.

Eine Vorstellung im Theater zu W. ging zu Ende; in den Corridoren fanden sich Bediente und Dienstmädchen mit Mänteln und Tüchern und Begünstigte von Schauspielerinnen und Zuschauerinnen mit ungeduldigen Herzen ein, um geduldig zu warten; außerhalb fuhren Wagen hin und her, um die dampfenden und stampfenden Pferde zu beschäftigen; noch über der Reihe der Wagen hinaus, dem Lichte der Gasflammen möglichst fern bleibend, patrouillirte geraume Zeit eine kräftige Gestalt. Der Paletot und der wollene Shawl um den Hals reichen für die heftige Kälte nicht aus, der Mann geht immer schneller hin und her, schleudert die in den waschledernen Handschuhen erstarrenden Hände auf und ab und bearbeitet damit seine Schenkel. Diese Bewegungen haben etwas Eckiges, der breite Kopf ist gleichfalls eckig zu nennen, das Gesicht ist unregelmäßig und scharf markirt, das Auge klein und grau mit buschigen Brauen, die Nase stumpf, der Mund groß, aber be-

stimmt, mit einem scharf zugestutzten Bart bedeckt. Das ist der Assessor Karl Braun.

Endlich öffnen sich im Innern einige Thüren, geräuschvoll strömt die Menge nach den Ausgängen, einzelne Eilfertige verlassen schon das Theater. Alsbald steht Braun bei der Thüre. Nicht lange, so nähert sich, von einem Dienstmädchen begleitet, verschleiert und in Pelz gehüllt, eine junge Dame. Sie blickt einen Augenblick umher, als suche sie Jemanden. Sofort, vom Schleier nicht gehindert, ist Braun an ihrer Seite. Etwas befangen und wie verwundert frägt er: „Ah! Sie sind's, Fräulein Stilling?"

„Ja wohl," antwortet die Angesprochene lächelnd, „ich bin's, Herr Assessor, komme ich Ihnen unerwartet? Sie haben wohl schon lange hier gestanden, da Sie vor Kälte zittern?"

„Sie haben gut lachen in Ihren Pelzen," lautet die ausweichende Erwiderung; „wollen Sie meinen Arm annehmen?"

Sie ergriff denselben, indem sie das Dienstmädchen vorausgehn ließ und um Verschwiegenheit anzudeuten, die Hand auf den Mund legte. Das Paar schritt so langsam vorwärts, als ob die Kälte Braun nicht mehr fühlbar wäre. Er suchte eine Unterhaltung anzuknüpfen und erkundigte sich nach der Vorstellung, das Mädchen gab darüber Auskunft. Nach einer kurzen, etwas verlegenen Pause begann er wieder:

„Sie wissen schon, ich bin Assessor geworden."

Sie wünschte ihm Glück zur Ernennung.

„Hat sie Ihren Beifall? Interessiren Sie sich dafür?“

„Wie können Sie noch fragen!“

„Ich habe mich deßhalb am meisten darüber gefreut, weil ich“ . . .

„Nun?“

„Lassen Sie mich offen reden! Weil ich hoffte, Ihnen jetzt sagen zu dürfen, daß ich . . . nun, Sie wissen ja . . ich habe Sie lieb.“

Sie hing sich leise zitternd fester an seinen Arm und frug mit schwankender Stimme:

„Ist das auch gewiß?“

„Zweifeln Sie ernstlich daran? . . Aber Sie, Fräulein Stilling?“

Sie schlug den Schleier zurück, der ein feines Gesicht mit braunen Augen und vollem braunem Haar verhüllte, und sagte, sich vor Braun hinbeugend:

„Da, nehmen Sie die Antwort!“

Sie brauchte es nicht zwei Mal zu sagen. Er umarmte sie und hielt sie umarmt, ohne zu beachten, daß Vorübergehende die Gruppe verwundert musterten, bis das Mädchen sich mit dem Ausruf: „Ach, die Menschen!“ von ihm losriß. Im Gefühle des Glücks mit elastischen Schritten wandelte das Paar weiter, gerührt und lachend, bald redend bald schweigend; bei der Stillingschen Wohnung nahm Braun unter dem Versprechen Abschied, Tags darauf um die Einwilligung der Eltern zu bitten.

Was treibt ein Liebender nach solcher Stunde?

Braun machte es wie Alle, wie auch Du, mein Leser, wenn Du sie einst erlebt hast. Er rannte trotz der Kälte unermüdlich im Freien umher, legte sich endlich doch zu Bett, ohne einzuschlafen, und schlief endlich doch ein, und zwar in den Tag hinein.

Aber nun kam eine weniger gefällige Mission. Zu den Eltern! Was ihm gestern Abend nicht im Mindesten Sorge machte, das lastete jetzt auf ihm. Er war nicht näher mit ihnen bekannt, aber der Vater galt für einen habgierigen Spekulanten, die Mutter für eitel, hoffärtig und kalt. Konnte er, der Unvermögende, der aus dem Bauernstande abstammte, dessen Vater ein schlichter Forstmann war, auf einen freundlichen Empfang rechnen? Indessen was sein mußte, war er gewohnt, nicht zu scheuen und nicht zu verschieben.

Er brachte beim Hofbankier und Commerzienrath Stilling seine Werbung an. Dieser, ein höchst beweglicher Mann, mager und klein, mit einem gelblichen Gesicht voll Runzeln, mit krausem, schwarzem, emporstehendem Haar, fuhr erstaunt vom Stuhl auf und rief in einem Athem:

„Meine Tochter!? Meine einzige Tochter! Mein einziges Kind! Aber Sie haben ja noch nichts!"

Braun stellte zaghaft vor, daß er hoffe, in nicht zu langer Zeit ein genügendes Einkommen zu besitzen, Stilling fuhr ebenso hastig fort:

„Ich kann meinen Schwiegersohn nicht ernähren und eine Stellung muß mein Schwiegersohn haben! Ansehn!

Einfluß! Was sind Sie? Nicht wahr, eben erst Assessor geworden?"

Die übergroße Lebhaftigkeit des Mannes ließ Braun Sicherheit und Ruhe behaupten. Er antwortete, daß es ihm dereinst vielleicht auch an einer angesehenen Stellung nicht fehlen werde.

„Nun so werden Sie etwas!" entgegnete Stilling, „dann sollen Sie mir recht sein!"

Jener frug bittend weiter, ob er schon jetzt Luisen als seine Verlobte betrachten dürfe?

Der Commerzienrath schien seinen Widerspruch vergessen zu haben, denn er versetzte: „Wenn Luise will, habe ich nichts dagegen. Aber die Hochzeit ist erst, wenn Sie Regierungsrath sind! Was sind Ihre Eltern?"

„Mein Vater ist Förster."

„Wird auch nichts haben!" murmelte der Andere, und damit schloß die Unterredung. Aber einen nicht minder schwierigen Stand hatte Braun jetzt bei Stillings Gattin. Sie bildete durch ihren vollen Wuchs, ihre kalte, stolze Gelassenheit einen auffallenden Gegensatz gegen den Mann. Ihren Umgang suchte sie in der vornehmen Welt, der sie durch ihre Geburt angehörte, ihre religiöse Richtung war orthodox, ihre politische Zuneigung besaßen die Herren von der Ritterschaft. Ein armes adeliges Fräulein, hatte sie den wohlhabenden und dabei ehrgeizigen Kaufmann geheirathet, um sich zu versorgen, ihre größere Bildung und ihre vornehme Bestimmtheit hatten ihr die Herrschaft im Hause verschafft.

durch ihre Tochter und den derselben einst zufallenden Reichthum hoffte sie, der Welt, der sie durch ihre Heirath entzogen war, wieder näher zu treten. Sie hörte gleichwohl den Antrag Brauns ruhig an. Vor Allem erkundigte sie sich nach Eltern und Großeltern und war von den Antworten, die sie erhalten mußte, nichts weniger als erbaut; es verletzte sie fast, als Braun mit einer gewissen Plumpheit der Wahrhaftigkeit, vielleicht auch mit einem gewissen Stolze auf sein Emporkommen durch eigne Kraft damit herausplatzte, daß seine Großväter „Bauern" gewesen seien. Dann erhob sie ähnliche Einwürfe wie so eben ihr Mann, jedoch in einem kalten, ja höhnischen Tone. Stilling unterstützte ihre Bemerkungen mit den Worten: „er habe schon ganz dasselbe gesagt." Braun suchte zu widerlegen, aber es ist schwer, mit einem warmen Herzen gegen die kalten Gründe des Verstandes zu kämpfen, und was anders waren seine Aussichten als dunkle Hoffnungen? Zuletzt berief er sich darauf, daß Luise ihn liebe.

Man hätte meinen sollen, gerade dieses Argument würde auf die stolze Frau nicht den geringsten Eindruck machen, aber es schien im Gegentheil zu wirken, wenigstens äußerte sie sich endlich dahin, „daß sie, weil es einmal ohne ihr Vorwissen" — sie betonte dies vorwurfsvoll — „so weit gekommen sei, einer Verbindung nicht gerade hinderlich sein wolle, daß jedoch bei den gänzlich ungewissen Aussichten Brauns die Liebenden sich noch nicht als förmlich Verlobte zu betrachten haben

sollten, folglich auch kein Verlöbniß bekannt gemacht werden dürfe.“

Das war mehr, als Karl erwartete! Es schien ihm Alles! Denn die Liebe baut auf ihren Bestand und baut auf ihn jeden Erfolg; ihr dünkt, eine Welt besitze, wer ein Herz besitzt, und ihm gehöre die ganze Welt.

Stilling rief seine Tochter herbei. Dieselbe sah ermattet und abgespannt aus, weil sie in der Erwartung dieser Stunde und des Widerspruchs der Eltern nicht geschlafen hatte; ihre Augen waren trüb, ihre Bewegungen ohne Elasticität, ihre zierliche Gestalt beinahe zusammengesunken. Sie ging an Braun vorüber, ohne ihn anzublicken. Als sie jetzt erfuhr, was beschlossen worden war, wußte sie sich vor Freuden kaum zu fassen und stürzte sich dankbar gerührt in die Arme der Eltern und dann des Geliebten. Einen Augenblick schien es, als wäre die Mutter vom Glück der Tochter bewegt, aber nur einen Augenblick; dann trat wieder, sobald sie das Paar mit sich selbst beschäftigt sah, ein verächtliches Lächeln auf ihre Lippen.

Braun verließ das Haus in einer sonderbaren Stimmung. Konnte ihm nicht für jetzt genügen, was er erreicht hatte? Und doch genügte es ihm nicht mehr! Um den Vater Luisens zwar trug er keine Sorge, aber das Benehmen der Mutter flößte ihm Befürchtungen ein, die er nicht überwinden konnte; er fühlte, bei ihr lauerte ein Hinterhalt, sie war ihm von Grund aus

feind. In solcher Stimmung kam er nach Hause, wo eine Ueberraschung seiner wartete.

Eine bejahrte, aber rüstige Frau hatte sich bei ihm einquartiert; ihre Kleidung war halb städtisch halb bäurisch und bestand aus einem fast modischen Hut, einem alten Umschlagtuch, einem neuen wollenen Rock an einem Mieder von Sammet und schweren Lederschuhen; harte braune Hände bewiesen, daß sie die Arbeit und nicht den Gebrauch von Glacés kannten; ein Henkelkorb war auf der Diele abgesetzt. Diese Frau ging in der Stube umher und wirthschaftete als müßte es so sein, denn der Inhaber hatte sie in einiger Unordnung hinterlassen. Als Braun eintrat und den Gast erblickte, hellten sich seine Mienen auf. Beide begrüßten sich herzlich und schüttelten sich wacker die Hände, ohne jedoch eine lebhaftere Wallung der Freude an den Tag zu legen. Die Mutter schalt wegen der Unordnung.

„Nun", sagte er, „da findest Du ja gleich zu wirthschaften."

„Ja", meinte sie, „so geht's, wenn ein Mann keine Frau im Hause hat. Nun, als Assessor kannst Du ja wohl heirathen? Wie schön und vornehm das klingt, Herr Assessor!"

„Das Heirathen möchte schwer halten, in solcher Stellung kann man hier noch nicht mit 500 Thalern Weib und Kind nähren."

„Was? Das grausame Geld! Dein Vater steht sich nur auf 400. Und was für Geld hat das Studiren

gekostet! Wozu war es dann, wenn man nicht einmal mit dem zweiunddreißigsten Jahre eine Frau nehmen kann? Dein Bruder Fritz, der Müller, hat schon zwei Kinder und lebt prächtig!"

„Der hat eine reiche Frau!"

„Sie hat ein paar Tausend! Aber sie ist auch eine tüchtige Frau, die etwas schafft! Die hält Ordnung! Und wie sorgt sie für Fritzen und sieht ihm jeden Wunsch an den Augen ab! Und die zwei Jungen, rund und roth wie Aepfel! Du hättest dabei sein sollen, als wir ihn neulich besuchten! Erst konnte ich wegen des ewigen Klapperns und Klingelns in der Mühle nicht schlafen, aber später hat es mir gerade gefallen. Das geht so munter, das Wasser rauscht dazu und alle Minuten kommen Mahlgäste und die Müller sind immer lustige Leute!"

„Ja ja," sagte der Sohn halb für sich, „ich hätte es wohl gern so, ich wäre sogar mit Weniger zufrieden!"

Die Mutter durchzuckte eine Vermuthung: „Karl, Du denkst doch an's Heirathen! nicht wahr? Wen hast Du Dir ausgesucht?"

„Ich kann noch nicht daran denken," sprach der Sohn zurückhaltend. Die Kinder durch Liebe glücklich machen ist der heiße Wunsch, das fortwährende Streben und das eigene Glück der Mutter, was sie gethan, soll nach ihr die Frau fortsetzen, die Braut des Sohnes verspricht es in die Seele seiner Mutter und macht sie da-

mit glücklich. Konnte Karl verheißen, was seine Mutter beglückt hätte? Konnte er es wagen, die hoffende Zuversicht derselben durch Mittheilung seines zweifelhaften Glückes zu täuschen oder seine Ungewißheit auf sie zu übertragen?

„Aber ich will endlich," scherzte die Alte, „noch eine Schwiegertochter, damit ich nicht vor der Zeit sterbe! Und zwar dies Mal eine vornehme! Ich wollte Dir schon eine finden!"

„Mutter, die vornehmen Schwiegertöchter brauchen sehr viel Geld!"

„Sie kann ja auch reich sein," lachte die Mutter, „fehlt es denn daran in so einer schönen Stadt? Hier in dem Korb ist gleich Einiges für die junge Wirthschaft, Wurst und Butter für eine ganze Familie!"

„Das will ich Dir nicht wehren, daß Du so im Voraus sorgst!"

Es ertönten schwere Schritte auf der Treppe. „Der Vater!" sprach die Alte, „jetzt zankt Euch einmal nicht!"

Ein stämmig untersetzter Mann trat herein mit verwettertem Gesicht, mit breitem, grauem Kopf, durch und durch von jenen derbkräftigen Formen, denen wir oft bei unseren Bauern begegnen.

„Guten Tag, Karl!" rief er beim Eintreten, „endlich Pferd und Wagen untergebracht! Ist das eine Wirthschaft in so einer Stadt!"

„Guten Tag, Vater!" antwortete der Sohn, ihm

nicht ohne Zurückhaltung entgegentretend und die Hand reichend, „wie geht's?“ — Der Förster setzte sich.

„Wie bei alten Leuten! Die Augen thun ihre Schuldigkeit nicht mehr, kann nichts mehr lesen!“.

„Was macht der Wald?“

„Schlecht! ich mag nicht mehr hinaus! Man sieht kaum noch einen Bock, seit die Achtundvierziger das Wild vertilgt haben! Nichts wie Kuhweide! Weiß Gott, wozu ich das Ding da — er schlug auf den Hirschfänger an seiner Seite — trage!“

„Nun, der Wildstand war doch zuletzt zu groß!“

„Was wißt Ihr Actenwürmer davon? Und mußte drum Alles todtgeschossen werden? Todtgeschossen! Die Aasjäger*)! Ich mag nicht weiter davon sprechen! Gratulire übrigens zum Assessor! Ist der gnädigste Herr mit Dir zufrieden?“

„Ich denke!“

„Du kannst es noch zu etwas bringen, Er war mir von jeher gewogen.“

„Darauf möchte ich nicht zu sehr bauen und ich möchte es auch dem nicht verdanken.“

„Was?! Ohne Protection geht's nicht! Ihr Gelbschnäbel speculirt wohl nur auf Eure Verdienste? Bah! Wer hat keine? Für Eure Arbeit werdet Ihr bezahlt

*) Aasjäger nennt der Waidmann den schlechten Schützen, der das Wild nur anschießt, nicht tödtet, so daß es verendet, ohne zur Nahrung zu dienen.

und das Vorrücken ist für sich. Du wirst mich die Welt nicht kennen lehren!"

„Nun, Vater!" sagte Karl abwehrend. Die Mutter fiel ein:

„Kommt Ihr schon wieder einmal hinter einander? Alter, Karl ist jetzt Assessor, Du mußt jetzt anders mit ihm sprechen."

„Assessor hin, Assessor her," fuhr der Förster auf, „bin ich deßhalb nicht mehr sein Vater? Ist das auch neue Mode? Ich sage, ich kenne die Welt, und damit — basta!"

Drittes Kapitel.

Beim Weine.

Preisend mit viel schönen Reden
Ihrer Länder Werth und Zahl
Saßen viele deutsche Fürsten
Einst zu Worms im Rittersaal.
Herrlich, sprach der Fürst von Sachsen,
Ist mein Land und seine Macht,
— — — — —

„Hört auf mit dem Lied," rief Einer der Sänger aus dem vierstimmigen Chor, der auf Wilhelm Markus' Einladung dessen letztes Examen in einem Weinlokal feierte, „hört auf! „Ein garstig Lied! Pfui! Ein politisch Lied!" sagt Göthe."

„Nein, Hansen," widersprach Braun, „nicht Göthe, sondern Brander bei Göthe. Willst Du unter uns Brander sein?"

„Damals waren auch andere Zeiten, Zeiten süßer naiver Unschuld in der Politik! Seit vorigem Jahre sollte in jeder Gesellschaft, zumal in jeder, die lustig

sein will, alle Politik verboten sein! Was bedeuten uns aber gar jetzt Kerners sentimentale „schöne Reden?“ Sie schmecken abgestanden und ranzig! Im Schoße lieber Unterthanen, der die Pointe im Lied ist, bei den Herren Demokraten und Bummlern möchte ich keinem Fürsten rathen auszuruhen!“

„Oho, Freund! Das nenne ich doch das Kind mit dem Bade ausschütten!“

„Ich kann mir nicht helfen, es wird mir übel und weh, wenn ich vom lieben Volk und von constitutionellen Grundsätzen höre! Woraus besteht die Masse des Volks? Aus Handwerkern und Bauern! Das sind die Träger der modernen Cultur! Und ihre Weisheit ist der gemeine Menschenverstand mit seinen schiefen Urtheilen und halben Consequenzen! Das ist die Höhe dieser Cultur! Seht Euch nur die Wahlen an! Wie viel bedeutende Männer, wie viel auch bloß politische Köpfe sitzen im Landtag? Wie soll's auch zugehen, daß der gemeine Mann, der von Geschichte und Geographie nur das Oberflächlichste, vom Rechte kaum d a s weiß, von Logik keine Idee hat, daß der sich auf Politik verstehen sollte? Diese Landtage kommen mir vor wie die Schaustücke, mit denen die moderne Welt gekitzelt und geködert sein will. Den römischen Bürger mußten dereinst Triumphzüge und Circusspiele bei Laune erhalten, die Eitelkeit des jetzigen Staatsbürgers befriedigt man durch die Sitzungen seiner Gewählten!“

Braun rückte ungeduldig hin und her und warf

grimmig seine Cigarre auf den Boden, daß die Funken umherstoben. Ein Dritter beeilte sich, seiner Antwort zuvorzukommen. Er saß zwischen Hansen und Braun, ein voller dicker Bart verhüllte beinahe das Gesicht, ohne ihm jedoch einen strengen Ausdruck zu geben, denn ein paar helle freundliche Augen lachten so zu sagen daraus hervor. Mit wohltönend weichem, tiefem Organ fiel er ein:

„Ich dächte, wir ereiferten uns heute nicht darüber, der Streit würde nicht zur Einigung sondern nur zur Erbitterung führen. Aber, Robert, Du hast offenbar gegen Deinen eigenen Artikel verstoßen, daß die Politik in jeder Gesellschaft verpönt sein solle. Ich schlage vor, Du trinkst einen pro poena!"

„Das lasse ich mir gefallen, Bruder Präses!" sagte Hansen und trank ein Glas aus, nachdem er mit Engel angestoßen hatte.

„Trinkt nur," rief Braun aus, „Ihr schwemmt die Unterschiede nicht weg, die uns trennen!"

„Die Unterschiede sollen und müssen auch bleiben," entgegnete Hansen lebhafter, indem er vom Stuhle aufstand, sich aber gleich wieder setzte, „das ist's gerade, daß die ganze Welt brüderlich Arm in Arm gehen soll! Ich will nicht mit dem Strome schwimmen, ich will mich nicht im Allgemeinen aufgeben, ich will etwas für mich, außer dem Allgemeinen, sein, ein einzelner Mann und nicht ein Mensch, der nur von der Menge fortgeschoben und gedrängt wird!"

„Nun ja," sagte Braun bitter, „wer so darauf ausgeht, etwas Besonderes sein zu wollen, geflissentlich allgemeinen Ueberzeugungen sich fern hält und allgemeinen Interessen sich entzieht, der ist der Feind alles nationalen Lebens, mag er sich durch Geburt oder durch Wissen besser dünken als Andere. Und doch kann Keiner im öffentlichen Leben für sich allein stehn, selbst der Aristokrat und Reactionär muß sich Anderen anschließen, und die Abhängigkeit vom Vornehmen ist um nichts besser als vom Geringen."

Hansen erwiderte scharf, seinen Knebelbart hin und her drehend:

„Nun, so hat der Vornehme wenigstens in der Regel einen bessern Geschmack und eine feinere Art, sodaß sich die Abhängigkeit von ihm leichter erträgt!"

„Lieber Karl," hub Engel abermals an, indem er Braun, der zu antworten im Begriff war, bei der Hand faßte, „laß den Streit ruhn! Ihr kennt ja Robert! Er ist nun einmal ohne Frage unter uns Allen am meisten befähigt, eine Art Genie, solche Leute gehen gern ihren besonderen Weg. Und dann hat er seine Eltern früh verloren und lange keinen anderen Freund und Sorger gehabt als sich selbst und war auch damit darauf hingewiesen, seinen Weg für sich zu nehmen."

„Manch Anderer," versetzte Braun, „hat ihn sogar im Hader mit den Seinigen nehmen müssen, ohne sich deßhalb von allgemeinen Ueberzeugungen loszusagen. Was ist das anders als pure Selbstsucht?"

Wilhelm Markus hatte bis dahin geduldig zugehört. Jetzt begann er:

„Das muß ich sagen, herrliche Gäste! Habe ich Euch zum Turnier eingeladen? Müßt Ihr immer wie Kampfhähne aufeinander losstürzen? Nehmt mir's nicht übel, Ihr alten Häuser, Ihr seid recht langweilig! Könnt Ihr nicht mehr lustig sein?“

Der Streit schwieg, aber mit ihm die Unterhaltung überhaupt; nur einige Gläser wurden geleert und wieder aus der Bowle gefüllt und Dampfwolken in die ohnehin dicke Luft geblasen. Um etwas Neues auf's Tapet zu bringen, frug Engel Markus, ob er sich zur Verwaltung oder zur Justiz wenden wolle?

Wilhelm antwortete: „zur Justiz, denn die Beamten der Gerechtigkeit brauchen sich nicht um Eure politischen Grillen zu bekümmern.“

„Ja,“ stimmte Hansen sarkastisch lachend bei, „fiat justitia, pereat mundus! Der Jurist ist doch der einzig wahre Staatsdiener. Denn was ist das Ideal eines Staatsdieners? Wer sich in die Dinge findet, wie sie eben sind, sich in fremde Meinungen schickt und an sie schließt und seiner eigenen entäußert, wer nicht denkt — nämlich über Ansichten der Gesetzgeber und der hohen Vorgesetzten hinaus! — und doch denkt — bei ihrer Ausführung, — wer keinen Willen hat, nämlich fremden Befehlen und Meinungen gegenüber, aber um so mehr Willen gegen die Unterthanen! Ein Kammerdiener höheren Ranges! Der Verwaltungsbeamte hat

nicht für Alles positive Grundsätze und versteigt sich oft zu eigenen Maximen, die ihm nicht gebühren, aber der Richter hat sein Recht und bekommt seine Gesetze geliefert, daß ihm alle idealen Gelüste vergehen."

„Wirst Du uns endlich mit Deinen Idealen verschonen!" fuhr Braun auf.

„Ein wahrer Beamten-Rembrandt oder Höllen-Breughel," sagte Wilhelm.

Ein bittender Blick Engels veranlaßte Hansen zu schweigen.

Es war damals das allgemeine Schicksal, daß man der Politik auszuweichen suchte und doch in jedem Augenblick mitten darin steckte und sich nicht davon loszumachen vermochte; die Gedanken, Pläne und Stimmungen des Jahres 1848 wallten noch in den Geistern und Gemüthern, wie nach einem Gewittersturm das Laub der Bäume noch zittert und säuselt.

Markus lachte hellauf, da es jetzt wieder stille war, und sagte:

„Ich kann nicht anders, ich muß Euch auslachen. Du bist doch der einzige Vernünftige, Philipp, denn Du sprichst nicht von Politik, aber Du sprichst auch überhaupt nicht viel. Gewiß denkt Philippchen an's Vielliebchen, Engel an seinen Engel!"

„Kann schon sein, Wilhelm! Wenn man fünf Jahre verlobt ist, verwächst die Braut mit Einem, daß man sich niemals von ihr trennt."

„Aber eine schrecklich lange Zeit, Philipp! Wird dann nicht aus der langen Zeit auch Langeweile?"

„Daß ich nicht wüßte! Es wiederholt sich Alles im Leben, das Schöne, was der Brautstand bringt, sehn wir gern sich wiederholen."

„Du bist aber heute Abend ganz besonders nachdenklich und sehnsüchtig!"

„Ja, ich sorge mich mit meiner Braut um ihre schwer kranke Mutter."

„Ihr seid doch," äußerte Hansen, „trotz Eurer Sorgen glückliche Menschen! Bei Euch knüpft sich das ganze Leben an Lieben. Du, Philipp, hast die Mutter und die Braut, noch dazu die Tochter einer Freundin Deiner Mutter, zur Seite, Wilhelm hat seine liebenswürdige Familie, Karl ist einer Geliebten gewiß."

Braun war bei Hansens ersten Worten aufgestanden und an's Fenster getreten, wo er, nach der Straße hinaussehend, für sich murmelte: „der hohle Egoist! jetzt wird er auch noch sentimental!" Er ahnte nicht, daß Hansens Worte gerade auf ihn berechnet waren, daß jener ihn beobachten wollte, um sich daraus über Brauns vermeintliche Stellung zu Marie Markus Klarheit zu verschaffen. Um so mehr verrieth sich dieser, indem er, von den letzten Worten überrascht, sich heftig herumdrehte und Hansen frug:

„Woher weißt Du das?"

„Ich weiß es nicht, ich glaube es nur."

„Das kann ich Dir nicht wehren," sagte Braun schroff.

„Die Sache ist mir aber doch verdächtig," bemerkte Wilhelm. „Können wir nichts davon erfahren?"

Braun antwortete: „Ihr kennt mich genug, um zu wissen, daß auch mein bester Freund von dem nichts erfahren würde, was ich mir vorgenommen habe zu verschweigen."

„Schade, Schade, daß wir nicht an Deinem Liebchen Theil nehmen können," sagte Wilhelm, „selbst in der Liebe noch ein Starrkopf zu bleiben!"

„Ihr Alle," fuhr Hansen in dem fort, worin er von Braun unterbrochen worden war, um sein Manöver zu verstecken, „Ihr Alle arbeitet und sorgt, leidet und freut Euch mit Andern, für Andre, die Ihr liebt, und Ihr wißt wohl gar nicht, was Ihr daran habt und was Einem fehlt, dem dies mangelt. Ich tröste mich indessen mit den Verehrern Brahma's, deren höchstes Ziel die Ruhe der Empfindungslosigkeit ist."

Eben die Wahrnehmung, die er an Braun gemacht zu haben glaubte, und die Vermuthung, die er daraus schöpfte, Marie möge mit demselben einverstanden sein, hatte das Gefühl, das er anfangs nur vorgegeben, wirklich in ihm hervorgerufen. Auch der genossene Wein, über den zahlreich umherstehende leere Flaschen Zeugniß ablegten, und der Weindunst und Cigarrendampf im Zimmer begannen ihre Wirkung zu thun. Bei allen Anwesenden traten die persönlichen

Eigenthümlichkeiten und Stimmungen schärfer und noch aufgeregt und gesteigert hervor. Hansen durchschauerte ein widriges Gefühl der Oede. Er suchte es von sich abzuschütteln, indem er gellend auflachte und rief:

„Da hat mich einmal der Wein sentimental gemacht. Schnell noch ein Glas, damit das Stadium der Empfindsamkeit in das der Empfindungslosigkeit übergeht! Das Feuer erweichet nicht bloß, sondern erhärtet auch!"

Er schenkte sein Glas voll und hob es in die Höhe.

„Goldener Wein! Heine sah in Dir die ganze Welt, alte und neue Völkergeschichte, Türken und Griechen, Palmen und Myrthen und das Bild der Geliebten und fühlte sich glücklich, — ich sehe in Dir das Nichts, die Leere und den Tod und bin — auch glücklich!"

Hastig leerte er das Glas und warf's dann zu Boden. Wilhelm sprach lachend:

„Und ich sehe in dem Weine Deinen Unsinn rumoren wie einen bösen höllischen Geist in einem Schwefelpfuhl! Ich schlage Dir das schöne Lied vor:

Alles fühlt der Liebe Freuden,
Schnäbelt, tändelt, herzet, küßt,
Und ich soll die Liebe meiden,
Weil ein Schwarzer häßlich ist.

Aber das Letzte paßt ja doch nicht auf Dich! Und Du hast ja stets das fabelhafteste Glück bei

den Schönen gehabt! Du bist offenbar nur mißvergnügt in der Liebe wie in der Politik!"

„Ich glaube, ich bin nicht recht fähig zur Liebe," antwortete Hansen, sein wahres Gefühl zugleich verspottend und verbergend; „ich wüßte nicht, wie ein Mädchen jemals eine Herrschaft auf mich ausüben sollte, so ein Ding — Eure Damen in Ehren, ich gebe Ausnahmen vom Geschlecht zu — so ein Ding halb Kind, halb Engel, eine Zusammensetzung aus Thränenüberfluß und Eitelkeit, ein klein Bischen klug und übrigens ein großes Theil einfältig, in himmlischen Gefühlen schwelgend und irdisch vernarrt in Blümchen und Kleidchen."

„Eine schöne Schilderung," sagte Engel. „Wer so viel Verstand und Geist hat wie Du, sollte sich doch wahrhaftig nicht in solchen Possen ergehn! Und nicht wahr, lieber Freund, es ist auch nicht Deine Meinung? Vor einem Menschen, der die Liebe von sich abweist, müßte sich Jedermann fürchten."

Hansen schwieg einen Augenblick, im Innersten getroffen. Braun bemerkte, im stillen Bewußtsein der eigenen Liebe in sich hinein lachend:

„Ja, es ist höchst sonderbar, daß man lieben kann. Seiner selbst um eines Andern willen vergessen streitet gegen das erste Gesetz des Lebens, die Selbsterhaltung."

Dabei erhob er sich und schlich unbemerkt davon, um seinem Gefühle nachzuhängen, während Engel fortfuhr:

„Ihr werdet alle noch erleben, wie viel Großes und

Schönes in einem solchen Ding, halb Kind, halb Engel, vereint sein kann!“

Hansen hatte Zeit gehabt, sich zu sammeln, und entgegnete:

„Ich sage, ein Mann kann aus einem Mädchen machen, was er will; er muß nur auf die Gefühle speculiren wie der Pfaffe auf der Kanzel; dann glaubt jedes Weib an ihn, wie an das Evangelium.“

„Versuche es lieber nicht,“ sprach Engel.

„Nein,“ erwiderte Hansen, „ich mache mich anheischig, zu meinem bloßen Vergnügen eine ganze Mädchengesellschaft zu Thränen zu bringen. Ich will eine Schlafrockspredigt halten, und zwar über's Lachen, und doch sollen sie überfließen wie Bäche im Frühjahr.“

„Ist es Dir Ernst?“ frug Wilhelm.

„Ja, ich wette mit Dir, wenn Du willst. — Drei Flaschen von der bekannten Sorte!“

„Gut, ich halte die Wette,“ sagte Markus.

Es wurde ausgemacht, daß dieselbe in einer Gesellschaft bei Wilhelms Eltern, die auf einen der nächsten Tage festgesetzt war, zur Entscheidung kommen solle.

Viertes Kapitel.

Ein geringes Versehen.

Worin liegt der Reiz des Staatsdienstes? Bedeutender Aufwand, schwere Prüfungen, um nur dahin zu gelangen, strenge Abhängigkeit, im Anfang von Vorgesetzten, bis an's Ende vom Geschäft selbst und vom Landesherrn, oft große Anstrengung und Verantwortlichkeit, und doch, auch bei hervorstechenden Leistungen, selbst am Abend des Lebens kaum eine sorgenfreie, oft im Gegentheil auch da noch eine sorgenschwere häusliche Lage: — sollte man nicht meinen, das müsse die Jungen wie die Alten abschrecken? Aber statt dessen bestimmt der Vater den Sohn, der Sohn sich selbst, zur schwierigen Laufbahn des Vaters, drängen alle Stände sich zu dieser Laufbahn. Was treibt sie? Der Gedanke, sich dem öffentlichen Wohle zu widmen und zu opfern, das Partikelchen der Herrschaft, das jeder Staatsdiener ausübt, die besondere Ehre des Standes, das kleine, aber doch sichere, wenn auch nur zum Theil sichere Einkommen?

Um dieselbe Zeit wie das Bankett, von dem wir im vorigen Kapitel berichtet, fand in einem anderen Hause der Residenz eine Erörterung Statt, die für Einen der Gesellschaft die größte Bedeutung hatte.

Der Hofbankier und Commerzienrath Stilling betrat in großer Eile die Geschäftsstube des Rechtsanwalts Rudloff.

Dieser empfing ihn, die Feder hinter dem Ohre, die Brille vor den Augen, mit dem Bedauern darüber, daß er ihn habe zu sich bitten müssen.

„Es ist abscheulich," sagte der Rentier, indem er fortwährend hin und her sprang, „daß ein Mann, der von seinen Zinsen leben muß, durch einen nachlässigen Beamten so um sein Geld gebracht wird! Wie hoch ist das Gut verkauft?"

„Nur für viertausend fünfhundert Thaler!" antwortete der Advocat trocken, unter der Brille hervorblickend, „die erste Hypothek darauf beträgt mit den Zinsen dreitausend, dann kommen einige privilegirte Posten, Steuern, Concurskosten u. s. w., für Ihre Hypothek wird nicht viel über tausend bleiben."

„Was! für meine Hypothek von dreitausend, die die erste sein soll! Ist das Gut so schlecht verkauft worden?"

„Die Zeit ist für den Verkauf ungünstig gewesen, der Werth ist höher."

„Also um die zweitausend bin ich gekommen!"

„Noch nicht ganz, Sie haben den Entschädigungsanspruch gegen den nachlässigen Beamten.“

„Wer ist der Beamte?“

„Nach Ihrer Pfandurkunde der Assessor Hansen.“

„Hansen? Hat er Etwas?“

„Das weiß ich nicht.“

„Was kann mir's dann helfen, wenn ich ihn anpacke! Ich bin ein betrogener Mann!“ Dabei schlug der kleine Herr mit seinem Stock um sich, als wollte er die ganze Welt prügeln.

„Schonen Sie nur meinen Spiegel,“ rief der Advocat aus, „sonst wird der Schade noch größer, actio ex lege Aquilia!“

„Hol' der Teufel Ihre ekligen Actien und Aquilien! Was weiß ich von Ihrem juristischen Kauderwelsch! Schaffen Sie mein Geld! meine zweitausend Thaler!“

„Soll ich sie Ihnen leihen?“ frug der Advocat höhnisch.

„Leihen? Soll ich erst von einem Andern gehängt und dann von Ihnen vergiftet werden? Das ist unverschämt, schändlich, einen geprellten Mann noch zu verhöhnen!“

„Herr!“ fuhr da auch der Advocat in die Höhe. „Dergleichen Reden erlauben Sie sich nicht, sonst sollen Sie mich von einer andern Seite kennen lernen. Warum lassen Sie mich entgelten, was ein Anderer verschuldet hat?“

Der kleine Rentier warf sich niedergeschmettert und erschöpft auf das Kanapee und biß die Zähne ingrimmig auf einander.

Der Advocat sah ihn mitleidig an und sagte: „Seien Sie ruhig und überlegen Sie die Sache mit mir, ich will Ihnen schon helfen.“

Der Rentier schöpfte neue Hoffnung und erwiderte lebhaft bittend:

„Helfen Sie mir, lieber Herr Rechtsanwalt! Rathen Sie mir, thun Sie, was Sie wollen, es ist mir Alles recht.“

„Ich denke,“ sprach Rudloff, „wir versuchen, was von Hansen zu bekommen ist. Er hat, so viel ich weiß, einiges Vermögen besessen, vielleicht besitzt er noch etwas. Und dann ist er ein begabter Mann, der Carriere machen wird; was wir jetzt nicht von ihm bekommen, können, wenigstens nach und nach, Gehaltsabzüge decken.“

„Ein begabter Mann? Ein nachlässiger Mensch! Gehaltsabzüge? Soll ich vierzig Jahre warten, bis ich mein Geld habe? Soll er mir's nachschicken in's ewige Leben?“

„Es ist doch gewiß besser warten als verzichten.“

„Verzichten! Ei da soll mich . . . . Alles soll er bezahlen!“

„Wenn Ihnen das so unangenehm ist, wäre es Ihnen denn recht, wenn ein Anderer das Geld bezahlte?“ sagte der Advocat mit pfiffigem Lächeln.

„Mag bezahlen wer will!"

„Dann wollen wir auch den Staat anpacken. Ich glaube, daß er für die Versehen der Beamten haften muß."

„Ja, ja thun Sie das! Er muß haften!"

Der Advocat erhielt den förmlichen Auftrag, mit Hansen zuerst in Güte zu verhandeln und nöthigen Falls den Rechtsweg gegen ihn einzuschlagen, schließlich auch den Staatsfiscus zu belangen.

Wir müssen aber erst den Leser über diese Angelegenheit aufklären.

Hansen hatte eine Zeitlang die Führung der Grund- und Hypothekenbücher bei einem auswärtigen Justizamt besorgt. Zu diesem Geschäft gehörte namentlich die Obliegenheit, bei der Ueberreichung von Verpfändungsurkunden zur gerichtlichen Bestätigung die Hypothekenbücher nachzusehen und etwa vorhandene ältere Hypotheken auf der Urkunde anzumerken, damit dieselben bei der Bestätigung vorbehalten werden konnten. Eines Tags überreichte der Besitzer eines kleinen Bauernguts, Namens Johann Christian Müller, eine Obligation, um darauf bei Stilling eine Summe von 3000 Thlr. zu borgen. Hansen verglich das Hypothekenbuch, und attestirte, daß auf dem Grundstück keine Hypothek hafte. Er hatte aber als die Nummer des Grundstücks 203 statt 205 gelesen, und das Grundstück unter dieser Nummer gehörte einem Johann Christoph Müller in demselben Ort, war auch ganz so beschrieben, wie

das verpfändete, denn beide Grundstücke waren Theile eines früheren größeren Guts. Die Besitzung des Johann Christoph Müller war in der That unverpfändet, aber auf derjenigen des Johann Christian Müller haftete eine Schuld von 2600 Thlr. nebst Zinsen, und eben zur Deckung dieser Schuld und anderer drängender Posten wollte der Erborger ein größeres Capital aufnehmen. Nachdem nun Hansen in Folge seiner Verwechselung bezeugt hatte, daß das Gut hypothekenfrei sei, wurde auf Grund dieses Zeugnisses die dem Hofbankier Stilling zu bestellende Hypothek ohne Vorbehalt bestätigt. Müller aber war von früheren Darlehnsgeschäften her einigermaßen mit dem gerichtlichen Gang derselben bekannt; er wollte seinen Augen nicht trauen, als er das Attest und die Confirmationsclausel las, merkte endlich, daß ein Irrthum vorgekommen war, und beschloß, davon Nutzen zu ziehen. Er ließ sich von Stilling das Capital auszahlen, das im anderen Fall der ältere Capitalgläubiger zur Tilgung seiner Hypothek erhalten hätte, und begab sich damit auf eine Reise, von welcher er nicht zurückkehrte. Bald meldeten sich zahlreiche Gläubiger, das Gericht erließ eine öffentliche Ladung an Müller und verfügte, da sie erfolglos blieb, die Beschlagnahme seines Vermögens und den Concurs darüber. Erst hierbei stellte sich heraus, was wir bereits wissen, daß nämlich zwei Gläubiger erste Hypotheken behaupteten und daß das verpfändete Gut nicht hinreichte, um beide

Gläubiger zu befriedigen. Hansen aber wußte von alle dem nichts, da er bei dem Justizamte, vor welchem diese Verhandlungen stattfanden, nur kurze Zeit geblieben und dann zum Kreisgericht in W. versetzt worden war. Sein Versehen war gewiß ein geringes, aber das konnte ihn nicht von der Pflicht zum Schadenersatz befreien, zu dem Ersatz eines Schadens, der zu seiner Einnahme in keinem Verhältniß stand.

Fünftes Kapitel.

Unglück in der Liebe.

Der Tag war herangekommen, an welchem sich Hansens Wette entscheiden sollte. Im Markusschen Hause hatte sich eine zahlreiche Gesellschaft von jungen Leuten beider Geschlechter eingefunden, unter ihnen Braun und Luise Stilling und Hansen, welcher von der ihm drohenden Bedrängniß noch nichts wußte und in der übermüthigsten Laune war. Philipp Engel und seine Braut fehlten, denn die Mutter der Letzteren war gestorben. An der feineren, aber nicht prunkhaften und das Reizende streng verhüllenden Tracht der Damen konnte man erkennen, daß die Gesellschaft durchgängig dem vornehmeren Mittelstande angehörte. Die Bewirthung war einfach, aber nirgends mangelhaft, der Ton der Unterhaltung, anfangs etwas schwerfällig und ängstlich, belebte sich langsam. Und dabei war Hansen am Platz. Während andere junge Männer sich scheu zurückhielten, trieb er sich beständig unter den Damen umher, bald ernst gefällig, bald neckend und

spottend. Dem oberflächlichen Beobachter mußte es scheinen, als bevorzuge er keine einzelne von ihnen, wer ihn jedoch aufmerksamer verfolgte, konnte bemerken, daß seine Blicke hauptsächlich Marie Markus suchten und seine Worte vor Allen ihr galten. Aber als die Tochter des Hauses war sie heute von den Geschäften zu sehr in Anspruch genommen; sie mußte die Gäste empfangen, auf alles Einzelne achten und die Dienstboten anweisen; außerdem beschäftigte sie das eigenthümliche Wesen ihrer Freundin Luise Stilling; denn weiblicher Scharfblick entdeckt nichts leichter als die Einverständnisse der Liebe. Marie hatte kaum etwas gemerkt, so zog sie sich von ihrer Freundin zu beobachtender Ferne zurück und ihre vorher zu Scherz und Neckerei aufgelegte Stimmung wurde still und ernst. Dies konnte auch Hansen, der schnell begriffen hatte, daß seine Vermuthung eines Einverständnisses mit Braun ungegründet war, nicht entgehen, aber es gelang ihm nicht, die Veranlassung herauszufinden. Er erschöpfte sich, ihr eine Freundlichkeit, ein Lachen abzugewinnen, er überbot seine Phantasie und seinen Witz, aber, wie es den Männern in solchen Fällen oft ergeht, er gerieth dabei nicht selten in Uebertreibung und Effecthascherei, streifte über die Grenze des Schicklichen hinaus und erreichte gerade den umgekehrten Erfolg, als den er beabsichtigte, und wieder je weniger Beifall er fand, um so mehr steigerte auch der Mißmuth seine Erregtheit.

In dieser Stimmung gedachte er seiner Wette und

ergriff damit unbewußt die Gelegenheit, seiner Bitterkeit Luft zu machen.

Man hatte bisher abwechselnd getanzt, musicirt, Charaden aufgeführt, die Reihe war an den Pfänderspielen. Es wurde ein Teller gedreht und dabei ein Name gerufen, der Nachbar zur Rechten des Gerufenen mußte den Teller noch im Drehen auffangen und, wenn er zu spät kam, ein Pfand geben. Es schien auf Hansen abgesehen, denn seine Nachbarinnen wurden beständig gerufen und er war so sonderbar zerstreut, daß er fast regelmäßig ein Pfand geben mußte. Daß über ihn gelacht wurde, erboste ihn immer mehr, und die zunehmende Erbitterung machte ihn nicht aufmerksamer. Nach einer Weile hatte er und fast allein er eine Reihe Pfänder verloren. Es wurde berathschlagt, wie er sie einlöse, er selbst schlug vor, daß er eine Schlafrockspredigt halten wolle, und fand den lebhaftesten Anklang. Wilhelm, dem er zuflüsterte, es gelte die Wette, war bereit, ihn zu unterstützen, Braun, dessen Urtheil über den Ausgang der Wette entscheiden sollte, weigerte sich anfangs, weil ihm dieselbe mißfalle, gab aber dem Drängen der Freunde und namentlich den heimlichen Vorstellungen Markus', es werde ein rechtes Gaudium geben, nach.

Es ist wohl bekannt, worin eine Schlafrockspredigt besteht. Eine Person sitzt, in einen wo möglich recht weiten Schlafrock gehüllt, vor einem Tisch, hinter ihr, vom Schlafrock versteckt, aber mit den Händen in dessen Aermeln, eine andere, und diese gesticulirt, während

jene nur spricht. Eine Schnupftabaksdose und eine Lorgnette erhöhen die drastische Wirkung der Posse. Während also Wilhelm im Rücken Hansens saß und nach seiner Willkür gesticulirte, die Hände bald über dem Kopf zusammenschlug, bald auf's Herz legte, bald auf die Brust klopfte, bald Hansens Schnurrbart drehte, bald eine Prise zu dessen Mund statt an die Nase führte, bald ihn durch eine Lorgnette sehen ließ, hielt Hansen in unerschütterlicher Ruhe ungefähr folgende Rede:

„Ich bin im Begriff, Ihnen eine kleine Abhandlung über das Lachen zu liefern. Es liegt mir sehr nahe, denn ich sehe Sie eben zu meinen geschickten Geberden lachen und ich muß mir Gewalt anthun, um Sie nicht zu accompagniren. Indessen wenn man sich einmal so weit überwunden hat, nicht mitzulachen, wenn man kühl betrachtet, wie diese Zuckungen der Muskeln alle Gesichter verändern und diese Veränderung in den meisten als eine Verzerrung und Entstellung erscheint, so hat man es sehr leicht, nicht mitzulachen, ja man könnte dann das Lachen zum Weinen finden. Wir besitzen schon lange die Fähigkeit zu weinen, ehe wir lachen lernen, das Grinsen des Kindes wird erst zum Lächeln und später zum Lachen, wir können schon lange den Schmerz verstehen, ehe wir den Witz begreifen. Haben wir aber einmal lachen gelernt, dann können wir lachen nicht bloß über den Witz, sondern auch über nichts, ja über den Ernst und den Schmerz. Denn damit fängt das Bewußtsein an und mit dem Bewußtsein die freie

Verfügung über unsere Muskeln und die Kraft zur Heuchelei. Wir können Belustigung erheucheln, wo wir Schmerz fühlen. Das Lachen ist die Frühlingsblume des Lebens, aber der Gärtner erzeugt auch im Winter Frühlingsblumen. Ja, wir machen uns oft den sonderbaren Spaß zu lachen, wo wir weinen möchten, und es gehört sogar zum guten Ton der Gesellschaft. Tiefe, thränenreiche Gefühle, Rührung, Trauer und Sorge passen nicht für sie, es ist Pflicht des Anstandes, stets vollkommene Herrschaft über das Gemüth und den Körper zu behaupten, und Pflicht der Höflichkeit, demjenigen, der uns bewirthet, und seinen Gästen stets ein frohes Gesicht zu zeigen. Darum ist die Schlafrockspredigt, die Lachen erwecken soll, ungeachtet des für die Gesellschaft verpönten Kleidungsstückes, das ihr den Namen gibt, eine vollkommen erlaubte Unterhaltung. — In der That, wir können über Eins und Dasselbe lachen und weinen, wir lachen und weinen oft zugleich und durcheinander. So thut der unschuldig Gefangene, wenn er nach seiner Freisprechung zuerst die Sonne begrüßt, die Mutter, deren Sohn verloren geglaubt war und aus der Ferne zurückkehrt, die Liebende, wenn sie erfährt, daß sie geliebt wird, und in die Arme des Geliebten stürzt! So können wir zugleich lachen und weinen über die Thorheit und das Ungeschick der Menschen, das äußerst Komische grenzt an das höchst Tragische, auch die Verzweiflung lacht. Ja wir können lachen, wenn uns eine Geliebte verschmäht, wenn uns ein Freund, ein Bruder, ein Kind stirbt, wenn wir uns

durch eine Schuld oder eine Schmach vernichtet fühlen, wenn wir selbst mit dem Schmerz, mit dem Tode ringen. Kein beweinenswerthes Unglück ist so groß, daß wir es nicht auslachen könnten!"

Er hatte die pathetischen Stellen im Tone tiefen Gefühls gesprochen und damit manches Herz getroffen und gerührt, die lebhaften Geberden Wilhelms hatten durch ihren Contrast die Wirkung der ernsten Worte Hansens nicht beeinträchtigt, sondern erhöht. Als dieser schloß, waren die meisten Mädchenaugen feucht und die meisten Taschentücher im Gang. Er blickte Markus triumphirend an, wurde aber schnell in seinem Triumph gestört. Denn der Wirth trat zu ihm und sagte: es scheine ihm Freude zu machen, frohen und zur Freude versammelten Menschen die Freude zu nehmen und Leid und Wehe zu erwecken und in's Gedächtniß zurückzurufen; das beweise Fühllosigkeit und Selbstsucht; er möge ihm, dem Wirth, es nicht übel nehmen, daß er so mit ihm rede, denn jede Störung der Gesellschaft verletze den Wirth. Wilhelm schlich sich, als er dies hörte, still hinweg; er hatte eine solche Wirkung nicht vorhergesehen. Hansen wurde sich erst jetzt des Frevelhaften seines Beginnens bewußt und vermochte in der Bestürzung kaum ein Wort zu erwidern; er bat endlich stotternd um Entschuldigung, daß der Scherz, den er beabsichtigt, durch seine Verstimmtheit so ernst ausgefallen sei, Markus möge ihn nicht für gefühllos hatten, wo er nur die Wirkung nicht ganz voraus berechnet habe; er

werde sich bemühen, die Gesellschaft wieder zu ermuntern. Aber alle Mühe, die er sich zu dem Zwecke gab, indem er Unterhaltungen, Spiele, Tänze vorschlug, war vergebens; die Mädchen wichen ihm in dem Gefühl aus, daß er mit ihnen und ihren Herzen ein geringschätziges Spiel getrieben habe; die Stimmung Aller war nach der Aufregung abgespannt, matt und zerfahren. Er suchte Marien, um sich bei ihr zu entschuldigen, während sie jede Begegnung vermied. Braun sagte zu ihm:

„Deine Wette hast Du gewonnen, Du magst den Champagner trinken, aber er wird Dir sauer schmecken! Ich mag keinen Tropfen davon!“

Sechstes Kapitel.

Dienst für Dienst.

Hansen dehnte sich noch schlaftrunken im Bett und gedachte unzufrieden des vergangenen Abends, als ihm ein Brief überbracht wurde. Er fing an zu lesen, aber nach den ersten Zeilen sprang er voll Entsetzen auf, — er empfing die erste Botschaft von seinem Versehen, von seinem Ruin. Denn sein geringes Vermögen war aufgezehrt, sein Gehalt genügte kaum zum standesgemäßen Leben. Und, wenn sein Versehen bekannt wurde, wie war es dann mit Amt und Stellung? Er sah, wenn anders die Behauptungen des Advocaten gegründet waren, — und daran vermochte er schwer zu zweifeln, — nur eine Hülfe, und diese zu suchen war ihm überaus peinlich. Kein fühlender Mensch mag so leicht von der Freundschaft ein Vermögensopfer verlangen, die Freundschaft zu Geld gemacht ist entweiht, der Freund als Gläubiger ist ein Herr; für Hansen war es doppelt unangenehm, gerade nur von Wilhelm, in dessen Familie er gern eine vollkommen selbständige

Stellung eingenommen hätte, den Dienst verlangen zu können. Aber es blieb ihm keine Wahl, vermögende Verwandte besaß er nicht, und um Aufsehen zu verhüten, mußte er jedem gerichtlichen Schritte zuvorkommen.

Er machte sich also auf den Weg. Wilhelm befand sich auf seiner Stube; die Erinnerung an den vergangenen Abend, an seine Mitschuld bei Hansens Predigt schwirrte ihm unangenehm durch den Kopf und wurde noch durch Hansens Erscheinen angeregt. Dieser setzte ihn von seiner Noth in Kenntniß; das Herz wurde ihm schwer, als Wilhelm den Zweck der Mittheilung nicht zu verstehen schien und einfach mit Trostgründen zu beruhigen suchte. Deutlicher zu sprechen genöthigt, setzte er seine ganze Lage auseinander und schloß mit der Berufung auf Wilhelms oft versicherte und erprobte Freundschaft und mit den Worten, daß er jetzt keine andere Hülfe als die Freundschaft wisse.

Wilhelm kratzte sich unschlüssig hinter den Ohren. Jeder Einschränkung ungewohnt hatte er nie Geld übrig, obgleich er nicht spärlich gehalten wurde; auch ist die Aufopferung selten die Freude des Reichthums. Er antwortete, er habe kein Geld vorräthig und würde sich an seinen Vater wenden müssen, dieser aber sei nach dem, was er am Abend zuvor geäußert, schwerlich zum Helfen geneigt.

Hansen deutete darauf hin, ob Wilhelm auch nicht

für sich vom Vater bekommen würde. Wilhelm zuckte die Achseln, erbot sich aber, den Versuch zu machen, und entfernte sich. Hansen blieb in der höchsten Spannung zurück.

Nicht lange, so wurde die Thüre mit freundlichem Zuruf geöffnet. Einen Augenblick meinte Robert, es bedeute seine Erlösung. Aber alsbald sah er Marien vor sich. Sie war im Morgenröck und Häubchen und dünkte ihm reizender als je. Sie starrten einander verwundert und verlegen an. Er grüßte endlich und frug nach ihrem Befinden. Sie antwortete und wollte sich entfernen. Er hielt sie mit der Frage zurück, ob auch sie wegen seiner Schlafrockspredigt zürne. Sie schwieg. Er fuhr fort, sie werde ihm vielleicht nicht zürnen, wenn er ihr die Ursache seiner Bitterkeit mittheile. Sie machte mit der Hand eine abwehrende Bewegung, allein er ließ sich nicht zurückhalten. Er habe immer an ihr das tiefste Interesse genommen, im Verkehr mit ihr, durch ihr ganzes Wesen angezogen, sich wohl und glücklich gefühlt und gemeint, daß er ihr nicht ganz gleichgültig sei.

Sie unterbrach ihn hastig:

„Gleichgültig? Nein. Aber mehr zu glauben, habe ich gewiß keinen Anlaß gegeben.“

Er ließ den Kopf sinken, fuhr aber doch mit leiser Stimme fort:

„Es schien mir oft, als nähmen Sie an mir größeren Antheil als an Anderen, seit einiger Zeit freilich

merkte ich nichts davon und gestern waren Sie fremd und kalt gegen mich und wichen vor mir zurück. Dadurch gerieth ich außer mir, nur dadurch, und in solcher Stimmung habe ich gefrevelt. Wüßten Sie, wie all mein Hoffen und Streben mit Ihnen verknüpft ist, wie jeder freundliche Blick mich erfreut, welchen Einfluß überhaupt Sie auf mich üben . . . . ."

Marie stand an einem Tisch gelehnt und sah ernst und traurig zu Boden, um nicht mit ihren Augen denen des Bittenden zu begegnen. Jetzt suchte Hansen ihre Hand zu ergreifen. Sie litt dies nicht und sagte:

„Ich weiß es, ich wußte es lange. Ich habe an Ihnen eine Zeitlang großes Interesse genommen, aber es ist etwas in Ihnen, was mir nicht gefällt."

„O Sie können aus mir machen, was Sie wollen!"

„Nein, ich könnte es nicht! Muß ich es denn sagen? . . . Ich . . . . liebe Sie nicht."

Mit diesen Worten ging sie schnell hinaus.

Robert blieb eine Weile in sich versunken in gebeugter Haltung stehen. Er hatte, wenn er es auch gegen seine Freunde verleugnete und den Unempfindlichen spielte, Marie Markus wahrhaft ohne Nebenrücksichten geliebt; sie war ihm das Ideal der Weiblichkeit, das Ideal seiner Wünsche gewesen, mit ihr hingen alle seine Pläne für die Zukunft, seine liebsten Gedanken zusammen; die Eigenliebe hatte ihn über

Mariens Gefühle getäuscht. Nun war das Gebäude mit einem Schlage zertrümmert, es kam ihm vor, als stände er auf einem einsamen Felsen, die Brücke nach der Vergangenheit abgebrochen, ohne einen Nachen in die Zukunft, ohne Zusammenhang mit der Welt, als hieße das Leben für ihn bloß noch sich hinschleppen zum Sterben. Aber plötzlich schüttelte er sich und raffte sich empor.

„Gut, daß ich es weiß,“ sprach er für sich, „nun vorwärts ohne falsche Einbildungen! Nicht mehr mit der Fata morgana der Luftspiegelungen nach der Wüste, sondern mit der klaren Fernsicht von Ort zu Ort nach lachenden Fluren! Was ist verloren mit einer Liebe? Eine Fessel, deren Druck nicht gerade fühlbar ist, aber immer eine Fessel für den freien Willen des Mannes! Freiheit, ein Stück Freiheit gewonnen!“

Aber was er mit sich sprach, war doch nicht ganz seine Meinung, denn er blickte dazu, den Kopf an eine Fensterscheibe drückend, düster vor sich hin und lachte nur krampfhaft. Draußen lag in der Morgensonne ein im ersten Aufblühen begriffener, schneeweiß blendender Garten, er hätte lieber ein schwarzes Stoppelfeld in finstrer Nacht vor sich gehabt, heute waren ihm Blätter und Blüthen, Sonne und Frische verhaßt.

So traf ihn Wilhelm. Er hatte ein schlechtes Geschäft gemacht. Auf seine Bitte bemerkte der Vater, ehe er Geld geben könne, müsse er den Zweck erfahren, Wilhelm konnte und wollte denselben nicht angeben;

und der Vater schloß aus dieser Weigerung kaufmännisch auf etwas Bedenkliches und schlug das Verlangte rund ab. Auf dem Rückweg kam Wilhelm an Marien vorbei, welche in einem Zustande von Verwirrung davon eilte, ohne ihn zu gewahren, und ihm dadurch nicht wenig auffiel. Die Stellung, in der er jetzt Hansen antraf, lieferte ihm den Schlüssel und es that ihm nun doppelt leid, demselben eine abschlägliche Antwort überbringen zu müssen.

Hansen kehrte sich bei seinem Eintritt nach ihm um und sagte:

„Ich weiß, was Du bringst. Nichts.“

„Es ist mir nicht gelungen, von meinem Vater das Geld zu bekommen.“

„Gut, ich danke Dir für den Versuch. Die Freundschaft hat das Ihrige gethan.“ — Er konnte sich nicht enthalten, dies mit einem bitteren Lächeln zu begleiten.

„Ich habe es wahrhaftig nicht an Bemühungen fehlen lassen,“ antwortete Wilhelm, „was könnte ich nur noch thun? Ich will selbst borgen, ich werde Geld auftreiben, — aber freilich wenn mein Vater das erführe . . . .“

„Laß nur,“ entgegnete Hansen, da er Wilhelm so zögern sah, spöttisch, „Dein Vater würde bös werden! Mag's kommen! Ein Mensch mehr oder weniger zu Grunde gerichtet, was liegt daran?“

„Nein, ich werde Dir helfen.“

„Ich aber will Deine Hülfe nicht mehr. Lebe wohl!“

Sie reichten sich mechanisch, nur wie aus Gewohnheit, die Hände. Hansen ging hinweg. Es war ihm nun fast lieb, daß Alles gekommen war, wie wir erzählten. Ohne Mariens Liebe wäre ihm der Verkehr im Markusschen Hause peinlich, Wilhelms Freundschaft und Opfer ein lästiges Band an das Haus gewesen; Mariens Liebe wäre ihm nicht minder zur Qual geworden, wenn ihn das Band einer Geldschuld an den Vater und Bruder geknüpft hätte. Er fühlte sich frei. Aber er trug dennoch einen bitteren Groll mit nach Hause. Eine tiefe Wandlung war in ihm vorgegangen. Wahre, schöne und freudige Gefühle waren verletzt und verdrängt, kalt, freudlos blickte er in die Welt. — —

Den Abend desselben Tages führte ihn eine Einladung zum Freiherrn von Feldheim. Derselbe hatte zu Roberts Vater in vertrauten Beziehungen gestanden und dann das Wohlwollen für den Vater auf den verwaisten Sohn übertragen, und war diesem auf mancherlei Weise nützlich gewesen. Er sah es trotz des Unterschieds der Jahre gern, wenn Hansen ihn besuchte, und wußte seinerseits diesem die Besuche und die Unterhaltung angenehm zu machen; denn Aristokrat durch und durch, besaß er auch den feinen Takt, weder seinen höhern Rang und vornehmeren Stand, noch sein reiferes Alter noch seine überlegene Erfahrung fühlen zu

lassen, und jene Herrschaft über die Form, durch welche eine Unterhaltung an Reiz gewinnt, ohne ins Bedenkliche auszuarten. In Folge seiner Besuche beim Vater war Hansen auch mit den Kindern Franziska und Alfred bekannt geworden, Alfred, Kürassierlieutenant, war nur um wenige Jahre jünger als Hansen, Franziska stand in der schönsten Blüthe der Jugend. Eine zierliche Gestalt, ein feines, wenn auch nicht ganz regelmäßiges Gesicht, mit braunen Augen und braunen gelockten Haaren, gefühlvoll und schalkhaft zugleich, war sie der allgemeine, namentlich des Vaters Liebling.

Hansen fand eine kleine Gesellschaft verschiedenen Alters und Geschlechtes aus dem Kreise der Aristokratie versammelt. Herr von Feldheim mit seiner hohen und breiten Gestalt begrüßte ihn wie einen alten Bekannten und das bestimmte auch die übrigen Anwesenden, ihn zu behandeln, als wenn er in ihre Kreise gehörte. Der Sohn des Hauses begegnete ihm treuherzig freundlich, die Tochter fesselte ihn sogleich.

„Wie selten kommen Sie jetzt, Herr Assessor!“ sagte sie, mit einem Fächer spielend.

„Sie haben mich doch wohl nicht vermißt, gnädiges Fräulein!“

„Ein junges Mädchen hat immer gern Gesellschaft.“

„Und die Puppen reichen nicht mehr dazu aus!“

„Sie Spötter! So geht es uns, wenn uns die Herren noch mit Puppen spielen sahen. Wir gelten ihnen

nicht für voll, statt daß unsere Jugend ihre Theilnahme erwecken müßte."

„Verzeihung! Es schien mir, als legten Sie weniger Werth auf die Gesellschaft meiner Person als überhaupt auf Gesellschaft!"

„Darf man einem Herrn sagen, daß man ihn selbst gern sieht?"

„Wollten Sie das sagen?"

„Abermals Spötter und Quälgeist dazu! Was ich nicht sagen darf, das will ich auch nicht sagen. Sie sind recht häßlich!"

„Und ich werde doch vermißt? So geht es uns! Wir müssen mit den Damen Krieg führen, um ihr Interesse zu erwecken."

„Wir sollten die Männer vielleicht wirklich für unsere Feinde halten, weil sie stets mit uns Krieg führen und nichts von Frieden wissen wollen."

„Aber Waffenstillstand ist uns doch zu Zeiten erwünscht!"

„Um neue Kraft zu boshaften Angriffen zu schöpfen!"

„Nein, damit der Krieg nicht uns selbst gefährlich werde!"

Bei diesen Worten küßte er, während Franziska erröthete, ihre Hand und mischte sich unter die übrige Gesellschaft, welche sich in verschiedene Gruppen vertheilt hatte. Ueberall unterhielt man sich in jenem scheinbar zwanglosen, gefälligen Ton, der der vorneh-

meren Gesellschaft eigen ist, und mit eben demselben scheinbaren Interesse von dem Unwichtigen und Leeren wie von dem Bedeutenden. Ehe aber Hansen sich zu einer der Gruppen gesellen konnte, nahm ihn der Wirth in Anspruch. Er zog ihn bei Seite und begann:

„Schenken Sie mir ein Paar Augenblicke! Ich habe eine Frage im Vertrauen an Sie zu richten. Unser Landesherr will das jetzige Ministerium, das ihm mißfällt, entlassen und ein neues gründen, an dessen Spitze ich treten soll. Sie kennen mich genug, um zu wissen, was das bedeutet. Es treibt mich kein Ehrgeiz, anzunehmen, was mir zugedacht wird, sondern die Ueberzeugung, daß die Zwecke und Mittel der jetzigen Verwaltung nicht immer die richtigen sind und daß ich dem Staate Dienste leisten kann. Nicht etwa, als ob ich mir besondere Fähigkeiten zutraute; aber ich habe schon deßhalb einen besseren Boden als das jetzige Ministerium, weil ich beim Fürsten in Gnaden stehe und Vieles über ihn vermag, wo andere und vielleicht bessere Männer nichts ausrichten; andererseits glaube ich dadurch, daß ich annehme, verhindern zu können, daß eine Partei, die überall nur ihr eignes Interesse verfolgt, zur Herrschaft gelange. Sie wissen, ich bin Aristokrat und conservativ, aber nicht reactionär. Ich verhehle mir indessen nicht, daß meine Stellung gegenüber Liberalen und Demokraten eine sehr schwere sein wird, möglich sogar, daß ich zur Gewalt schreiten muß. Ich kann deßhalb mein neues Amt nicht antreten, ohne

mich einiger fähigen Beamten zu versichern. Ich habe an Sie vor Allen gedacht. Wir kennen uns lange genug, um uns gegenseitig zu vertrauen. Ich weiß zwar, daß Sie liberal sind, aber ich weiß auch, daß Sie nicht zu denen gehören, die mit dem Kopf durch die Wand wollen. Glauben Sie, daß Sie mit mir gehen können?"

Hansen schwieg eine Weile. Wie es immer die Augenblicke heftiger Aufregung mit sich bringen, flogen bei ihm die Gedanken durcheinander, als wären sie nicht an das Nacheinander der Zeit gebunden. Die ehrsüchtige Lust, rasch emporzusteigen und Andere zu überflügeln, wechselte mit dem Zweifel in seine Kraft und in den Erfolg, sein Vertrauen zu Herrn von Feldheim mit dem Mißtrauen in die Partei, auf welche dieser sich stützen mußte, sein Groll gegen Wilhelm Markus, der ihn im Stich gelassen, mit der Dankbarkeit gegen den Freiherrn, der ihm freiwillig entgegenkam, die Hoffnung größerer staatsmännischer Wirksamkeit mit der Furcht, sich selbst in fremden Plänen zu verlieren und von allem Verwandten losgerissen und immer weiter weggetrieben zu werden, die Freude über die Würdigung seiner jugendlichen Kräfte mit der niedergeschlagenen Stimmung, in welche ihn seine bedenkliche Lage versetzt hatte. Die Sorge um diese Lage, die ihn heute den ganzen Tag gequält, drängte für den Augenblick alle anderen Erwägungen und Empfindungen zurück. Er sagte fast lautlos: „Ich kann Ihnen keine Hülfe

sein, wenn ich es auch wollte, denn ich bin ein ruinirter Mann!"

„Ich weiß, was Sie sagen wollen," sprach Feldheim gelassen und lächelnd, „ich habe zufällig gehört, daß Sie durch ein Versehen in Bedrängniß gerathen sind. Seien Sie ruhig darüber. Von der Pflicht zur Entschädigung können Sie nicht entbunden, aber sie kann Ihnen erleichtert werden. Ich bin wenigstens der Ansicht, daß der Staat im Interesse des Realcredits mit für das Versehen haften muß, und werde dafür sorgen, daß zunächst der Staat die Einbuße des Kaufmanns Stilling deckt, sich aber auch wieder an Ihrer Besoldung durch allmählige Abzüge schadlos hält, und daß diese Besoldung um ein Beträchtliches erhöht wird. Ich denke, es werden Ihnen Abzüge von 200 Rthlr. auf eine Besoldung von 1200 bis 1400 Rthlr. nicht sehr lästig fallen."

Hansen verstummte wieder. Er war überrascht, sein Geheimniß bekannt zu sehen, und wußte nicht, ob er es für eine Zartheit halten sollte, daß der Freiherr ihm eine Bitte ersparte, oder in dessen Kenntniß von der Sache den wahren Anlaß zu erblicken hatte, daß er jetzt mit ihm verhandelte.

Feldheim mochte einen solchen Gedanken in seinen Mienen lesen; denn er nahm das Wort wieder:

„Es versteht sich von selbst, daß diese Gunst gegen Sie nicht davon abhängig gemacht werden kann, wie Sie sich erklären werden."

Hansen athmete auf und äußerte nach einigem Besinnen:

„Ich begreife nicht recht, in welcher Weise ich Sie unterstützen könnte, da der Wille des Richters durch die Gesetze gebunden wird.“

„Sie mögen sich zur Verwaltung wenden oder auch Richter bleiben und nur einzelne Arbeiten anderer Art übernehmen. Aber selbst als Richter würden Sie mir nützen, wenn Sie nur den Feinden meiner Verwaltung entgegenträten. Auch kommt es oft bei der Auslegung von Gesetzen auf politische Maximen an.“

„In manchen Punkten glaube ich Ihnen meine Mitwirkung zusichern zu können.“

„Blinde Unterwerfung verlange ich nicht und kann ich nicht verlangen. Im Verwaltungsfach würden Sie freilich noch einen größeren Wirkungskreis erhalten.“

In diesem Augenblick trat die Tochter des Hauses hinzu. Sie schalt mit ihrem Vater, der einen Gast ganz für sich in Anspruch nehme, und mit Hansen, der sich der Gesellschaft entziehen lasse.

Der Freiherr sagte:

„Ich überlasse ihn Dir von jetzt an. Ich gebe Ihnen Zeit zur Ueberlegung, Herr Assessor, lassen Sie mich morgen Ihren Entschluß wissen.“

Franziska horchte auf:

„Du machst mich neugierig. Habt Ihr Heimlichkeiten?“

Ihr Vater erwiderte mit einem für Hansen bezeichnenden Blick:

„Ja, für Dich so gut, wie für Andere."

„So muß ich mich zufrieden geben," sagte Franziska, „aber nun kommen Sie auch schnell zu uns. Es ist gar nicht recht von meinem Vater, daß er Geschäfte mit in die Gesellschaft bringt, die Männer sind ja überhaupt kaum von ihren Geschäften zu trennen."

Hansen antwortete, mit ihr sich entfernend:

„Unser Leben besteht in unserem Wirken und unserer Arbeit."

„Und alles Andere ist Nebensache? Wie sonderbar wäre das! Was uns ganz erfüllt, was bei uns dem Leben erst Bewegung und Reiz gibt, was jedes Interesse erhöht und jede Pflicht versüßt, das wäre den Männern nur eine Pause, in der das Leben still steht? Wie sehr täuschten wir uns dann, wenn wir bei den Männern ein tieferes Interesse für das unsere, einen Begriff für unsere Bedürfnisse suchen!"

„Ich habe zu viel gesagt und doch möchte ich behaupten, daß nur ein Mann, der ganz seinem Wirken lebt und sich von dem Bedürfniß des Herzens losreißt, dem höchsten Schwung des Geistes folgen und männliche Größe erlangen kann."

Sie sah ihn groß an, als zweifelte sie daran, daß er seine wahre Meinung ausspräche.

„Ach, Sie scherzen! Dann wären wir Frauen nur die Hemmketten an den Triumphwagen der Männer!

Glauben Sie nicht, daß wir auch ihrem Geiste einen höheren Schwung zu geben vermöchten?"

„Die Beispiele sind seltener als man denkt."

„Weil die großen Männer überhaupt selten sind?"

„Und weil nur wenige Frauen sich ganz für den Mann opfern, seine Thätigkeit unterstützen, seinem Schwunge Flügel geben. Das Herz des Weibes ist oft nur ein anderer Ausdruck für die Selbstsucht des Weibes."

„Wie boshaft! Müssen Sie nicht dasselbe auch vom Herzen des Mannes gelten lassen?"

„Gewiß, aber der Mann muß auch seinen eigenen Weg gehen, bei ihm ist in der Regel Selbst*liebe*, was bei der Frau Selbst*sucht* ist. Uebrigens reden wir selten von unserem Herzen als einem Inbegriff alles Schönen und Großen, nur das schöne Geschlecht hält sein Herz für ein solches Ideal."

„O ja, unser armes Geschlecht ist der Inbegriff aller Eitelkeit! Denken Sie wirklich so gering von uns?"

Sie sagte das so traurig wehmüthig hin, daß Robert sich der Rührung nicht erwehren konnte. Er antwortete freundlich:

„Nein, nicht von Allen. Es gibt auch schöne Seelen, die weit über uns stehen."

„Ist das auch Ihre wahre Meinung?"

„Wie soll ich sie Ihnen bekräftigen?"

Franziska dankte ihm durch einen heiteren Blick und schloß:

„Ich will Ihnen für heute glauben.“

Sie nahmen neben einander unter einem Kreis jüngerer Leute Platz, die sich von Bällen, Theatervorstellungen und Hoffesten — den gemeinsam genossenen Vergnügungen — unterhielten; Scherze, Sticheleien und boshafte Bemerkungen belebten das Gespräch. Aber Franziska und Hansen mischten sich nicht hinein. Letzterer war in sich versunken und gab sich kaum die Mühe, ein verbindliches Lächeln zu zeigen; Franziska schien noch mehr mit sich beschäftigt, ihre Blicke ruhten oft wie selbstvergessen auf Hansen, ihre Gedanken schienen die seinigen errathen zu wollen. Ihr Schweigen mußte die Aufmerksamkeit erregen, man wechselte Blicke der Muthmaßung, endlich konnte man laute Aeußerungen nicht mehr unterdrücken. Der Graf Wartenstein, ein immer lachender Spötter, frug Franziska:

„Aber, meine Gnädige, welche geheime Gedanken machen Ihnen zu schaffen? Daß unser gelehrter Assessor sich für Hoffeste nicht interessirt, finde ich sehr natürlich. Sie dagegen haben diese Feste jetzt zum ersten Male genossen, und zeigen doch so wenig Interesse dafür!“

Franziska erröthete tief, wie sich selbst bewußt werdend. Sie fand keine Antwort.

Graf Wartenstein fuhr fort:

„Es wäre doch sehr traurig, wenn auch die junge Generation unserer Damen unsere Partie verließe.“

Franziska wurde nur verlegener. Hansen suchte ihr beizustehen, indem er sagte:

„Sie wissen, Herr Graf, das Schöne flieht den Streit der Parteien.“

„Und wir Männer nehmen Partei für das Schöne,“ bemerkte der Graf.

Franziska, in steigender Verlegenheit, war dem Weinen nahe. Da stand Fräulein Thekla von Eisleben auf, nahm sie beim Arm und sprach herzlich:

„Mein liebes Kind! die bösen Menschen sind Egoisten; sie sind beleidigt, wenn man ihnen nicht zuhört, als wären ihre Bosheiten Evangelien; wir müssen uns gegen sie mit dem gleichen Uebermuth bewaffnen.“

Die Gesellschaft erhob sich zur Tafel. Wartenstein bat Franziska sich mit ihm auszusöhnen und reichte ihr den Arm, sie setzte sich zwischen ihm und Hansen. Jener konnte begünstigt scheinen, denn sie richtete an ihn, was sie Pikantes zu sagen wußte, aber zu diesem sprach sie schlicht und klar, wie zu dem, welchem wir uns ohne Schmuck und Falsch zeigen wollen. Hansen befand sich anfangs nicht in der Stimmung, sich dem naiven Plaudern eines Mädchens zu überlassen, es fesselte ihn auch die Unterhaltung seiner Nachbarin gegenüber, der Baronin Eisleben, die durch ihr Benehmen gegen Franziska seine Aufmerksamkeit erweckt hatte und ihn jetzt durch ihre Bemerkungen anzog und in das Gespräch verwickelte. Allein er fühlte sich doch zu fremd unter der anwesenden Gesellschaft und diese selbst war überhaupt zu vornehm kalt, als daß ihm nicht — und gerade heute — warme, treuherzige Freundlichkeit hätte

wohlthun sollen. Er schenkte Franziska immer mehr Interesse und wurde immer herzlicher gegen sie und verließ endlich das Haus des Freiherrn viel heiterer, als er es betreten hatte.

Es liegt eine wunderbare Gewalt in der naiven Unschuld eines Mädchens in der ersten Blüthe der Jugend. Die vollkommen entwickelte, zur Herrschaft über die Bewegungen ihres Geistes und Körpers gelangte Frau fesselt und bezaubert den Mann durch die kluge Kenntniß dessen, was ihn reizt, durch Benutzung seiner Leidenschaft, durch scheinbare Zurückhaltung und scheinbare Hingebung; das junge Mädchen entzückt ihn durch Unbekanntschaft mit dem Reizenden, durch offenes Geben und Nehmen, durch den Mangel an Klugheit selbst. Dort reizt die selbstbewußte Freiheit, hier die unbewußte Hingabe, dort siegt der Geist, der jede Bewegung bestimmt oder regelt, hier das regellos schwankende Herz. Diese Gewalt empfand auch Hansen, ohne doch gerade Franziska zu lieben, denn Marie Markus hatte bis dahin sein Herz erfüllt. Aber eben deßhalb beunruhigte ihn das Gefühl, daß Franziska ein mehr als freundschaftliches Interesse an ihm nahm. Das drängte sich freilich ihm erst auf, als der Zauber der Gegenwart nicht mehr wirkte, und daran schloß sich durch eine leicht erklärliche Ideenverbindung der Gedanke an die halb ehrenvolle halb bedenkliche Eröffnung des zukünftigen Ministers. Hansen stand, wie wir gesehen haben, nicht mehr ganz auf dem Boden der

jugendlichen Begeisterung für eine ideale Menschheit; er gehörte zu den leicht empfänglichen und beweglichen Naturen, deren Gedankensystem durch Eindrücke bestimmt wird und die nur in Sprüngen, nicht in stetem Schreiten, vorwärts rücken. Das Feuer, das in ihm loderte und sein Fühlen erwärmte und zu leidenschaftlichen Wallungen erhitzte, hinderte ein klares, vorsichtiges und umsichtiges Denken, ein langsames Fortarbeiten. Der Constitutionalismus mit seinen Formen, die so oft nur den Schein retten müssen, befriedigte ihn nicht, die Herrschaft der Majoritäten, die so oft nur den Philister und seine Beschränktheit darstellen, ekelte ihn beinahe; die Ideen der Revolution von 1848, die keinen Plan durchgeführt hatte, waren ihm lächerlich geworden; darüber, welche Form den Vorzug verdiene, war er sich unklar, nur der schärfsten Abneigung gegen alles Demokratische war er sich bewußt. Die wüste Rohheit sittenloser Massen hatte er kennen gelernt, die Aristokratie dünkte ihm fast erhaben über die Rohheit. So war die bevorstehende Aenderung beinahe nach seinem Sinn und er fühlte keine Abneigung, dabei mitzuwirken, ja er traute sich zu, durch seine Mitwirkung Einfluß zu gewinnen und den Gang der Reaction in manchen Punkten hemmen, zu großen Eifer mäßigen zu können. Aber er konnte doch zu wenig übersehen, wo die Aenderung hinaus führen, wohin er getrieben werden würde, und wie setzte er, zumal auch seine äußere Lage in die Hand des künftigen Ministers gegeben war,

seine ganze Unabhängigkeit auf's Spiel! Allein wie sich dieser Lage entziehen? Durfte er der Zusicherung unbedingt vertrauen, daß ihm die versprochene Begünstigung auch dann zu Theil werden würde, wenn er sich dem neuen Ministerium nicht anschlösse?

Diese quälenden Gedanken verfolgten ihn bis nach Hause. Auf dem Lehnstuhl sitzend, um ruhiger zu werden, schlief er ein. Der Traum führte ihm wilde Gestaltungen vor. Er sah sich Befehle ertheilend in glänzenden Ehren, in Ansehen und Macht, aber seine Untergebenen riefen ihm zu: „Du hast Dich verkauft!" Er verfolgte sie, um sie zu züchtigen, da stürzte er in einen dunkeln Graben, an dessen Wänden er vergebens empor zu klimmen suchte. Er erwachte darüber und fand sich bei der Lampe eingeschlafen, diese im letzten Aufflackern. Er ging zu Bett. Allmählig verflüchtigten sich die Bilder des Traumes, ein gesunder Mensch schläft über dem Kummer ein und verschläft ihn.

Am anderen Morgen fühlte sich unser Freund neugestärkt, die Sonne, die warm auf ihn strahlte, belebte seine Hoffnungen. Der Morgen bringt uns immer, wenn nicht neue Gedanken, doch frischen Muth, nicht die besten, aber doch die kühnsten Entschlüsse. Und so sagte Hansen sich heute:

„Ich nehme an; aus meiner niederen Stellung, aus meiner Bedrängniß will ich heraus, mag kommen was da will! Woran hänge ich noch? Was hält mich zurück? Losgerissen sind alle Bande! Bin ich auf mich

allein gewiesen, so will ich auch an mich allein denken. Was sich mir bietet, ich ergreif's, woher das Glück komme, ich will es erfassen, ich will die Liebe annehmen, wer sie auch darbringe. Der rechte Mann vermag Alles über seinen Willen, er muß auch lieben können, wo er lieben will."

Er dachte sich dazu Franziska in ihrer ganzen Anmuth, ihren Vater in seiner ganzen Freundlichkeit, wiegte sich in dem Gedanken, wie ihn jene mit ihrer Hingabe glücklich machen und dieser von Würde zu Würde befördern werde, und malte sich das Glück der Zukunft in den hellsten Farben der Phantasie aus. Der Kaffee, den er trank, schien ihm berauschend, die Wolken seiner Cigarre schienen die Scrupel zu entführen.

Sein erster Gang war zum Freiherrn. Er sagte ihm: „er stelle sich zu seinen Diensten, möge er ihn verwenden, wie er wolle; er vertraue sich ihm an."

Feldheim war verwundert und zugleich geschmeichelt, er glaubte, daß Hansen durch ein unbegrenztes Vertrauen zu ihm gezogen werde, und antwortete mit Nachdruck:

„Sie sollen es nicht bereuen!"

Siebentes Kapitel.

Einige Staatsbürger.

Wenige Tage waren vergangen, in den Straßen von W. zeigte sich eine ungewöhnliche Bewegung, viele Gruppen standen im eifrigen Gespräch zusammen. Auf dem Marktplatz treffen wir mehrere Handwerksmeister.

Einer, ein großer, breiter Mann, der Repräsentant des schwerkräftigen Maurergewerks, sagte zu einem nicht minder großen, aber dabei hageren Zimmermeister:

„Uns kann es nicht viel verschlagen, wenn es nur ruhiger wird. Du sollst sehen, wir bauen dreimal soviel Häuser als bisher.“

„Und die Innungen werden wieder geschützt,“ setzte ein Dritter hinzu, ein Mann von mittlerer Größe mit vollem, kurzem, rothem Bart, „der Capitalist unterdrückt uns nicht mehr.“

„Ja, Gevatter Schlosser, das glaube ich auch,“ sprach ein dünnes Stimmchen dazwischen, dessen Inhaber trotz seines kühn gedrehten Schnurrbartes der Autorität der anderen Meister gegenüber große Schüchternheit

zeigte, „aber was meinen die Herren von den Steuern? Ob sie uns nun wirklich ohne Bewilligung des Landtags octroirt werden?"

„Natürlich, Hasenherz!" lachte der dicke Maurer, „den Schneidern werden Blutigel angesetzt und den Schustern Schröpfköpfe. Euch geht es jedenfalls am schlimmsten, denn wenn man Euch noch einen Tropfen nimmt, bleibt nichts mehr übrig."

Der lange Zimmermann und der bärtige Schlosser lachten, der kleine Schneider aber erwiderte im Ton verletzter Eitelkeit unter heftigen Gestikulationen:

„Der Schneider und der Schuster sind so gut Männer des Volkes wie der Maurer und Zimmermann!"

„Freilich," entgegnete der Maurer, „seid ihr nicht Fürsten und nicht Grafen und nicht Millionäre, aber zum Adel gehörst Du als Herr „vom Volke.""

Die beiden Zuhörer lachten wieder, der Schneider aber sagte giftig:

„Man merkt, daß Du nicht in der Stadt geboren bist, Du bleibst Dein Lebtag ein ungebildeter Bauer."

„Nun, Schneiderchen," antwortete der Dicke, nicht im Mindesten verletzt, „sei nur artig, Du sollst heute Abend im Rathskeller auf meine Kosten trinken, bis Du unter den Tisch fällst, aber — das sag' ich Dir — meinen Spaß muß ich mit Dir haben."

„Nur nicht so roh," sagte der Schneider beschwichtigt.

Inzwischen war ein Fünfter hinzugetreten. Er brachte als Gerücht, die Stadt solle in Belagerungszustand er-

klärt werden, und versetzte damit die vier Meister in die verschiedensten Gefühle. Der Schneider schaute verdutzt und ängstlich darein, der Schlosser ballte die Fäuste, der Maurer lachte sorglos, der Zimmermann sagte bitter:

„Da werden wohl herrliche Bauten aufgeführt, die Zünfte geschützt und die Steuern gemindert! Ihr wißt nicht, was Ihr wollt! Der Eine will allen alten abgestandenen Zunftkram, der Andere weniger Steuern, vor der Verfassung selbst hat Keiner Respect! Es wird sich schon strafen! Adieu!“

Und damit ging er davon stolz und rasch.

„Närrischer Patron!“ sprach der Maurer hinter ihm her, „die Verfassung mag ganz hübsch sein, aber soll ich mich darum todtschlagen lassen? Da käme ich doch noch schlechter weg!“

„Und was ist es denn mit der Verfassung?“ fuhr der Schneider fort, „die Herren Deputirten halten Reden, und bekommen Diäten und der gemeine Mann gibt Steuern wie vorher.“

„Ja,“ sagte der Letzthinzugetretene, ein wohlgenährter, rothwangiger, gutmüthig-aussehender Funfziger, „das bleibt sich immer gleich; und wißt Ihr die Geschichte von jener alten Frau, die ein König antraf, wie sie für sein langes Leben betete? Sie antwortete auf seine Frage, warum sie so bete: er sei der dritte Regent, den sie erlebe, der erste habe von ihr die eine Kuh, der zweite die andere verlangt, nun habe sie nur noch eine Ziege, und wenn er sterbe, werde sie auch diese hergeben müssen,

darum bete sie für sein langes Leben. So kommt es mir mit allen Ministern vor; was der eine nicht genommen hat, nimmt der andere, der letzte zieht uns noch das Fell über die Ohren.“

„Bei uns beiden wird ihm das wenigstens nicht so leicht,“ sagte der Maurer, „da hält er sich hoffentlich erst an die Schneider und andere leichter auszuschälende Persönchen.“

„Nun, meine Herren,“ sprach der Schneider pathetisch, „der oberste Staatsminister, Freund Hain, wird wohl keinen Unterschied zwischen Dick und Dürr machen, so wenig wie zwischen Vornehm und Gering!“

„Schneiderchen,“ entgegnete der Maurer und klopfte ihm auf die Schulter, „nimm Dich in Acht, solche Dinge hätte Schiller sagen dürfen, aber ein Schneider darf sich nicht so viel herausnehmen, denn das ist eine demokratische Idee! Vornehme Leute sterben überhaupt nicht wie die gemeinen, sie leben nur ab, wie die Karpfen absteigen.“

In diesem Augenblick fing es an zu regnen. Es war für den Maurer und den zuletzt Hinzugekommenen, einen Müller, ein glücklicher Anlaß, in die nahe Bierstube einzutreten. Das Gespräch drehte sich wie natürlich hier um dieselben Dinge, die so eben auf der Straße besprochen worden waren, und es wurde auf dieselbe Weise geführt. Der Aufregung des Jahres 1848 war Abspannung, der Ueberschwänglichkeit des Rausches Nüchternheit und Katzenjammer gefolgt, behaglicher

Lebensgenuß war wieder an die Stelle bürgerlichen Kampfes getreten, der Bürger wieder Philister geworden, die Interessen der Einzelnen, welche damals von einem gemeinsamen Ziel oder wenigstens einer gemeinsamen Gesinnung gebunden schienen, hatten sich schärfer als je gesondert, die Verfassung wurde kaum noch gewürdigt, der Staat mit seinen erhöhten Anforderungen war den Meisten unbequem geworden. Das constitutionelle Staatsleben überhaupt mit seinen Abstractionen setzt entweder eine lange Gewöhnung, ein stufenweises praktisches Fortschreiten zum System und ein allmähliges Bewußtwerden seiner Segnungen oder eine Fähigkeit zur Abstraction voraus. Darum beschränkte sich hier, wo sich das Volk noch nicht in das constitutionelle Leben eingelebt hatte, die Theilnahme an der Verfassung fast auf wenige Gebildete, während die Masse nur äußerlich, nämlich mit blinder Oppositionssucht, am Genuß der Freiheit hing.

Wir finden also in der Bierstube „zum Gambrinus" die sonderbarste Mischung der Ansichten, aber sehr wenig constitutionelle. Die behäbigen Trinker, die hier saßen, hatten mehr eine unbestimmte Sorge, in ihrer Gemüthlichkeit gestört zu werden, als Theilnahme für das wahrscheinliche Schicksal der Verfassung; nur dann und wann wurde eine einzelne Stimme gegen die neuen Pläne der Regierung laut und auch diese Stimmen traten nicht für die Verfassung auf, sondern äußerten vielmehr Freude über das, was ihr drohte, es waren heißblütige

Demokraten, welche in dem Fall der Verfassung und der Herrschaft der Reaction nur eine Wendung zum Siege ihrer Partei erblickten. Wenige Andere saßen still in sich gekehrt, muthlos und erschüttert.

Unsere Gäste hatten erst kurze Zeit verweilt, als ein Mann mit vollem Bart, in nachlässiger Kleidung, vom Regen durchnäßt und triefend, hereintrat.

„Weicht aus, weicht aus," rief er, „sonst werdet Ihr mit Wasser und äußerlich begossen, was Beides in einer Bierstube unangenehm ist!"

Natürlich beeilten sich Alle Platz zu machen. „Nun seht," sagte er, „was man für einen herrlichen Platz bekommt, wenn man sich unangenehm macht, alle Welt reißt aus und man kann sich krötenbreit setzen! Merke sich das Jeglicher für die Politik."

„Ja, Herr Doctor," nahm der Maurer das Wort, „Platz hat man wohl genug, aber man sitzt doch auch selbst nicht sehr angenehm. Ist's Ihnen nicht ein Bischen kühl?"

„Schon richtig, Meister Eckart, aber es gibt auch Geschöpfe, die gern kühl sitzen und sich nicht zum Schein Ihrer Majestät, der Frau Sonne, drängen!"

„Wissen Sie schon alles Neue?" frug Eckart.

„Ich hab's sogar in der Tasche," sagte der Bärtige, und holte ein Zeitungsblatt hervor.

„Ah!" riefen Mehrere, „zeigen Sie einmal!" Einer las laut die neuen Ernennungen — unter Anderen wurde der Freiherr von Feldheim zum Staatsminister

und Vorstand der Ministerien, Hansen zum vortragenden Rath im Departement des Innern mit dem Titel Regierungsrath ernannt — und eine Ansprache des neuen Ministeriums. In letzterer war gesagt: dasselbe halte an der Verfassung fest, werde aber einige Aenderungen im „monarchischen" Sinne vorschlagen und hoffe, daß die Kammer auf diese Aenderungen eingehen und das Vertrauen der Regierung mit Vertrauen lohnen werde.

Einige Minuten war es still, dann murmelte man, dann sprach man, endlich schrie man durcheinander, ein vielstimmiger, unmelodischer Chor, es kam den Meisten nicht darauf an, sich mit den Andern zu verständigen, sondern nur darauf, selbst so laut als möglich Politik zu machen, und kein Mensch konnte sich mehr über den Spektakel freuen als unser dicker Maurer, der den Streit nach Kräften schürte und dabei vor Lachen bersten wollte.

Achtes Kapitel.

Wahl und Qual.

Bedeutend waren die Veränderungen, die dem Antritt des neuen Ministeriums folgten. Gleich bei den ersten Verhandlungen zeigte sich, daß die Deputirten-Kammer jedem Vorschlag desselben entgegen war; es wurde also zur Auflösung geschritten, man wollte versuchen, auf dem Wege der Vereinbarung die Verfassung umzugestalten; man wollte das versuchen ebensowohl in dem Wunsche, den gesetzlichen Weg wo möglich nicht zu verlassen, als auch in der Absicht, wenigstens den Schein zu behaupten, als ob nichts unversucht geblieben wäre, diesen Weg inne zu halten. Man ließ aber auch dabei nichts unversucht, sich denselben zu ebnen. Die Verfassung untersagte zwar jede Einwirkung auf die Wahlen, aber es konnte damit nur directe Einwirkung gemeint sein, man legte es so aus, daß nur directer Zwang verboten sein solle, befahl den Verwaltungsbeamten, jedes „erlaubte" Mittel anzuwenden, um die Wahl „wohlgesinnter" Abgeordneten durchzusetzen, und deutete an,

daß Verhandlungen mit Vorständen der Gemeinden und der Zünfte und mit den Gutsbesitzern zu diesem Ziele führen würden.

Unser Freund Engel war noch unter dem früheren Ministerium Landrath in D. in der Provinz geworden und hatte seine Braut geheirathet. Seine ehrliche Seele empfing den Befehl mit heftigem Widerstreben. Aber bei näherer Ueberlegung glaubte er, bei den bevorstehenden Wahlen nicht ganz unthätig bleiben zu dürfen, ohne seine Amtspflicht zu verletzen, er glaubte sogar, daß er im Interesse der guten Sache dafür wirken müsse, der Regierung, welche ihre Absichten als verkannt darstellte, eine Vereinbarung möglich zu machen, und meinte, das Gesetz und seinen Verfassungseid nicht zu verletzen, wenn er die Ansichten der Regierung auch bei den Wahlen zur Geltung bringe, sich aber dabei jedes directen Einflusses auf die Wähler, jeder Beschränkung der Wahlfreiheit enthalte. Die wahren Pläne der Regierung waren bei den letzten Verhandlungen noch nicht hervorgetreten, er wohnte zu weit entfernt von der Hauptstadt, um zu hören, was man dort flüsterte, die Zeitungen durften nicht wagen, jedes Gerücht weiter zu verbreiten, er hielt die Absichten der Regierung für so gerade als seine eigenen. Zudem war sein Horizont nicht bedeutend, er ließ sich leicht durch Andere bestimmen und alle diejenigen, die mit ihm verkehrten, bestärkten ihn in seiner Auffassung der Sache. Nun kannte er seinen Freund Braun als einen ebenso besonnenen als klaren Mann, dem er zu-

trauen durfte, nicht blindlings jede Vermittelung zu verwerfen und doch das Rechte zu behaupten; er meinte, dieser müsse der Regierung genehm sein. Er sprach sich also in diesem Sinne aus und erlangte, da er in seinem Bezirk beliebt und geschätzt und Braun in demselben bekannt war, ohne Mühe dessen Wahl.

Als Braun die Nachricht davon erhielt, war er unschlüssig, ob er anzunehmen oder abzulehnen hätte. Er gehörte nicht zu den begeistert schwunghaften Naturen, welche in ihrem Eifer Gefahren und Schwierigkeiten übersehen und geringschätzen; wie er nicht mit leichter Mühe, sondern durch harte Arbeit seine Kenntnisse erworben hatte, so bedurfte er auch der Anstrengung für sittliche Entschlüsse; hier wie dort trug ihn nicht die Begabung und Bestimmtheit des Genies, sondern nur der redliche Wille. Wie es in besonderen Fällen seine Gewohnheit war, verließ er heute das Haus, um in der Stille der Natur Ruhe und Klarheit zu gewinnen. Der Tag schien dafür wie gemacht. Es war Herbst, das Laub fiel schon, und trug, wo es noch hing, die verschiedensten Farben, die Sonne schien hell und heiter und vergoldete die gerötheten Blätter, Spinnefäden zogen ihr silbernes Gewebe über den Boden, in der Ferne klangen lustig die letzten Schüsse einer Jagdgesellschaft. Er schritt in's Feld hinaus und fühlte sich erfrischt und erleichtert. Er hatte die Stadt ziemlich weit hinter sich, als ihm eine auffallende Gestalt entgegenkam; es war ein Jäger mit Gewehr, von den Spinnefäden überall umsponnen;

die Sonne glitzerte und funkelte auf dem Gewehr und auf dem silbernen Gewebe und umgab ihn auf einige Entfernung mit einem Heiligenschein; dazu schritt er so kräftig aus, daß er Braun wie ein gerüsteter Held vorkam. Endlich rief ihn Wilhelm Markus an:

„Kennst Du mich nicht mehr?“

„Beinahe,“ erwiderte Braun, seine Hand schüttelnd, „ich glaubte, es käme eine Erscheinung aus Homer oder den Nibelungen.“

„Hätte ich doch nicht gedacht,“ sagte Wilhelm, mit ihm fortwandernd und seinem Hund, der umherrevierte, pfeifend, „daß ich als Gespenst erscheinen könnte und daß Du Gespenster sehen könntest! Bist Du ein Sonntagskind?“

„Ich weiß nicht. Aber wenn Du auch, wie ich nun sehe, kein Schatten aus der Unterwelt bist, so wäre es doch möglich, daß ich Schatten statt Licht sehe. Was meinst Du dazu?“

Er theilte Wilhelm seine Wahl und seine Bedenken gegen die Annahme mit. Er fürchte, durch dieselbe in schwere Conflicte zu gerathen und seine Zukunft zu gefährden, möchte aber doch nicht aus solchen persönlichen Rücksichten ablehnen!

„Gewiß nicht,“ rief Wilhelm aus, „annehmen! annehmen! Was sollte daraus werden, wenn alle Beamte ablehnen! Viele haben es schon gethan. Gerade Du kannst nützen, denn Du bist überlegt und doch warm und fest.“

„Danke für das Compliment! Aber Wärme und Festigkeit sind so eben gefährliche Eigenschaften.“

„Sehr nöthige! Hättest Du jetzt die Herrn gehört! Die Jagd war schlecht, das ist wahr — auf 30 Schützen 30 Hasen und 12 Hühner! Aber wie schimpften die Junker! Das käme von der liberalen Wirthschaft, die Jagd müsse zurückgegeben werden! Jetzt werde es auch bald geschehen!“

Sie waren indessen wieder in die Nähe der Stadt gekommen und trafen hier auf Hansen, der sich erging. Da er ihnen nicht ausweichen konnte, trat er, nicht ohne Scheu, näher und nahm an ihrem Gespräch Theil. Er warf die Frage auf:

„Hat ein Staatsdiener nicht besondere Pflichten? Ist es für ihn passend, der Regierung, von welcher er Befehle annehmen muß, öffentlich entgegenzutreten?“

„Sonderbar,“ sagte Wilhelm, „daß Du so frägst! — Caro, hier! — der Hund muß gehen, wohin der Herr will, der Mensch hat keinen solchen Herrn!“

„Du hast Recht, obschon Dein Vergleich etwas stark ist. Aber dennoch will es mir nicht zusagen, als Staatsdiener gegen die Regierung aufzutreten und damit dem Publicum zu zeigen: So steht's mit der Einheit der Staatsverwaltung, Beamte stehen gegen Beamte, gegen den Landesherrn, sogar Beamte mißbilligen, was andere anordnen, was sie selbst vielleicht ausführen! Kann dabei der Begriff der Obrigkeit unangefochten

bleiben? Kann die Obrigkeit dann noch auf Respect Anspruch machen?"

„Ich habe dasselbe Bedenken gehegt," bemerkte Braun, „aber es gibt eine weitere Frage, welche die Deinige kreuzt. Gibt es nicht Zeiten, wo Jeder ohne Unterschied, ohne andere Rücksichten, für das allgemeine Beste eintreten muß? wo ein Zurückweichen davor Feigheit ist? Und steht uns nicht eine solche Zeit bevor? Auf diese Frage gerade möchte ich Deine Antwort, denn Du mußt die Zwecke des Ministeriums besser kennen als wir, da Du dafür arbeitest."

Hansen besann sich und vermied es, Brauns fest auf ihn gerichteten Blicken zu begegnen.

„Darfst Du vielleicht nicht davon sprechen?" frug Braun. „Scheust Du Dich, mir die Wahrheit zu sagen oder mich zu belügen? Beides wäre ein schlechtes Zeichen."

„Ich scheue mich nicht, Dir die Wahrheit zu sagen. Die Rechte der Unterthanen sollen zwar beschränkt, aber im Wesentlichsten nicht angetastet werden."

„Meinst Du, mit einer solchen Antwort wäre ich belehrt und zufrieden? Wenn Du nicht deutlicher reden willst, so werde ich mich für verpflichtet halten, anzunehmen."

„Ich kann für jetzt, so lange nicht jeder einzelne Punkt berathen und festgestellt ist, keine bestimmtere Antwort geben. Meine Ansichten sind Dir in der Haupt-

sache bekannt, aber es versteht sich von selbst, daß ich nicht überall darauf beharren kann."

„Ei wie diplomatisch!" sagte Markus, „sonst warst Du nicht so! Man sieht, mit dem Amt kommt . . . ."

„Nun, sag's nur, der Verstand! Von Dir nehme ich es schon hin! Jedes Amt verlangt in der That einen besonderen Verstand!"

Die Wege trennten sich, alle Drei waren froh darüber. Braun trat in das Haus seiner Verlobten.

In diesem sah es nicht sehr heiter aus. Wir müssen, um den Abend zu verstehen, den Morgen belauschen.

Luise trat gegen 9 Uhr in die Wohnstube; sie war noch nicht angekleidet, ihr Haar noch nicht geflochten. Die Mutter, fertig angezogen und emsig beschäftigt, kam ihr mit Liebkosungen und Zärtlichkeiten entgegen, und sorgte dann für die Tochter, als wäre diese selbst nicht dazu im Stande. Luise schien noch verschlafen, sie sprach kaum und sehr einsylbig. Die Mutter setzte sich zu ihr und sagte:

„Du bist nicht glücklich, liebes Kind!"

„Ach, glücklich!" versetzte Luise matt.

„Sonst ist der Brautstand eine so schöne Zeit! Liebst Du Braun wirklich?"

„Er ist oft so langweilig!"

„Ja, kein galanter Bräutigam! Er hat mir aber überhaupt nicht gefallen, er kam mir immer vor wie ein Bär!"

„Er versteht mich nicht. Mutterchen, Du weißt ja, wie sehr ich der Liebe bedarf, und Braun spricht gar nicht davon, er nennt mich kaum einmal lieb, er kann nicht zärtlich sein. Immer denkt er an Politik und Geschäfte und alles Andere gilt ihm mehr als ich. Er ist so prosaisch!“

„Er kennt das weibliche Herz nicht, Luise! Süße Regungen, Aufmerksamkeiten, die wir so gern sehen, sind ihm ganz fremd.“

„Immer hat er etwas an mir zu mäkeln und da ist er so starr! Ich soll früh in's Bett gehen und früh aufstehen, ich soll kochen, stricken und flicken, aber ja nicht sticken, ich soll keine Romane, sondern seine langweiligen Bücher lesen! — Aber ich thu's nicht! Es ist ganz altmodisch, ein solches Herrenregiment.“

„Ja, Mann und Weib stehen jetzt gleich!“

„Und mir thut er nichts zu Gefallen! Ich habe ihn gebeten, er möge seinen Schnurrbart, den er immer abscheulich zustutzt, länger wachsen lassen; er schneidet ihn nur noch mehr zusammen; seine Röcke sind so alt und die gelbe Weste — weißt Du? die ist doch gewiß abscheulich! — er schafft sich nichts Neues an und ich habe ihn doch so viel darum gebeten! Und immer raucht er Tabak!“

„Das hab' ich Deinem Vater abgewöhnt!“

„Und nie bringt er mir etwas mit! Er kommt immer mit leeren Händen! Und wie häßlich ist die Mantille, die er mir geschenkt hat! Ich mag sie gar nicht anziehen! Er hat doch auch gar nichts Nobles!“

„Das ist's," stimmte die Mutter eifrig bei, „Alles ist bei ihm ängstlich bürgerlich! Man merkt ihm recht an, daß sein Vater ein armer Beamter gewesen ist."

„Daher kommt auch die häßliche Derbheit in seinen Reden! Ach, Mutter, ich wollte . . . Nein, das doch nicht. Er ist doch ein sehr braver Mensch!"

„Mir hätte ich ihn nicht zum Bräutigam ausgesucht."

„Er wird auch noch anders! Sonst könnte ich nicht mit ihm glücklich werden."

„Ja, der Mann muß sich auch nach der Frau richten und ihr zu Gefallen leben, aber er sollte es schon als Bräutigam!"

In diesem Ton setzte sich das Gespräch zwischen Mutter und Tochter fort. Luise Stilling war, wie wir daraus sehen, arg verwöhnt. Die Mutter, die keine Neigung für den Mann besaß, hatte ihr ganzes Herz der einzigen Tochter zugewendet, durch jene beherrschte diese den Vater und regierte sie das ganze elterliche Haus; jeder ihrer Wünsche wurde erfüllt, ehe sie ihn ausgesprochen hatte, jede Meinung wurde gebilligt; es wurde ihr keine Thätigkeit gegen ihren Geschmack, keine Ueberwindung ihrer selbst zugemuthet. Wie war es möglich, daß ein solches Mädchen an dem herben Wesen Brauns Gefallen finden konnte? War es gerade der männliche Charakter, der ihr imponirte? War es das Ansehn, in dem er unter allen jüngeren Männern

stand? Hatte vielleicht auch die Lust am Geheimniß, an der Intrigue mitgewirkt, als sie ihren Roman hinter dem Rücken der Eltern anspann? Und was hatte Braun gerade zu ihr geführt? Vielleicht eben das Eigenartige, das in Folge ihrer Erziehung oder Nichterziehung in ihr hervortrat? Vielleicht das Behagen, welches der Reichthum mit sich bringt und um die Glückskinder wie eine duftige Atmosphäre ausbreitet? War ihm vielleicht sogar, wenn auch gewiß unwillkürlich, trotz seiner sonst uneigennützigen Gesinnung die Aussicht auf Reichthum nicht gleichgültig gewesen? Der Bauer vor Allen hat einen heimlichen Respect vor dem Besitz, und Braun stammte aus dem Bauernstande und hatte das Drückende und Beengende der Armuth kennen gelernt!

Kurz, es zeigte sich jetzt ein Zwiespalt, der bisweilen zu heftigen Auftritten führte; er wurde von beiden Eltern Luisens genährt, vom Vater, weil ihm „Vermögen" über Alles ging und Braun kein Vermögen hatte, von der Mutter, weil ihr sein „bürgerliches" Wesen mißfiel, und namentlich wirkte die Letztere mit Consequenz unter dem Schein, als hätte sie kein anderes Interesse als die Tochter, und mit offenbarem Erfolg. Aber auch Braun selbst wurde zunehmend schroffer, je mehr er auf Widerstand stieß; je mehr man von ihm „Feinheit" verlangte, desto derber wurde er, je mehr man ihm zumuthete, etwas „Nobles" anzunehmen, desto entschiedener blieb er dabei, recht bür-

gerlich aufzutreten; er nannte Luisens Wünsche oft geradezu Albernheiten und ihr Beharren darauf Eigensinn. Ueberhaupt hatte er das Schicksal vieler Männer von ausgeprägtem Charakter den Frauen gegenüber. Während bei diesen das launenhafte „Herz,“ das Gebiet der Wünsche, herrscht, gelten bloße Wünsche dem nur wenig, der in sich gerade durch den Widerstand gegen äußere Triebfedern und Einflüsse, durch den Kampf mit Männern, zu consequentem Beharren gelangt ist, ja sie stören und verletzen ihn. Und doch drängt die Liebe auch einen solchen zugleich zum Gewähren! Es entsteht daraus ein Zwiespalt im eignen Innern und eine Unzufriedenheit mit sich und der Urheberin des Zwiespalts. Zu all dem kam noch etwas recht Prosaisches, daß nämlich Braun dem durch Reichthum verwöhnten Mädchen manchen Wunsch in der That nicht zu erfüllen vermochte.

Er war, als er vom Spaziergange zurückkehrte, mit seinem Vorhaben, Luise mit den Gedanken beschäftigt, die sie mit ihrer Mutter ausgetauscht hatte: der Empfang konnte nur frostig ausfallen. Er erzählte von der Wahl, die auf ihn gefallen war, das schmeichelte ihr; er fuhr fort, er halte es gerade wegen der bedenklichen Lage der Dinge für Mannespflicht, die Wahl anzunehmen, um so mehr, als schon mancher Andere sie aus Furcht ausgeschlagen habe. Luise meinte, wenn es so gefährlich sei, so solle er nicht annehmen, und ihre Mutter stimmte bei. Er antwortete:

„In solchen Zeiten müsse jeder Einzelne für das allgemeine Beste eintreten.“

„Richtig,“ sagte Luise bitter, „das dachte ich mir, es kommt alles Andere eher als die Rücksicht auf mich.“

„Aber wenn Jeder so denken wollte, was würde dann aus allen öffentlichen Angelegenheiten?“

„Du denkst immer, daß sie mehr werth seien als unser Glück! Laß doch Andere dafür sorgen.“

„Leidet nicht jeder Einzelne mit dem Allgemeinen?“

„Das Allgemeine! Was soll uns das schaden?“

„Welche Stellung würden Sie wohl einnehmen?“ sprach Frau Stilling dazwischen, „Sie können doch als Beamter unmöglich gegen die Regierung stimmen!“

„Daß ich Beamter bin, könnte mich im Gegentheil unmöglich abhalten, gegen die Regierung zu stimmen!“

„So wollen Sie Ihre ganze Stellung gefährden?“

„Wäre es Ihnen lieber, wenn ich gegen meine Ueberzeugung handelte?“

„Auf mich Rücksicht zu nehmen, geht eben immer gegen Deine Ueberzeugung,“ begann Luise wieder.

„Es wäre doch sehr traurig für mich,“ antwortete Braun, „wenn meine Braut ein Hemmniß für mich werden sollte, das Rechte zu thun.“

Es entstand eine Pause, die erst durch den Eintritt des Commerzienraths unterbrochen wurde. Er beglückwünschte Braun:

„Sie sind gewählt? Ich hab's eben gehört. Sie können das recht benutzen. Machen Sie sich Herrn

von Feldheim nützlich, dann muß er Sie befördern! Sind bald Regierungsrath! Nicht wahr?"

„Ja, ich werd's recht benutzen, aber recht! Und ich werde mich Herrn von Feldheim nützlich machen, vielleicht jedoch, indem ich ihm entgegentrete!"

„So? So?!" — dabei fuhr der kleine Mann wie ein Gummiball in der Stube herum und wühlte dazu mit seinen Händen in den Haaren — „sehr weise! Was will er Unrechtes, Herr von Feldheim? Ein so ehrenwerther Mann, nicht wahr, liebe Frau, Du kennst ihn! Die ewigen Geschichten mit den Landtagen ruiniren den ganzen Handel! Ob wir sie haben oder nicht, was liegt daran? Und was geht Sie's an? Müssen Sie sich hineinmischen? Ein Beamter muß Carriere machen, besonders wenn er eine Braut hat! Und man kann Alles auch von einer günstigen Seite ansehen, ein Beamter muß immer zur Regierung halten! Nicht wahr, Frau?"

„Ein schöner Katalog der Beamtenpflichten!"

„Katalog, Monolog, Philolog! Mir einerlei! Machen Sie mir nichts weiß mit Ihren schönen Redensarten! Nicht wahr, Frau?"

Dies „Nicht wahr, Frau?" sprach er stets in ganz verändertem, unterwürfigem Ton, man hätte es ein Flöten nennen können, wenn seine Stimme nicht allzusehr gekrächzt hätte.

Der Frau war es nur lieb gewesen, ihn nach ihrem Sinne sprechen zu hören; da er jetzt gar zu sonderbare

Dinge vorbrachte, mußte sie es, wie immer, übernehmen, ihn zurechtzuweisen.

„Ich habe schon gesagt,“ äußerte sie, „Herr Braun möge lieber nicht annehmen, wenn er glaubt, er könne nicht immer mit der Regierung stimmen.“

„Ja,“ pflichtete der Commerzienrath schuldigermaßen bei, „nicht annehmen! Das ist ganz meine Meinung! Gegen Herrn von Feldheim dürfen Sie nicht auftreten. Das ist ein nobler Mann! Sie wollen mein Schwiegersohn sein! Ich bin Herrn von Feldheim Dank schuldig! Er hat auf der Stelle die ganze Summe, die ich durch den jetzigen Regierungsrath Hansen eingebüßt hatte, ohne allen Proceß aus der Staatskasse zahlen lassen. Er hat auch dabei etwas von einem Anlehen für den Staat gesprochen, das ich negociiren sollte! Wollen Sie mir ein solches Geschäft verderben? Das wäre mir ein Schwiegersohn!“

Braun war aufgestanden. Jetzt ergriff er den Hut und sagte: „Solche Rücksichten können und werden niemals bei mir entscheiden. Aber ich hoffe, man wird es, wenn man sich besser bedenkt, nicht wieder mit ehrlosen Zumuthungen bei mir versuchen.“

Er ging ohne Abschied. Luise sprang auf und folgte ihm, aber er entfernte sich, ohne auf ihren Zuruf zu achten. Es war jetzt bei ihm beschlossen, daß er die Wahl annehme. Er meinte, so jeglichen Einmischungen der Schwiegereltern in sein Thun für alle Zukunft vorzubeugen.

Neuntes Kapitel.

Politik, Freundschaft, Liebe.

Ungeachtet aller Anstrengungen des Ministeriums und ungeachtet der Lauheit der großen Menge bestand der neue Landtag mit Ausnahme weniger unbedingt der Regierung Ergebenen und einzelner Demokraten aus aufrichtig Constitutionellen. Für ihre Wahl hatten gerade die Beamten, sei es aus reinem politischen Eifer, sei es in dem Gefühl oder der Erkenntniß, daß die freie Verfassung auch ein Hort und eine Schranke gegen bureaukratische Willkür ist, überall, wo sie konnten, sich vereinigt und bei Anderen gewirkt.

Die Sitzungen der Abgeordneten begannen. Die Regierung trat vor sie mit Entwürfen zu Verfassungsänderungen, welche vielfache Beschränkungen der Grundrechte enthielten, die Rechte der Abgeordneten hinsichtlich der Gesetzgebung und der Steuerbewilligung verkürzten, die Ministerverantwortlichkeit entfernten, den bisherigen Wahlmodus beseitigten, die Rechte der Krone überall erweiterten, insbesondere auch zu deren Gunsten

die Trennung der Domänen vom Staatsgute festsetzten. Die Demokraten, die einen Theil der Kammer bildeten, suchten jedes Eingehen darauf zu verhindern, einzelne Anhänger der Regierung eiferten für unbedingte Annahme; die große Mehrzahl der Gemäßigten aber stimmte für die Berathung im Einzelnen und war auch nicht abgeneigt, in gewisse Veränderungen zu willigen. Allein gerade die entscheidendsten Punkte stießen auch bei ihnen auf Widerspruch und gerade diese Punkte waren der Regierung die wichtigsten: die Ministerverantwortlichkeit, das Steuerverwilligungsrecht, die Lostrennung der Domänen. Unter den Mitgliedern, welche dagegen wirkten, nahm Braun eine vorragende Stellung ein, Klarheit und Ueberlegung, Maß und Festigkeit verschafften ihm nicht nur in seiner Partei, sondern in der Kammer überhaupt Ansehn und Gewicht. Der Minister verschmähte es nicht, ihn durch Freundlichkeit und Achtungsbezeigungen, ja durch versteckte Anerbieten und Drohungen zu sich herüber zu ziehen. Allein diese Versuche mißlangen, wurden, ohne Brauns Zuthun, bekannt und hatten nur den Erfolg, daß sein Ansehn stieg, das der Regierung dagegen sank.

Während die Verhandlungen in der Abgeordnetenkammer diesen bedenklichen Verlauf nahmen, sah der Minister eines Abends eine größere Gesellschaft bei sich. Sie bestand fast allein aus Mitgliedern der Aristokratie und die anwesenden Herren benutzten diese Gelegenheit, ihren politischen Gesinnungen und ihrem Haß gegen

allen Liberalismus und seine Vertreter Luft zu machen. Sie überboten sich, um vor einander und vor den Damen zu glänzen, gegenseitig in boshaften Bemerkungen und giftigen Schmähreden.

„Es ist unglaublich,“ sagte unter Anderm der Kammerherr von Harras, „wie plötzlich die politische Weisheit in die Unterthanen gefahren ist; sie sind reif, nun selbst Obrigkeit zu werden; wir müssen nur noch den Staat erfinden, in dem Jeder Obrigkeit und Niemand Unterthan ist!“

„Nun,“ sagte der Legationsrath von Larwitz, „der Staat wäre ja schon erfunden, die Republik!“

„Ganz recht,“ erwiderte der Kammerherr, „es ist gut, daß die Herren Deputirten ihren Kopf nicht erst anstrengen müssen, um eine Erfindung zu machen!“

„Sollten ihnen die Erfindungen so schwer werden?“ bemerkte der Graf Wartenstein, „wir verdanken ihnen ja die allerschönsten und einträglichsten!“

„Armer Graf!“ stichelte das muntere Fräulein Thekla von Eisleben, „daß man Sie um Ihre Jagden gebracht hat! Hätte man Ihnen nur das Vergnügen, Hasen und Hühner zu tödten, gelassen, Sie wären vielleicht noch jetzt ein wenig so freundlich gegen das „Volk“ der Menschen wie 1848!“

„Es gereicht mir zur größten Freude, meine Gnädige, daß Sie mein Thun mit solcher Aufmerksamkeit verfolgt haben. Ich darf gewiß bei Ihnen voraussetzen, daß Sie dazu nicht durch Vergnügen an boshafter Beobach=

tung veranlaßt worden sind, sondern im Gegentheil durch eine gewisse . . .“

„Warum nicht, bester Herr Graf?“ unterbrach ihn Fräulein von Eisleben. „Soll ich mir den Spaß versagen, heitere Contraste aufzusuchen?“

„Aber, mein Fräulein, Sie gerathen selbst in einen heiteren Contrast, wenn ein Herz voll Liebe und Liebenswürdigkeit wie das Ihrige so viel Bosheit äußert!“

„Sie rechnen wohl mehr auf meine Nachsicht als auf meine Liebenswürdigkeit,“ entgegnete Thekla von Eisleben mit einem flammenden Blick. Der Major von Steinbeck, eine gedrungene, martialische Figur, suchte die Unterhaltung, die auf einen Abweg gerathen war und peinlich zu werden drohte, wieder aufzunehmen.

„Nun, meine Herren,“ rief er aus, an seinen Degen klopfend, „es gibt noch eine Einrichtung, wo sich Befehl und Gehorsam unterscheiden! Ich stehe für Offiziere und Soldaten! Könnten wir nur bald drein fahren, der Kammerplunder von schönen Reden und der Jahrmarktströdel um Rechte und Pflichten sollte schnell in alle Winde zerstieben.“

„Es wäre Zeit!“ setzte der Kammerherr hinzu, indem er an seinem nicht sehr kriegerischen Schnurrbärtchen drehte, „dann würden wir sehen, ob hinter den schönen Reden ein tapferes Herz steckt! Ich habe gestern ein langweiliges, philiströses Geschwätz von Herrn Braun gelesen, das den größten Beifall erlangt hat. Natürlich! Er sprach so schön von Nachgiebigkeit in allerhand

Lappalien und Formalien, um in allem Uebrigen desto entschiedener zu widersprechen! Er ist mit seiner infamen Heuchelei der Held des Tages."

„Das ganze constitutionelle Wesen ist eben nichts als Heuchelei," sprach der Major mit höhnischem Lachen. „Wenn jede Steuer von der Gnade der Kammern abhängt, so regiert Niemand anders als diese. Es ist eine erbärmliche Flunkerei, daß dergleichen schöne Sätze die Regierungen befestigen sollen! Soldaten zwischen die Bänke, eh' alles Volk verdorben wird!"

„Es ist schon weit genug gekommen," bekräftigte Herr von Larwitz. „Die Beamten sind ja fast die ärgsten Feinde der Regierung. Hat nicht ein gewisser Engel gerade den Braun zum Abgeordneten vorgeschlagen und durchgesetzt! Man sollte dergleichen Menschen sofort cassiren."

Hansen, während des Tages von manchen keineswegs angenehmen Arbeiten, die mit den Kammersitzungen zusammenhingen und ihm vielfache Gewissensscrupel erweckten, in Anspruch genommen, beschäftigt und abgespannt, Hansen hatte sich bisher gegen die allgemeine Unterhaltung theilnahmlos verhalten und mit dem jungen Feldheim gesprochen; jene Unterhaltung wurde jedoch zu sehr in ihrer Nähe und zu laut geführt, als daß sie ihnen hätte entgehen können. Er suchte zwar, weil ihm der Ton mißfiel, sein Ohr davon abzuwenden; es gelang ihm aber eben deßhalb nicht, weil er es wollte, er mußte mit anhören, was über Braun und Engel ge-

sagt wurde, und je mehr er sich Mühe gab, seinen Aerger zurückzuhalten, um so heißer wallte sein Blut. Bei den letzten Worten des Legationsraths konnte er es nicht mehr über sich gewinnen zu schweigen, er wandte sich zu ihm mit den Worten:

„Sie übertreiben zu sehr, Herr von Larwitz! Wir dürfen die extremsten Ueberzeugungen aussprechen, aber die Personen der Gegner müssen wir von ihrer Sache trennen.“

„Diese Personen sind ja die Träger der Sachen,“ antwortete Larwitz.

„Ja,“ sagte Hansen, „aber eben deßhalb müssen wir ihnen auch ehrliche Politik zutrauen.“

„Sie sind wohl sehr bekannt mit den Herren?“ frug Harras mit malitiösem Lächeln.

„Ich bin lange genug mit ihnen bekannt, um zu wissen, daß sie sich durch Uneigennützigkeit und Treue vor den Meisten auszeichnen.“

„Sie, Herr Regierungsrath, nennen wohl Uneigennützigkeit,“ warf der Legationsrath ein, „was mit Ihren eigenen Interessen übereinstimmt?“

Die triumphirende Miene, mit welcher er dabei umherblickte, verwandelte sich in tödtliche Blässe, als Hansen entgegnete:

„Ist Ihnen vielleicht der Begriff der Uneigennützigkeit so unbekannt und unverständlich, daß ich Sie darüber aufklären muß?“

Larwitz sprang auf, vor Ingrimm brachte er bloß die Worte hervor:

„Herr Regierungsrath! danken Sie diesem Platze, daß . . .“

Der Kammerherr ergriff ihn unter'm Arm und führte ihn bei Seite, indem er halblaut, aber hörbar in sein Ohr flüsterte:

„Ein unverschämter Roturier!“

„Herr von Harras,“ flüsterte Hansen in demselben Tone, „ich bin ein Roturier, aber ich freue mich dessen, weil ich in dieser Eigenschaft keinen Grund habe, für die Aechtheit meiner Ahnen bange zu sein.“

Das war freilich die furchtbarste Beleidigung, die den Kammerherrn treffen konnte, denn man sagte, er stamme aus einem ehebrecherischen Verhältniß. Er fuhr zusammen und kehrte sich um, — die Wuth erstickte seine Stimme, — und ging in drohender Haltung zwei Schritte auf Hansen zu. In diesem Augenblicke trat der junge Feldheim zwischen Beide, um das Aeußerste zu verhüten. Er sagte zu Larwitz und Harras:

„Keinen Auftritt, meine Herren! Sie sind beleidigt, aber der Angriff war auf Ihrer Seite und vollkommen ungerechtfertigt. Versparen Sie alles Weitere auf eine andere Stunde!“

„Hindern Sie mich nicht, den Unverschämten zu züchtigen!“ rief Harras, vor Wuth bebend.

„Ich verbiete Ihnen jedes fernere Wort,“ erwiderte Feldheim entschieden.

„Dann verbieten Sie mir zu bleiben. Kommen Sie, Larwitz!“

Beide ergriffen ihre Hüte.

Inzwischen hatte sich, durch das laute Gespräch gestört und aufgescheucht, die ganze Gesellschaft erhoben. Der Minister, der mit älteren Herren am Spieltisch gesessen, trat herzu und bat Harras und Larwitz zu bleiben, indem er laut betonte, es solle ihnen jede Genugthuung werden, die sie verlangen könnten. Sie blieben, man beruhigte sich, aber die ganze Versammlung hielt sich von Hansen entfernt und alle Blicke der Herren und Damen wendeten sich von ihm mit aristokratischer Verachtung ab, während man seine Gegner mit Theilnahme umgab, ja sich um sie drängte.

So stand Hansen einen Augenblick wie verlassen und gemieden da. Kaum aber bemerkte es Franziska, die bisher, mit den Sorgen der Bewirthung beschäftigt, nur flüchtig bei jeder Gruppe verweilt hatte, so näherte sie sich ihm. Seit dem Winterabend, von dem wir erzählt, hatte er, seinen Plan beharrlich verfolgend, aber auch von ihr wirklich angezogen, keine Gelegenheit vorübergehen lassen, ihr zu huldigen, und sich ihr immer enger und vertrauter angeschlossen; er brauchte dazu nur die Hand zu fassen, welche sich ihm nicht entzog. Aber es wurde ihm doch nicht zu leicht, seinen Plan zu verfolgen, denn die Liebe ist durch den Willen weder zu ersetzen noch zu erzwingen und der freiwillige Zug des Herzens führt sicherer als die klarste Ueberlegung und

der stärkste Wille, und um Franziska zu lieben, mangelte es Hansen, so vielfach ihm auch ihre jungfräuliche Anmuth und ihre liebevolle Zartheit entgegentrat, an jenem unmittelbaren, unwiderleglichen und unüberwindlichen Trieb des Herzens. Wie wäre es ihm auch möglich gewesen, die Liebe, die er jahrelang für Marie Markus gehegt und gepflegt und die sein ganzes Wesen, sein ganzes Thun beherrscht hatte, sofort nach der Abweisung auf eine Andere zu übertragen! Und wie hätte er mit seinem leicht erregbaren, schwankenden Charakter bei der Verfolgung dieses Planes auch nur die volle Stärke eines Willens einsetzen können!

Gerade in der zweifelhaften Verfassung seines Gemüths war ihm jeder neue Eindruck ein neues Hinderniß in der Verfolgung jenes Planes. Und es fehlte ihm nicht an solchen, und zwar gewichtigen Eindrücken.

Denn eben in den Kreisen des Ministers begegnete er sehr häufig einer Anderen, welche ihm lebhaftes Interesse einflößte. Fräulein von Eisleben, mit der Familie, wiewohl in einem weiteren Grade, verwandt, mit Franziska, obschon älter als diese, befreundet, verkehrte täglich im Hause des Freiherrn; der früh verwaisten war dieses Haus fast eine Heimath geworden. Und ihre Persönlichkeit war eine von denen, welche in keinem Kreise verschwinden, wenn sie sich auch nicht hervordrängen: vollkommene Schönheit, eine Fülle geistiger Gaben, ein nicht geringes Maß tieferer Bildung verliehen ihrem Auftreten jene freie Sicherheit, die nur bevorzugten

Naturen zu Theil wird; ihre einsame Lage hatte zu selbstständiger Entwickelung des Charakters genöthigt, Reichthum gestattete ihr freie Bewegung.

So bevorzugte Menschen erscheinen uns oft als unnahbar und, weil als unnahbar, wohl auch als stolz; und dies widerfuhr auch Hansen, obgleich er sich dem gewaltigen Eindruck der Persönlichkeit Thekla's nicht zu entziehen wußte und obgleich Thekla gerade ihm gegenüber keineswegs besondere Zurückhaltung zeigte. Aber dennoch empfand er den Eindruck dieser Persönlichkeit mit einer Macht, deren er sich trotz aller Vorsätze und Pläne nicht zu erwehren vermochte; ja die Macht jener Persönlichkeit trat seinen Plänen umsomehr entgegen, da er nach der Zurückweisung, die er seitens der Geliebten erfahren, gewissermaßen nach einem Urbild des Schönen, die Geliebte zu ersetzen, suchte.

Indessen stand ihm doch Thekla zu fern und zu stolz gegenüber, als daß er um ihrer willen Franziska aufzugeben vermocht hätte; diese mit ihrer naiv entgegenkommenden Liebe schien ihm nicht so unerreichbar wie jene mit ihrer selbstständigen Haltung und kühlen Gemessenheit; kurz, die Pläne seines Ehrgeizes vergaß er nicht.

Nun klagte er sich jetzt Franziska gegenüber an, im Hause ihres Vaters eine unangenehme Störung veranlaßt, sich gegen seine Gäste vergangen zu haben; sie, die Hansens letzte an Harras gerichtete Worte nicht ganz verstanden hatte, entschuldigte ihn als den zuerst Beleidigten; ja sie fand es edel, daß er gerade in dieser Ge-

sellschaft seine Freunde vertheidigte; sie äußerte nur darüber Sorge, daß der Vorgang für ihn böse Folgen haben könnte. Franziska's Bruder ging indessen mit Thekla von Eisleben hin und her, diese verlor ihr Armband, Hansen hob es auf und überreichte es ihr. Sie dankte ihm und blieb stehen, der junge Feldheim mit ihr. Auch gegen ihn sprach Hansen sein Bedauern aus, aber derselbe antwortete:

„Es geschah den Herren nach Verdienst! Sie dünken sich nicht bloß über andere Menschen, sondern über Recht und Anstand erhaben! Ich gönne ihnen die Lection und bitte Sie, im Nothfall auf mich zu rechnen."

„Wie," frug Franziska erschrocken, „Du glaubst, es könnte ein Duell daraus entstehn?"

„Sei ruhig, Schwester, ich glaube es nicht."

„Und Sie wollen sich wirklich schlagen, Herr Regierungsrath? Um Gotteswillen! Thun Sie Alles, um es zu vermeiden! Versprechen Sie es mir!"

„Was ich mit Ehren kann," erwiderte Hansen, „das soll geschehn, aber ich bin Ihrer Theilnahme unwürdig."

„Diejenigen können sich preisen, Herr Regierungsrath," bemerkte Fräulein von Eisleben dazwischen, „die einen so energischen Vertheidiger besitzen. Wäre ich ein Mann, so würde ich mich um Ihre Freundschaft bewerben. Da ich nur eine Frau bin, so kann ich Ihnen bloß meinen Beifall zollen."

„Zu viel Güte, meine Gnädige; konnte ich weniger

thun, wenn von Freunden gesprochen ward, deren ganzes Leben ich kenne?"

„Es gehört großer Muth dazu, sich unter Leuten, die nur ihre persönlichen Interessen verfolgen und deßhalb jeden politischen Gegner als einen persönlichen Feind betrachten, für den Freund eines solchen Gegners zu bekennen und sich damit gleichsam von der Gemeinschaft aller Anwesenden loszusagen."

„Thun Sie nicht etwas Aehnliches, indem Sie jetzt mit mir sprechen? Sehen Sie nicht die Blicke der Mißbilligung auf allen Gesichtern? Und doch sind Sie nur eine Frau, wissen von mir nicht viel mehr, als was Sie in dieser Stunde erlebten, und sind durch Stand, Stellung und Geschlecht abhängiger von Anderer Urtheil als ich!"

„Ah, lieber Herr Regierungsrath," sagte die Baroneß, indem sie die Lider ihrer großen schwarzen Augen bescheiden schloß und dann wieder langsam und reizend öffnete, „rechnen Sie mir das nicht so hoch an! Eben als Frau bin ich auch gegen Angriffe geschützt; bei uns ist der Muth eine wohlfeile Tugend und dann — imponirt uns auch männlicher Muth."

Da man sich eben zu Tische setzte, fügte es sich von selbst, daß Hansen zwischen ihr und Franziska seinen Platz erhielt.

Fräulein von Eisleben hatte nach ihrer Persönlichkeit und ihren Verhältnissen in den Kreisen, in welchen sie sich bewegte, eine sehr selbstständige

Stellung. Die Räume des Feldheimschen Hauses waren ihr ein bekanntes und sicheres Terrain; sie nahm deßhalb auch heute nicht den mindesten Anstand, sich dem von den Uebrigen geächteten Hansen, unbeirrt um fremde Meinungen, zuzuwenden. Sie bat ihn, da sie neben ihm saß, sich aller Gedanken an das eben Vorgefallene zu entschlagen; sie werde sich bestreben, sagte sie lächelnd, es ihm zu erleichtern, aber er müsse sich dafür durch seine Theilnahme dankbar erweisen. In der That wußte sie ihn durch heitern Witz, liebenswürdige Thorheit, schelmische Ironie so zu fesseln, daß er Franziska, seiner andern Nachbarin, nur geringe Aufmerksamkeit zuwandte. Diese war still und in sich versunken, denn sie kümmerte sich um seine Zukunft; es überschlich sie das Gefühl, daß Hansen in ihrem Kreise ein Fremder sei und daß er, obgleich so fremd unter den Andern, nicht bei ihr, die ihm Alles zu opfern bereit war, Freude und Trost suche, und dies drückte ihr das Herz ab. Als endlich aufgebrochen wurde und Hansen seiner unterhaltenden Nachbarin den Arm reichte, fühlte sich Franziska bange, wie wenn ihre Brust zusammengeschnürt würde, sie wußte nicht bestimmt, weßhalb, sie empfand nur ein tiefes Leid.

Es war eine Mainacht, die Luft lind, feuchtwarm, vom Duft junger Blüthen erfüllt, die Alleen und Gärten zur Seite dunkel, der Himmel sternenhell, eine wollüstige Mainacht, nicht zum Schlafen, sondern zum Träumen, eine von den Nächten, wo der berauschte Mensch bei

jedem Athemzug das Glück des Lebens und die Güte des Schöpfers preisen möchte. Das empfand auch Fräulein von Eisleben, als sie aus dem Hause hinaustrat. Ihr Wagen war vorgefahren, Hansen im Begriff, den Schlag zu öffnen. Aber sie schickte den Wagen fort, um zu gehen und die köstliche Nacht zu genießen, ergriff Hansens Arm und wandelte langsam mit ihm dahin. Wie ward ihm da! Nach heftigen Aufregungen, nach einer lebhaften Unterhaltung, nach dem Genuß von Wein in diese berauschende Nacht! Aus einer Geselligkeit, in der er sich fremd, gedrückt, belästigt fühlte, in wohlthuende Einsamkeit, wo er aufathmen, aufjauchzen konnte, in die Einsamkeit mit einem liebenswürdigen Weib! An seiner Seite, an seinem Arm die schöne Thekla von Eisleben mit ihren schwarzen blitzenden Augen, mit ihren vollen, rothen Lippen, mit ihrer hohen Gestalt! Das war ein Weib, fähig ihn zu fesseln und zu lenken, eine Erscheinung, vor der jede Erinnerung an Andere zum Schatten würde! Eben wo Viele ihn mieden, hatte sie ihn gesucht, getröstet, alles Leid vergessen machen, mit Dankbarkeit und Freude erfüllt! Und wie konnte sie, die eben so heiter witzig war, jetzt auf dem einsamen Gang so lieblich schwärmen!

„Ach," sagte sie, „wie kostbar ist eine solche Nacht, eine solche Einsamkeit! Unter den Menschen, im Licht und Lärm des Tags verlieren wir uns selbst, wir nehmen so viele Rücksichten, wir bekommen so viele Eindrücke, daß unser ganzes Wesen sich verwandelt, wir dürfen nicht

thun, nicht sprechen, nicht denken, als wären wir's selbst, wir dürfen uns nicht mehr dem Gefühl hingeben, das aus dem tiefsten Herzen kommt. Die Stille der Nacht bringt uns wieder zu uns selbst, unsere innersten Gedanken und Gefühle treten hervor wie scheues Wild, wie Verschwörer gegen den Staat, wie schleichende Diebe, als wüßten sie, daß sie gegen die Welt im Unrecht sind; in den glänzenden Sternen am Himmel erblicken wir die liebsten Bilder unserer Phantasie, über uns und in uns ein sternenglänzender Himmel!"

„Eine solche Nacht," antwortete Hansen, sein Gefühl zurückhaltend, „stimmt herrlich zu dem kostbaren Glück der Frauen, die sich stets, nicht bloß im Hause, sondern auch in der Gesellschaft, gern auf sich zurückziehen, für die der Sonnenschirm, der Schleier, der Fächer nicht bloß Mittel des Schutzes und der Koketterie sind, sondern auch dazu dienen, sich vor der Welt abzuschließen."

„Fühlen nicht auch Sie den Drang, in die eigne Stille einzukehren?" frug Thekla.

„Gewiß," sprach er, „ich fühle das Wohlthätige der Ruhe, aber zugleich treibt mich wie andere Männer stets ein Drang zum Handeln aus der Ruhe hinaus; wir sind nicht bestimmt, das Schöne zu genießen, sondern es ins Werk zu setzen."

„So möchten Sie auch jetzt vielleicht mir entfliehen?" entgegnete sie, blickte ihn dabei schelmisch lächelnd an und stützte sich noch fester auf ihn wie zuvor.

Es wurde Hansen heiß, da er ihre glänzenden Augen, ihre schwellenden Lippen so nah vor sich sah, den Hauch ihres Athems und das Wogen ihrer Brust, den Schlag ihres Herzens fühlte; entzückt ergriff er und preßte die Hand, welche sie in seinen Arm gelegt hatte, und rief aus:

„Ich Ihnen entfliehen!? Vielleicht sollte ich, aber ich kann es nicht! Ich halte ihn fest, den glänzenden Stern, der aus diesem Nachthimmel zu mir niedergestiegen ist, schöner, als ihn meine Augen sehen, meine Phantasie zu träumen vermochte! Kennen Sie den Volksglauben, daß das zutreffe, was man sich wünscht, während die Sternschnuppe herabfährt? Das will ich benutzen, während der Stern hier vom Himmel steigt! Er soll bei mir bleiben, mir nicht wieder entrinnen! — Nun müssen Sie mich immer lieben!"

„So glauben Sie, daß ich Sie jetzt liebe? Sind Sie dessen so gewiß?" antwortete Thekla, in jener jungfräulichen Scheu vor dem Bekenntniß ihre Liebe verhüllend, aber doch in jenem Tone der Liebe, der diese Umhüllung durch Scherz und Spott verrätherisch vereitelt.

„Ja wohl bin ich gewiß," versetzte Robert in einem Taumel von Freude und legte seinen Arm um ihren Nacken, „Sie lieben mich, meine süße, schöne Thekla! O wie schön sind Sie, wie wunderbar schön! Wohin treiben Sie mich? Wie glücklich bin ich jetzt, nachdem ich heute so Häßliches erlebte! Wie unaussprechlich glücklich!"

Thekla blieb stumm und wehrte sanft dem Sturm seiner Liebkosungen. Aber ihn hielt diese sanfte Abwehr nicht zurück, er drängte heftiger zu einer Antwort, bat sie flehentlich um eine Erklärung und ließ ihr doch kaum Zeit zu einem Worte. Endlich raubte er ihr einen Kuß und als er ihr den ersten geraubt und sie ihn geduldet hatte, hing er schwelgend an ihrem Munde.

Nach allem Vorausgegangenen befand er sich in gewaltiger Aufregung. Nach einem Tag voll Arbeit, oft unangenehmer, ja das Gewissen beschäftigender Arbeit, nach einer heftigen, widerwärtigen Begegnung, nach Tadel und Zuspruch, nach einer lebhaften Unterhaltung das höchste Glück, dessen die Menschenbrust theilhaftig werden kann! Dieses Glück allein treibt uns aus dem Geleise der Gewohnheit, aus allen Fugen und Banden, hier bei Hansen hatten die wechselnden Vorgänge des Tages das Gemüth erschüttert und die Spannkraft des Willens gelockert, hier bei Hansen war plötzlich eine überwältigende Leidenschaft, deren er sich bisher kaum bewußt gewesen, hindurchgebrochen, um sein ganzes Wesen unwiderstehlich zu erfassen. Alles vereinigte sich, den höchsten Grad der Aufregung herbeizuführen. Dazu aber kam die warme, einsame Mainacht, ja Thekla's leises Widerstreben selbst, das die Flammen der Leidenschaft nur feuriger anfachen, ihre Inbrunst und Energie nur zum Aeußersten herausfordern konnte. Solche Stunden sind gefährlich für jeden Mann, keiner darf von sich behaupten, daß sie ihn vollständig gerüstet finden;

die volle Liebe selbst, Leib und Seele ergreifend und gänzliche Vereinigung begehrend, ist nothwendig sinnlich und hat nicht in sich, sondern außer sich in der Kraft des sittlichen Willens, welche sich oft genug der Leidenschaft beugt, ihre Schranke.

Auf die Augenblicke stiller wonniger Innigkeit folgten glühendere Küsse und stürmischere Umarmungen. Inzwischen waren die Liebenden bei Thekla's Wohnung angelangt und mußten Abschied nehmen, Abschied nehmen, nachdem sie sich kaum gefunden, auf wie lange? auf welches Wiedersehen? Robert konnte sich nicht von Thekla trennen, drückte sie wieder und wieder an sich und duldete nicht, daß sie sich losriß. Thekla hatte sich an ihn geschmiegt und traulich ihren Kopf auf seine Schulter gelehnt, sie hatte seine heißen Küsse vergolten und seinen ungestümen Umarmungen sich gefügt. Aber jetzt hatte seine Art etwas Beängstigendes für sie, etwas Wahnwitzig-Furchtbares; sie suchte sich von ihm loszuringen, er litt es nicht und wurde kühner; plötzlich ist sie frei, steht stolz ihm gegenüber und sagt kalt und fremd:

„Herr Regierungsrath, Sie vergessen, wer ich bin."

Sehr unscheinbare Worte, aber ihr Klang entzieht sich der Beschreibung. Es war auch für Thekla ein Moment der Gefahr gewesen, ihre Hingabe konnte zu einem Opfer führen; Hansens sinnliche Aufregung hatte für sie etwas Unverständliches, dem sie in dieser Stunde

der Hingebung nicht zu begegnen wußte. Aber im entscheidenden Moment erkannte sie die Gefahr und der Stolz der Weiblichkeit sprang entrüstet empor und trat an die Stelle der Hingebung. Für diesen Augenblick empfand sie keine Liebe mehr, sondern eine Art Abneigung, ja eine Art Abscheu vor dem Geliebten, der die Liebe zu entweihen im Begriffe stand. In dieser augenblicklichen Empfindung Thekla's aber nahm der Stolz der Weiblichkeit unwillkürlich zugleich den Charakter eines anderen Stolzes an, des Bewußtseins ihres Standes. Und so klangen ihre Worte schneidend kalt, ja verächtlich, nicht bloß stolz, sondern hochmüthig scharf, so bedeuteten sie nicht bloß Abweisung, sondern Wegwerfung; es lag darin jener Ton, den der Vornehme leicht anschlägt, um dem Geringen zu zeigen, daß ihn von jenem eine unübersteigliche Kluft, eine unerschütterliche Schranke trennt.

Wie schwer wird es uns oft, gegenüber dem Unrecht nur das Recht zu behaupten, ohne selbst dagegen zu verstoßen! Wie schwer, dem sittlichen Gefühl im Augenblick der Entrüstung menschliche Nachsicht zu gebieten! Wie schwer, der Stimme der Liebe Gehör zu verschaffen, gerade wenn ein Geliebter gegen uns fehlt! Und wie verletzt eben dies den Liebenden, daß er plötzlich, wo er Liebe zu finden glaubte, diese Liebe entbehrt, als wäre dieselbe nur ein Kleid, das abgeworfen werden kann, nicht der Inhalt des Herzens selbst! Wie tief muß es den Liebenden verletzen, daß er eben da, wo er die meiste

Schonung erwarten durfte, das härteste Urtheil antrifft! Wie hart schlägt dann oft auch auf uns, die wir im Rechte waren, das Unrecht zurück!

Nur ein Moment hatte dazu gehört, das sittliche Bewußtsein in Robert wach zu rufen, nur der Moment, als er fühlte, daß Theklas Sträuben einer sittlich ernsten Regung entsprang. Er ließ sie los und bebte zurück und bedeckte das Gesicht mit seinen Händen. Aber die scharfen Worte, die Thekla jetzt sprach, vernichteten mit einem Male die Demüthigung der Scham. Stolz emporgerichtet erwiderte er ein langgedehntes „So?!,“ setzte alsbald frostig hinzu: „ich glaubte, Sie wären keine Kokette, mein gnädiges Fräulein; verzeihen Sie! hier ist Ihre Wohnung, ich habe die Ehre, mich Ihnen unterthänigst zu empfehlen,“ und entfernte sich mit einer tiefen Verbeugung.

Thekla blieb in stummer Betäubung und Entrüstung zurück, Hansens harte und scharfe Worte trafen sie wie blutige Dolchstöße, sie war sich nicht bewußt, das verdient zu haben, und je schroffer die Worte lauteten, desto mehr sträubte sie sich, ihre Wahrheit auch nur zum Theil anzuerkennen. Sie empfand bloß einen schneidenden Schmerz, ihre heiße Stirne lehnte sie fassungslos an den nächsten Baum, ihr Herz pochte, als wollte es zerspringen, daß sie die Hand darauf drücken mußte, und es dauerte geraume Zeit, bis sie daran dachte, ihre Wohnung und den Schlaf zu suchen.

Zehntes Kapitel.

Bittere Stunden.

In einer Stimmung voll inneren Zwiespaltes stürmte Robert hinweg. Seine leidenschaftliche Gluth war in grimmige Kälte umgeschlagen, der mächtige Aufschwung aller starken Gefühle, zu welchem ihn die Liebe und das Glück beflügelten, war mitten im Fluge so plötzlich gehemmt worden, daß er erschüttert und gebrochen zu Boden stürzte. Welch schöner und erhabener Aufschwung! Und wie sehr bedurfte er seiner in dem Druck seiner Stellung, den er zu fühlen begann, in den Widerwärtigkeiten, die sie ihm eben heute gebracht hatte! Er konnte sich noch nicht von dem Mädchen losreißen, in welchem sich vollkommene Schönheit mit reizender Anmuth, Fülle des Herzens mit Reichthum des Geistes, maßvolle Festigkeit mit glühender Leidenschaft vereinigte. Er konnte sich noch nicht von dem Gedanken trennen, wie die Gemeinschaft mit einem solchen Wesen, das ihn ebenso durch die Majestät reiner Schönheit wie durch den geheimnißvollen Zauber

weiblicher Innigkeit anzog und fesselte, sein dürstendes Herz mit Freude gelabt, zu den unseligen Kämpfen seines Berufs den Frieden der Liebe gegeben, jeden Trieb zum Guten in ihm gestärkt, jede Anlage zum Großen entwickelt, all sein Fühlen und Streben in Harmonie gebracht und veredelt hätte! Ein sonnenhelles und sonnig warmes Leben hatte sich ihm einen Augenblick aufgethan! Und es war verwirkt, durch einen Frevel verwirkt, den er jetzt, wo Nüchternheit auf den Rausch folgte, nicht mehr begriff! Verwirkt! Denn seiner Liebe mangelte jetzt die Weihe sittlicher Kraft und die Würde und Freiheit männlicher Ehre.

Aber das reiche Leben, das sich ihm dargeboten hatte, konnte er nicht so schnell aufgeben; mit aller Macht sträubte er sich dagegen, mit aller Macht bestritt er sich, was er kurz zuvor behauptet hatte, daß Thekla nur eine Kokette, daß er selbst nur ein Spielzeug der Koketterie gewesen sei. Und mit aller Macht männlichen Muthes wehrte er sich gegen den Gedanken, Liebe verwirkt zu haben.

Er mußte die Geliebte wieder versöhnen und wieder gewinnen! Er mußte zu ihren Füßen stürzen und sein Unrecht bekennen! Das gebot wie die Liebe so die Ehre, denn die Geliebte durfte nicht glauben, daß er sie zu verführen beabsichtigt hätte, und mußte überzeugt werden, daß ihn selbst nur der unwiderstehliche Zug der Leidenschaft von der Bahn der Sitte hinweggerissen hatte.

Der Minister hatte ihn am vergangenen Abend aufgefordert, am folgenden Morgen wiederzukommen. Ein saurer Gang! Aber zuvor mußte ein schwererer Gang unternommen werden, denn ein beleidigtes Weib zu versöhnen greift tiefer in's Herz als die Entschuldigung gegen einen Mann.

Es war noch früh am Morgen, aber ihm dünkte keine Stunde zu früh; er ließ sich melden. Und Thekla?

Wir hören nicht selten behaupten, daß Liebe sich in Haß verwandeln könne, aber so gewöhnlich diese Behauptung ist, so wenig Anspruch hat sie auf Gültigkeit. Nein, die wahre Liebe verwandelt sich niemals in wahren Haß, allein wahre Liebe ist freilich so selten, daß wir, wenn wir von Liebe reden, den Begriff in der Regel nicht so beschränkt nehmen, als wir müßten. Fast immer entspringt das persönliche Interesse aus mehr oder minder einseitigen Rücksichten; dies können — der erbärmlichen Motive des baaren Eigennutzes, die nur zu oft zur Ehe führen, nicht zu gedenken — Rücksichten der Aeußerlichkeit und Eitelkeit, aber auch die höchsten und würdigsten idealen Rücksichten sein: hier wird ein Mädchen von der äußern Erscheinung, von dem vornehmen Anstand, von dem freundlich gefälligen Wesen eines Mannes so sehr angezogen, daß es den Charakter übersieht, dort erkennt eine Andere den inneren Werth eines Mannes und berechnet daneben nicht eine störend wirkende Außenseite; hier fesselt den Mann die anmuthige Form, dort die Un-

schuld des Gemüths, dort die Frische des Humors. Dieses einseitige Interesse kann sich zum Wohlgefallen, zur Neigung, zum Vertrauen steigern, ja zur Liebe gestalten und oft ohne Zwang und Noth durch das Leben dauern und geleiten. Aber leicht kann es auch, namentlich bei Menschen lebendigeren Gefühles und wenn die Ungunst der äußeren Lage auf die Stimmungen drückt, im engeren Zusammenleben eines scharfen störenden Gegensatzes bewußt werden und sich daran wie an einer Krankheit verzehren; solche „Liebe" kann sich in Haß verwandeln. Die rechte Liebe dagegen umfaßt die ganze Person des Geliebten, Leib und Seele, Geist und Gemüth, ihr ist der Geliebte stark auch in der Schwäche, schön trotz eines Fehlers, weil sie nicht bloß übersieht, nicht bloß verzeiht, sondern in dem Ganzen wurzelt, in welchem der einzelne Mangel verschwindet, und nur in einem für schön erkannten Ganzen wurzeln kann: diese vergeht nicht und verwandelt sich nicht, sie hat die ewige, unwandelbare Natur des Göttlichen, — wohl aber zahlt auch diese Liebe der sterblichen Welt ihren Tribut, wohl kann auch sie gekränkt sein und hadern, schweigen und zürnen, wohl sogar in einzelnen Augenblicken dem Hasse gleich sich geberden; und dann mag es, — wenn sie auch nur zusammengedrückt war wie ein Bogen, um desto heftiger emporzuschnellen, nur wie ein Strom vor einem Felsen sich aufstaute, um desto ungestümer hervorzubrechen, wenn sie auch nur fehlte, um desto bitterer zu bereuen, — dann mag

es einem oberflächlichen Beobachter scheinen, als könne auch solche Liebe sich in Haß verwandeln.

Thekla nun hatte gleich bei ihrem ersten Zusammentreffen mit Hansen lebhafte Theilnahme für ihn empfunden, diese Theilnahme war mit jeder Begegnung gewachsen und zu tiefer Zuneigung, ächter Liebe geworden. Jetzt, nachdem sie sich, alle Rücksichten verwerfend, Hansen genähert, seinen Dank erworben, seine Liebe hervorgerufen hatte, jetzt widerfuhr ihr eine doppelte Beleidigung. Wie alle reinen weiblichen Gemüther vermochte sie die gewaltsam über Anstand und Sittlichkeit hinwegstürmende männliche Leidenschaft nicht zu begreifen, Hansens Angriff erschien ihr wie ein Zug von Gemeinheit; und da sie sich nicht bewußt war, mehr als das Unzulässige abgewehrt zu haben, vielmehr der vornehme Ton ihrer Zurückweisung unwillkürlich und nicht beabsichtigt war, so bedeutete ihr Roberts Entgegnung nur soviel, daß er nicht einmal ihre Abwehr zu würdigen wisse. Und doch sträubte sie sich dagegen, an einen so unerhörten Mangel an Gefühl bei Hansen zu glauben! Aber mochte dem sein wie da wollte, von der sittlichen Höhe, auf der sie den Geliebten zu finden gemeint hatte, war derselbe herabgestiegen: das Ideal war in Staub gesunken.

So fühlte sich Thekla doppelt verletzt und Wehmuth stritt in ihr mit Erbitterung. Die Nacht verging ihr in dumpfer, beklommener Stimmung; gerade das aber sind unsere peinvollsten Stunden, wo uns ein Leid be-

trifft, gegen das ein Kampf möglich scheint, gegen das wir kämpfen möchten und doch nicht kämpfen können, weil uns die Kraft der Klarheit und inneren Sammlung mangelt. Von der schlaflosen Nacht und wüsten Träumen erschöpft empfing sie den Morgen nicht mit helleren Blicken; was ihr sonst das Liebste war, dünkte ihr heute schaal und leer, über der Stickerei ruhte ihre Hand, in Lieblingsbüchern überlas sie ganze Seiten, ohne ein Wort vom Inhalt in sich aufzunehmen; die Blumen, welche sie sonst pflegte, würdigte sie keines Blickes oder zerpflückte gar krampfhaft die jungen Keime.

Da wurde Hansen gemeldet. Gewiß, er suchte Verzeihung, die sollte ihm werden; er suchte aber auch Liebe — und heute in dieser beklommenen und verworrenen Stunde konnte sie sich nicht zu freudiger Liebe erheben; nein, heute wollte sie ihn nicht sehen; von der Erschütterung, welche ihre ideale Vorstellung erlitten hatte, mußte sie sich durch Zeit und Ruhe erholen; sie ließ Robert abweisen; er ging mit einem Stachel in der Brust.

Er gehörte zu den heißblütigen Naturen, die durch ein Gefühl in ihrem ganzen Wesen ergriffen und deßhalb leicht zur Ueberschreitung des Maßes und zu sinnlichen Ausbrüchen getrieben und eben deßhalb, weil ihr Gefühl sich in solch leidenschaftlichem Auftreten concentrirt, durch eine Zurückweisung und selbst durch bloßen Widerstand im Innersten verletzt werden. So

empfand er diese neue Zurückweisung mit einem gewissen Grimm, in welchem er Thekla lieblose Härte, aristokratischen Stolz, lächerliche Tugendeitelkeit vorwarf und behauptete, sie erhebe sich nicht über das Niveau ihres Standes, bei dem die leidenschaftliche Aeußerung leidenschaftlichen Fühlens verpönt und auch das stärkste Gefühl in das Maß des Conventionellen eingeschnürt sei.

Er begab sich zum Minister. Was sollte er dort? Er bezweifelte nicht, daß die Bestellung sich auf sein Zusammentreffen mit Harras beziehe, und fürchtete schwere und zum Theil verdiente Vorwürfe, eine Aussicht, welche ihn fast alles Andere vergessen machte! Als er jedoch beim Freiherrn eintrat, dabei auf dessen Tochter stieß, und ihre sonst strahlenden Augen geröthet und eingesunken sah, wie wenn sie geweint hätte, als die Reine so trauernd und blutenden Herzens vor ihm stand, da schien es ihm, als wäre sein eignes blutendes Gewissen vor ihn hingetreten, ihn anzuklagen und zu verdammen. Tief erschüttert schlug er bei ihrem Anblick seine Augen zu Boden, — durfte er dieselben jetzt noch zu ihr erheben? — und stammelte verlegen ein Paar Worte zum Gruß. Sie reichte ihm nur still die Hand und suchte sinnend, als wollte sie darin lesen, das Auge, das sich vor ihr flüchtete.

Der Minister, von dem Hansen herbe Reden erwartete, empfing ihn mit ungetrübter Freundlichkeit. Er reichte ihm die Hand, lud ihn ein, Platz zu nehmen

und eine Cigarre anzuzünden, und ließ sich von ihm erzählen, was sich gestern zugetragen hatte. Hansen stellte es der Wahrheit gemäß dar und entschuldigte sein Auftreten.

„Sie haben sich freilich stark ausgedrückt," begann der Minister, „aber der Angriff war höchst ungezogen! In meinem Hause einen Gast so zu behandeln. Ich würde an Ihrer Stelle ebenso gethan haben! Allein . . . unangenehm, sehr unangenehm bleibt der Vorfall dennoch! Er bedroht Ihre Stellung und zugleich meine! Es darf nicht zum Eclat kommen!"

Er schwieg einen Moment, als ob er überlegte, und fuhr dann fort:

„Mein lieber Hansen, vom menschlichen Standpunkt sind Sie zu entschuldigen, aber vom politischen haben Sie den gröbsten Fehler begangen. Wer staatsmännische Ziele verfolgt, muß ihnen Alles zum Opfer bringen, es ist f a st unverträglich damit, Freunde zu haben, aber g e w i ß, sich ihrer öffentlich anzunehmen, wenn sie politische Gegner sind; das Interesse der Freundschaft muß dem der Politik untergeordnet werden. Zum Mindesten ist es verpönt, sich durch ihre Vertheidigung und durch den Eifer der Vertheidigung politische Gegner zu erwecken. Bedenken Sie nur, lieber Hansen, wie gefährlich unsere Stellung ist! Da es mir nicht gelingt, den Landtag zu gewinnen, so bin ich genöthigt, abzutreten oder eine andere Stütze zu suchen. Trete ich ab, so wird nicht ein liberales Mini-

sterium, sondern ein durchaus reactionäres das Ruder ergreifen; unser gnädigster Herr wird kein liberales dulden, er drängt schon jetzt beständig nach der anderen Richtung. Eine reactionäre Regierung würde aber nur die Selbstsucht des Junkerthums zur Geltung bringen und ich werde deßhalb meinen Platz noch nicht räumen. Sie erinnern sich, was ich Ihnen früher sagte! Will ich nun bleiben, so muß ich, da ich bei den Abgeordneten keinen Beistand finde, meine Gegner auf der andern Seite gewinnen und folglich ebenso Alles vermeiden, was sie verletzen könnte, als ihren Eifer zügeln. Stieße ich sie von mir, so wäre ich bis auf wenige Anhänger isolirt."

Da der Minister schwieg, sagte Hansen tonlos:

„Ich habe Sie in eine böse Stellung gebracht!"

„Ich denke," versetzte der Freiherr lebhafter, „es ist noch nichts verloren, wenn Sie den Willen haben, Ihren Fehler gut zu machen."

„Wie gerne möchte ich das!"

„Ich weiß freilich keinen andern Weg als eine versöhnende Erklärung gegen die beiden Herren!"

Hansen fuhr empor: „i ch soll sie geben?"

„Bleiben Sie ruhig, lieber Freund," sagte der Minister, ihn wieder zum Sitzen nöthigend, „es ist nichts Anderes möglich, und bedenken Sie, daß Sie den Kammerherrn tödtlich gekränkt haben, wenn Sie auch angegriffen waren! Für ihn ist es unmöglich, die Hand zu bieten! Daß aber Ihre Erklärung angenommen werden wird, dafür stehe ich Ihnen, ich habe die Mittel dazu."

„Und wie soll die Erklärung lauten?" frug Hansen.

„Sie werden um Verzeihung bitten müssen!"

„Nun wahrlich, Excellenz, Sie nöthigen mich, nicht nur die Freundschaft zu verleugnen, sondern auch die eigene Persönlichkeit."

Der Minister besorgte, auf diesem Wege und bei Hansens augenblicklicher Aufregung sein Ziel nicht zu erreichen, und brach mit den Worten ab:

„Ueberlegen Sie sich's, ich will Sie nicht drängen! Und jetzt vergessen Sie einen Augenblick alle Staats- und andern leidigen Affairen und frühstücken Sie mit uns!"

Ehe Hansen ablehnen konnte, hatte der Minister die Nebenstube geöffnet, wo seine Tochter einen Tisch herrichtete. Robert mußte wieder unwillkürlich ihre stille, fast feierliche Anmuth, vergeistigt durch die Blässe ihres Gesichts, mit der entwickelten, üppigeren und berauschenden Schönheit Thekla's vergleichen und wurde durch die beschämende Erinnerung befangen und schweigsam. Franziska schrieb die Ursache der Begegnung mit Harras und dem Gespräch mit ihrem Vater zu und sah diesen fragend an. Da sie keine Antwort bekam, vermochte sie es nicht, ihre Gedanken zurückzuhalten. Sie frug Hansen mit dem innigen Ton tiefer Theilnahme, ob er verstimmt sei, ob der Vorfall mit Harras und Larwitz die Schuld davon trage und etwa weitere Folgen gehabt habe? und, da er das Letzte verneinte, ob

er selbst nichts thun werde, um Verwickelungen vorzubeugen?

Der Minister bemerkte, daß er so eben mit Hansen darüber gesprochen habe. Dieser schwieg. In Franziska kämpfte sichtbar die liebevollste Besorgniß um ihn, der inbrünstige Wunsch, Gefahren von ihm abzuwenden, mit jungfräulicher Zurückhaltung. Sie vermochte nur für die Bitte den Ausdruck zu finden, daß er von seiner Seite Alles aufbiete, einen bösen Ausgang zu verhüten. Der Vater, der ihre Bewegung wahrnahm und zurückzudrängen wünschte, brachte das Gespräch auf Geschäftsangelegenheiten.

Als Hansen sich entfernte, fühlte er sich gerührt und erschüttert. Hatte auch Franziska sein Herz nicht völlig inne, so vermochte er doch nicht, sich dem tiefen Eindruck zu entziehen, den jede wahrhaft schöne Weiblichkeit auf einen offenen, männlichen Sinn ausübt, und eines Gefühls der Bewunderung und Zuneigung zu erwehren. Er vermochte es am wenigsten heute, im Bewußtsein des Frevels und der Erniedrigung ihrer Reinheit gegenüber und des Verrathes an ihr, zu welcher er emporzustreben gewagt hatte. In dieser Stimmung schrieb er, zu Hause angekommen, mehr Franziska zur Sühne und zum Opfer, als ihrem Vater zu Liebe, die verlangte Ehrenerklärung für Harras und Larwitz — sie kostete ihm die höchste Selbstüberwindung — und überbrachte sie dem Minister, der es übernahm, das Weitere zu vermitteln.

Elftes Kapitel.

Mädchengeheimnisse.

Marie Markus gehörte zu den weiblichen Naturen, die durch ein sicheres klares Gefühl geleitet und beherrscht werden, und die Erziehung oder vielmehr die ganze Art und Weise ihrer Eltern hatte dieses Gefühl von allem Prunkhaften hinweg auf das Wahrhafte und Einfache gelenkt. So kam es, daß ihr Braun trotz seines eckig rauhen Wesens ein männliches Ideal war, und daß sie dieses Ideal festhielt, obschon es ihr nach Brauns Verlobung mit Luise Stilling in die Ferne rückte. Sie zeigte sich seit dem Abend, an welchem Hansen seine Schlafrockspredigt gehalten hatte, bedeutend verändert: früher lebhaft, heiter, aufgeweckt, war sie jetzt still, trüb und träumerisch, sonst emsig und geschäftig konnte sie jetzt stundenlang sitzen, ohne daß ihre Arbeit fortschritt. Die Mutter bemerkte es und ahnte den Grund, aber es gibt Dinge, die auch eine Mutter nicht immer mit der Tochter bespricht; dem Vater fiel zwar etwas an Marien auf, allein er gab sich nicht viele Mühe, hinter die Ursache zu kommen.

Eines Tags saß Marie am Clavier; es war rauh und windig, Regentropfen schlugen vor die Fenster, so recht das Wetter, das auch einen Munteren traurig stimmen kann. Sie suchte in ihren Noten herum, schien aber nichts nach ihrem Geschmack zu finden, denn wenn sie auch einmal ein Paar Takte spielte, so legte sie doch das Heft gleich wieder bei Seite. Die Mutter blickte zuweilen vom Nähtisch am Fenster still nach ihr hin und schüttelte unmerklich den Kopf, vermied aber jedes Zusammentreffen mit Mariens Blicken. Endlich begann diese doch eifriger anzuschlagen, nachdem sie Prume's „Melancholie" ergriffen hatte, sie spielte immer lebhafter und legte in die klagenden Töne allen Ausdruck, den sie erfordern.

Da trat der Vater herein, augenscheinlich in sehr übler Laune. Er ging unruhig hin und her, nahm eine Zeitung und legte sie wieder aus der Hand und sagte:

„Abscheuliches Wetter, ganz unheimlich! Willst Du vielleicht mit Deiner „Melancholie" das Wetter noch besingen?"

„Das Wetter," sprach die Mutter, „macht sich selbst seine Musik. Hu, wie es heult!"

„Da heult's und dort greint's, eine herrliche Unterhaltung!" entgegnete Markus.

Marie hörte auf zu spielen und bemerkte:

„Die Musik ist doch so schön, Vater!"

„Ja, Du spielst sie aber jetzt alle Tage und jeden Tag mehr als ein Mal und da wird die schönste Musik langweilig, ganz besonders so melancholische. Man kann des Guten auch zu viel thun. Es greint, winselt und jammert Einem beständig in den Ohren! Was spielst Du überhaupt jetzt als Sonaten und Symphonieen? Bist Du eine alte Jungfer, daß ein so grausamer Ernst in Dich gefahren ist? Ein junges Mädchen soll sich freuen, daß es noch jung ist!"

„Aber," warf die Mutter ein, während Marie eine Arbeit in die Hand nahm, „man kann sich doch nicht die Stimmung geben! sie kommt von selbst!"

„Ja, und wird dann recht gepflegt und gehätschelt, damit sie ja nicht wieder fortgeht. Das ist jetzt die rechte allgemeine Krankheit, als gäbe es keinen frischen Menschen und keine lustige Fidel mehr! Was hat Marie zu weinen und muß man weinen, wenn Einem was fehlt?"

„Aber, Vater," sagte Marie, „Du wirst ja ganz böse!"

„Ich habe ohnedies immer den Aerger über die alberne Musikwuth, die weit und breit grassirt, herrlich zur weichlichen Zeit paßt und die Menschen so viel wie möglich noch erschlafft, und über das äffische Virtuosenthum, dem die Welt zu Chore läuft! Muß nun auch das, was ich von Musik höre, traurig und melancholisch sein? Lustig lob' ich mir's, ein Lied und einen Tanz! Komm', Schatz, spiel' einmal auf!"

Marie mußte sich wieder an das Clavier setzen und ihrer Mutter half kein Sträuben, Markus drehte sie ein Paar Mal in der Stube herum, indem er dabei sang:

„Als unser Großvater die Großmutter nahm" u. s. w.

Da klopfte es an der Thüre, Frau Markus riß sich los und setzte sich, ziemlich erhitzt, nieder, als Luise Stilling eintrat. Diese trug ein schwerseidenes Kleid von auffallendem Umfange, einen prachtvollen Shawl und einen kostbaren, reich mit Blumen verzierten Hut. Der Hausherr schien von dem Besuch nicht entzückt, er flüsterte seiner Frau zu: „Immer geputzt wie ein Pfau!" und entfernte sich. Marie dagegen grüßte freundlich, wenn schon mit einiger Zurückhaltung, und die Frau Markus empfing den Besuch mit dem Ausruf:

„Ei, wie Du aussiehst! Frisch wie ein Röschen! Ganz wie eine glückliche Braut!"

Es zuckte in Luisens Mundwinkeln. Sie begann, ohne Shawl, Hut und Handschuhe abzulegen:

„Ich bin wegen des Wetters zu Euch gefahren! Aber ich kann nicht lange bleiben! — Ich war gestern auf dem Ball und habe mich herrlich amüsirt!"

„Tanzt denn Braun jetzt?" frug Frau Markus, hinzufügend: „Du nimmst mir's nicht übel, daß ich ihn nenne, obschon Eure Brautschaft noch nicht declarirt ist!"

„Nein, er war gar nicht eingeladen."

Mutter und Tochter wechselten Blicke des Erstaunens, die Erstere enthielt sich nicht zu sagen:

„Du gehst ohne Deinen Bräutigam auf den Ball? Und sogar auf einen Ball, zu dem er nicht eingeladen ist?“

„Er geht ja nie mit mir zum Ball! Soll ich denn gar nicht mehr tanzen? Mama wollte es auch, daß ich der Einladung folgte.“

„Ich würde es anders machen,“ sagte Marie. „Wie könnte mich eine Gesellschaft freuen, bei der mein Bräutigam nicht wäre?“

„Ich tanze aber so gern, Du weißt es ja! Karl hätte mir schon einmal den Gefallen thun können, mich zu begleiten, wenn er auch nicht selbst tanzt!“

„Gestern war er ja nicht eingeladen!“ sprach Marie.

„Er ist auch sonst nie mit mir zum Ball gegangen! — Und ich habe mich so kostbar amüsirt! Generals sind prächtige Wirthe! Du hättest nur alle die Kerzen und die Delicatessen und Torten und Eise sehen sollen! Tänzer gab es in Unzahl! Sämmtliche Lieutenants waren da! Ich habe keinen Tanz gesessen!“

„Wenn die Herren wüßten, daß Du Braut bist und noch dazu mit einem eifrigen Oppositionsmann! Sie wären nicht so eifrig!“

„Vielleicht doch,“ erwiderte Luise, einen Blick in den Spiegel werfend.

„Hast Du etwa besondere Verehrer gefunden?“ frug Marie mit leisem Spott.

„Es hat mir nicht daran gefehlt. Weißt du, wer?“

Sie beugte sich zu ihrer Freundin nieder und wisperte ihr in's Ohr:

„Der Lieutenant Feldheim. — Nicht wahr, ein schöner Mann!“

„Hast Du auch den Cotillon mit ihm getanzt?“

„Gewiß, Marie!“

„Aber, Luise,“ sagte die Hausfrau mißbilligend, „das ist doch seltsam für eine Braut!“

„Ach, mit Eurem ewigen „Braut!“ Da könnte ich mich zu Tode langweilen!“

„Es scheint doch fast, als zögest Du Andere Deinem Bräutigam vor!“

„Das thue ich auch in manchen Stücken. Karl mag ein sehr braver und tüchtiger und gelehrter Mann sein, aber sonst . . .“

„„Mag sein,“ Luise? Ist, ist! Andere Mädchen würden Dich beneiden und Du bist seiner nicht werth. Das gefällt mir nicht.“

Mit diesen Worten ging Frau Markus ärgerlich hinaus. Die beiden Mädchen blieben eine Zeitlang stumm und verlegen sitzen; Luise Stilling, deren Gewissen in so drückender Stille unruhiger schlagen mochte, suchte zuerst das Gespräch wieder anzuknüpfen.

„Ihr verderbt mir die ganze Freude!“

„Weil wir sie nicht begreifen können.“

„Nicht begreifen!“

„Ist denn Herr von Feldheim ein solch außerordentlicher Mann?“

„Er ist doch gewiß sehr schön! Eine große schlanke Figur, ein . . . . so recht vornehmes Gesicht, Adlernase und blaue Augen und ein prächtiger Kürassierbart! Wie tanzt er erst! Es ist wirklich eine Lust, mit ihm hinzufliegen! Und aufmerksam ist er, förmlich gesucht artig! Da bringt er einen Stuhl, dort einen Strauß, da ein Stück Torte, dort ein Glas Limonade, Punsch oder Eis! Er sieht Einem jeden Wunsch an den Augen ab!“

„Wie Schade,“ sagte Luise jetzt scharf, „daß er nicht Dein Mann werden kann!“

„Nun wer weiß!“

„Glaubst Du, daß er eine Bürgerliche heirathen wird?“

„Es käme wohl nur auf die Bürgerliche an.“

„Und auf ihr Geld!“

„Das glaube ich nicht.“

„Du scheinst Dich wahrlich hinter Deines Bräutigams Rücken gut mit ihm verstanden zu haben.“

„Ich denke, man kann einen Mann von Gefühl ohne große Anstrengungen verstehn. Aber wozu soll ich mich von Dir quälen lassen? Es ist ja, als hättet Ihr Euch gegen mich verschworen! oder als wärt Ihr heute sehr übel gelaunt! Vielleicht hat das schlechte Wetter die Laune verdorben. Adieu, Marie!“

Sie blieb in einer Stellung, der anzusehen war,

daß sie zurückgehalten zu werden erwartete. Allein Marie that ihr keinen Schritt entgegen und sagte, ihren Blick ruhig ertragend, im gleichgültigsten Tone:

„Adieu, Luise!“

Dieselbe kehrte sich hastig um und ging. Marie setzte sich, und stützte ihre Hand auf's Knie und den Kopf in die Hand und in dieser Stellung wurde sie noch geraume Zeit später von der wiedereintretenden Mutter getroffen.

„Das hätte ich nicht von Luisen geglaubt,“ sagte sie zur Tochter, „sie war sonst überhaupt anders; der arme Braun thut mir leid.“

„Warum,“ antwortete Marie halb für sich, „warum ein Mann solches Unglück haben muß, der nur Glück verdient! Warum er sein treues, schlichtes Herz an ein Mädchen hängen muß, das ihn nicht zu verstehen und zu würdigen vermag! das wird ihm tief am Leben nagen!“

„Ein Mann wie er,“ schloß die Mutter, „überwindet auch ein solches Schicksal zu seinem Vortheil.“

Beide erriethen gegenseitig ihre Gedanken und schwiegen deßhalb.

Zwölftes Kapitel.

Wohin die Liebe führen kann.

Nicht lange konnte bei Hansen das Gefühl der Verletztheit Bestand, wenigstens nicht über Schuldbewußtsein und Liebe die Ueberhand behalten. Er schrieb an Thekla. Aber sei es, daß doch jene Verletztheit mitwirkte, sei es, daß er sich schämte, seinem Schuldgefühl den vollen Ausdruck zu geben, der Brief fiel — das ist das Schicksal manches schriftlichen Wortes — frostig und förmlich aus und entsprach also seinem Zwecke nicht im Mindesten.

Indessen wechselten in Thekla's Seele die Regungen der Liebe, der Sehnsucht und der Hoffnung mit denen der Entfremdung, Enttäuschung, Niedergeschlagenheit und Verzweiflung. Einmal wohl gedachte sie, Hansen herbeizurufen und ihm zu sagen, daß sie doch noch ihn liebe und für ihn zu jedem Opfer, nur nicht dem der Ehre, bereit sei, sie wollte ihm entgegenfliegen und glücklich und sprachlos an seinem Halse hängen. Aber dann

verwarf sie solche Regungen wieder als übertrieben, abgeschmackt, lächerlich.

Und in dieser Stimmung empfing sie Hansens Brief. Gern läßt sich sonst das Weib in seinen Gefühlen vom Manne beherrschen und leiten, ein frisches Wort aus vollem Herzen hätte Thekla umgestimmt. Aber völlig entgegengesetzt wirkte das Kalte und Gekünstelte in Roberts Worten, sie schienen ihr berechnet und erweckten ihr den Zweifel, ob all sein Gefühl ein wahres und tiefes sei, ob nicht Berechnung überall mitspiele. Nun gelangten auch in ihr Stolz und Kälte zu größerer Macht und sie beschloß, vorerst nicht zu antworten, sondern Hansen zu beobachten.

Das aber war für diesen eine neue Demüthigung und nichts vermag unsern Stolz mehr herauszufordern, als die Demüthigung, welche uns dann trifft, wenn wir uns selbst gedemüthigt haben! Und er befand sich so eben in einer krankhaft gereizten Stimmung, zu welcher seine dienstliche und öffentliche Stellung und die Folgen seines Conflictes mit Harras nicht wenig beitrugen, in jener melancholischen Stimmung, die sich darin gefällt, vor dem Glücke zu fliehen, jeden Gedanken daran zu verbannen, jede Aussicht darauf zu zertrümmern. Da schien es ihm denn, nachdem er Tage lang eine Antwort erwartet, außer Zweifel, daß Thekla mit ihm brechen wolle, und wie er sich selbst jetzt geradezu vorwarf, dadurch, daß er Thekla's und seiner eigenen Ehre nicht geachtet, zwischen jener und sich eine unüber=

steigliche Schranke aufgerichtet zu haben, so hielt er jetzt zugleich den Wahn, Thekla habe ihm eine unübersteigliche Schranke der persönlichen Stellung gewiesen, mit aller Gewalt fest und bestärkte sich damit auch in dem Glauben, daß ihr die Selbstentäußerung der Liebe fehle.

Dem Minister, unter dessen Augen er beschäftigt war und der an ihm ernsten Antheil nahm, konnte Hansens unbehagliches, gedrücktes Wesen nicht entgehen. Da er meinte, daß die Erklärung gegen Harras, die er ihm gewissermaßen auferlegt, Verdruß und Mißmuth hervorgerufen und das Gefühl der Vereinsamung durch seine dienstliche Stellung erweckt haben möge, so hielt er sich verpflichtet, ihm einige Entschädigung zu bieten, und zog ihn mehr und mehr in seine Nähe. Hansen wurde dadurch fast täglicher Gast, fast Vertrauter des Hauses. Als solcher aber konnte er es nicht vermeiden, auch mit Thekla, der Verwandten und nächsten, obschon älteren Freundin Franziska's, häufiger zusammenzutreffen. Sie begegnete ihm gemessen und kalt, nur ihr großes, schwarzes Auge ruhte zuweilen vorwurfsvoll sinnend in dem seinigen, daß er dieses zu Boden schlug; warum sind Blicke meistens „vielsagend" nur in der Bedeutung, daß wir in ihnen das Verschiedenste lesen können? Dieser Blick Thekla's, um in die Seele zu dringen, schien Hansen ein bitterer Vorwurf seiner Schmach und spornte ihn zu stolzem Auffahren an. Hätte er gewußt, wie viel Thränen es Thekla kostete, die kühle Gelassenheit, die sie zur Schau trug, zu

erringen, wie viel Kraft sie bedurfte, um sie zu behaupten, er wäre ihr immer wieder entgegengekommen, — jetzt zeigte er sich kalt und schroff, nicht selten sogar, da die widerspruchsvolle Bewegung seines Innern seine Fassung trübte, verletzend. Das aber veranlaßte auch Thekla, sich bestimmter von ihm abzuwenden. Und so entspann sich zwischen der Haltung des Einen und der Auffassung des Andern und zwischen den Stimmungen Beider eine Wechselwirkung, welche die unheilvolle Verwicklung und Verworrenheit beständig steigerte.

Von großem Einfluß hierauf waren indessen auch die Umstände, unter denen sie sich trafen. Denn eben in dem engen Kreise näherer Bekannten, welche der Minister bei sich sah, und neben der gemeinschaftlichen Unterhaltung Aller war ein vertrauliches Gespräch Einzelner wesentlich erschwert und nur ein solches konnte doch zwischen Thekla und Robert zu einer Verständigung führen, es würde sogar aufgefallen sein. Auch fehlte es nicht an Beobachtung, da Franziska einen so stark hervortretenden Gegensatz gegen das Verhalten Beider vor wenigen Tagen bemerken und dadurch auf die Vermuthung eigenthümlicher Zwischenfälle hingelenkt werden mußte. Gegen sie selbst zeigte sich Hansen rücksichtsvoll, aber zurückhaltend; wenn er dereinst im Uebermuth der Verzweiflung sich vorgenommen hatte, sie zu gewinnen und zu lieben, wenn er es bis vor Kurzem vermocht hatte, diesem Vorsatz treu zu bleiben, so fühlte er sich jetzt unfähig dazu, nachdem er an sich selbst er-

fahren, wie wenig eine solche, nicht in der Tiefe der Seele wurzelnde Liebe gegen die urkräftig hervorbrechende wahre Leidenschaft vermöge; er schämte sich, den Glauben Franziska's an seine Liebe, den er hervorgerufen hatte, getäuscht zu haben, er schämte sich dessen namentlich in der Gegenwart Thekla's, und seinem an sich ehrenhaften Charakter lag es fern, die schönsten Gefühle für Zwecke reiner Selbstsucht heuchlerisch auszubeuten. Diese Zurückhaltung aber mußte sich der liebebedürftigen Franziska schmerzlich fühlbar machen und ihr forschendes Interesse erhöhen.

Eben dadurch nun wurde Thekla auf den Herzenszustand ihrer Freundin aufmerksam, der ihr früher nicht einmal aufgefallen war. Wie sich sonst Franziska's Interesse an Hansen mehr unbewußt äußerte und deßhalb naiv heiter darstellte, so konnte auch die Freundin dasselbe als ein mehr schwesterlich herzliches für einen altbekannten Gast des Hauses betrachten und keine Ursache finden, es auf eine ernstere Neigung zu deuten. Behandelte doch auch Hansen seine jugendliche Gönnerin offenbar wie ein liebes Kind, dessen Vertraulichkeit ihn ergötzte, aber nicht fesselte! Erst der Abend, an welchem Thekla eine lebendigere Theilnahme für Hansen zeigte und ihn dadurch an sich kettete, erst der Schmerz, den sie darüber empfand, brachte Franziska zum Bewußtsein ihrer Liebe. Was sie später bemerkte, konnte ihr nun zwar keinen Anlaß geben, ein Einverständniß zu vermuthen, aber ihre Unbefangenheit war verloren, ihr

Argwohn erwacht und sie mußte ihre Liebe und ihre Besorgniß in sich verschließen, da sie in der nächsten Freundin eine Nebenbuhlerin erblickte. Als aber Thekla das befangene und beobachtende Wesen Franziska's gewahrte und eben aus deren Zurückhaltung gegen sie selbst auf die rechte Ursache schloß, gerieth sie in den zweiten Conflict zwischen ihrer Liebe und ihrer Freundschaft und aus diesem Conflict vermochte sie noch weniger einen Ausweg zu finden als aus dem Zwiespalt mit Hansen. Denn sollte sie Verzicht leisten, da sie doch glaubte, daß dieser sie wahrhaft geliebt habe? Durfte sie zurücktreten, da sie allein Hansens Glück begründen zu können meinte und sich beinahe schon für gebunden erachtete? Konnte sie es auch nur im Interesse Franziska's, da sie doch fürchten mußte, deren weiche hingebungsvolle Empfindsamkeit werde weder Hansen genügen, noch ihn zu beschäftigen vermögen? Wenn sie aber dieser Empfindsamkeit gedachte und sich vorstellte, wie jede bittere Erfahrung ein so zartes Gemüth verletzen, wie die bitterste, die es gibt, nicht lieben zu sollen, wo jedes Gefühl von Liebe bewegt ist, ein solches Herz erschüttern, verstören, wohl gar zerreißen würde, dann konnte Thekla es doch nicht über sich gewinnen, Franziska's Neigung entgegenzutreten. Und so führte sie auch dieses Verhältniß zu einem passiven Erwarten und zu größerer Zurückhaltung gegen Hansen.

Wie aber jeder dauernde Zustand auch unsere innere Gewöhnung an denselben unmerklich herbeiführt, so-

daß wir allmählig diesen Zustand, und wäre er völlig abnorm, als einen normalen empfinden, selbst die Krankheit nicht mehr fühlen, wie sich gleichsam unsere ganze Natur, Leib und Seele, jedem solchen Zustande anbequemt, — darauf beruht es ja, daß wir lernen können zu altern und zu sterben, Glück und Liebe zu entbehren und zu verlieren, — so beruhigten sich auch in Robert, Thekla und Franziska die heftig aufgeregten Gefühle mit jedem Tage, der ohne Aufklärungen vorüberging, und die Spannung dieser Gefühle selbst wurde ihnen so lange zur Gewohnheit, bis sie keine Spannung mehr zu nennen war, und immer leiser regte sich das Bedürfniß, einen anderen Zustand herbeizuführen. Wer Versöhnung sucht, der versöhne sich schnell!

Aber die Liebe kann nur ruhen, nicht erlöschen. Das zeigte sich, als ein fremdes Element dem stillen Kreise näher trat und das gewohnte Geleise durchbrach.

Eines Abends wurde der Kammerherr von Harras durch einen fürstlichen Auftrag zum Minister geführt. Er traf außer diesem und seinen Kindern Hansen und Thekla beim Theetisch. Eine Einladung zum Bleiben konnte nicht wohl umgangen und nicht wohl ausgeschlagen werden. Der Kammerherr besaß keine höhere Bildung, am Wenigsten jene Bildung, die das Herz vertieft, er war ein vollendeter Egoist, dem der Genuß für den wahren Zweck des Lebens galt, ihm genügte der äußere Schliff, dessen der Hofmann bedarf und welcher, wie wir gesehn, hochfahrende Brutalität nicht ausschließt.

Aber es mangelte ihm nicht an Geist und an den Erfahrungen des Lebens, welche die Beobachtung und das Urtheil verschärfen, denn er war viel gereist, hatte viel gesehn und gehört und viel — erlebt; und da die Erfolge, welche er seiner stattlichen Gestalt verdankte, einen hohen Grad von Selbstgenügsamkeit in ihm erzeugt hatten und da er sich in Folge einer die äußere Erscheinung bevorzugenden Erziehung und hofmännischer Gewöhnung mit Sicherheit zu bewegen wußte, so liebte er und verstand er es auch, sein Licht leuchten zu lassen.

Nach der ersten Begrüßung, die für Hansen in einem geringschätzigen Kopfnicken bestand, wendete er sich an Thekla mit den Worten:

„Also hier, gnädiges Fräulein, muß man Sie suchen, nachdem Sie am Hofe fast unsichtbar geworden sind!“

„Bin ich dort vermißt worden?“

„Man hat sich den Kopf darüber zerbrochen.“

„Das würde noch nicht sonderlich schmeichelhaft für mich sein, da man sich bei Hofe immer die Köpfe zerbricht aus Nachdenken — über Andere!“

„Es ist wenigstens ein Kopfzerbrechen, bei dem nicht der eigene Kopf, sondern höchstens ein fremder in Gefahr geräth. Aber versteht sich, daß bei Ihnen auch an eine solche Gefahr nicht zu denken ist.“

„Sie sind zu gütig, Baron! Wirklich nicht? Was hat man denn von mir gesprochen?“

„Es wäre nicht leicht zu wiederholen, was so Viele gesagt haben!“

„Und Sie möchten sich's doch leicht machen, nicht wahr?“

„Nun denn, Unerbittliche, da ich Ihnen nicht widerstreben kann, so will ich's versuchen. Man hat bedauert, daß Sie sich zurückzögen, der Eine hat gesagt, Ihre Gesundheit sei schwankend, der Andere, die Gesundheit sei nur ein Vorwand, man hat beklagt, daß vielleicht gar Abneigung zum Grunde liege, man hat . . .“

„Und das haben auch die Damen gesagt? Es ist wirklich erhebend für mich, daß sich meinethalben die Schule der Lästerungen zu einem Panegyrikus versteigt, während ich noch lebe! Wie unschädlich muß ich sein!“

„Verlangen Sie von mir, daß ich die Wahrheit sage? Treiben Sie mich nicht zur Verzweiflung!“

„Wenn ein Hofmann die Wahrheit sagen soll, geräth er stets in Verzweiflung.“

„Und hat er nicht Recht? Was hilft uns die Wahrheit? nicht sie, sondern die Täuschung macht die Menschen glücklich, die Wahrheit ist der ärgste Feind des Glückes.“

„Wohl wahr, ja wohl!“ sprach Thekla mit einem Blick auf Hansen.

„Aber,“ fiel Franziska erröthend ein, „wenn das wahr wäre, Herr Baron, so hätten Sie ja schon eine Wahrheit gesagt, und eine recht traurige . .“

„Und eine recht liebenswürdige,“ setzte ihr Bruder hinzu.

„Aber,“ fuhr Franziska in heftiger und sich steigern-

der Erregung fort, „es ist nicht wahr, es darf nicht wahr sein oder es müßte uns vor dem Leben grauen. Und wenn Sie meinten, damit die Wahrheit zu sagen, so müßte mir vor Ihnen grauen!“

Solche Ausbrüche des beleidigten Gefühls lagen außer der Berechnung des Kammerherrn. Er suchte darüber zu lächeln, reizte aber damit Franziska, daß sie fortfuhr:

„Sie lachen noch? Fühlen Sie nicht, wie es schmerzen muß, daß alles Glück aus der Lüge und Heuchelei kommen soll?“

Während Franziska so sprach, waren ihre Augen unwillkürlich zwischen dem Kammerherrn und Robert hin und her geschweift und hatten des Letzteren Billigung gesucht. Dieser aber sah vor sich nieder. Jetzt traf sie auf die verwunderte und lächelnde Miene des Vaters, wurde dadurch erst ihres Eifers bewußt, und schlug verwirrt, mit tiefer Röthe übergossen und die Thränen mühsam zurückdrängend, ihre Augen zu Boden. Zugleich bemerkte der Minister:

„Was Herr v. Harras aussprach, ist doch nicht ganz zu verwerfen, aber auch nicht ganz so traurig in den Consequenzen, als Du meinst, Franziska. Die volle und ganze Wahrheit ist uns nicht zuträglich; wollen wir glücklich sein, so müssen wir Manches nicht sehen, Manches nicht wissen. Nicht alles Wahre ist zugleich schön für unser engbegrenztes Auge. Vielleicht werde ich am klarsten, wenn ich einen Vergleich brauche: Die

Aussicht in eine schöne Gegend erfreut uns, weil das Schöne darin hervor- und das Häßliche zurücktritt: wir sehen das frische Grün der Wiesen, die dunklen Schattirungen der Laub- und Nadelwälder, das glitzernde Wasser der Seeen und Flüsse, darüber hin die blinkenden Dächer der Menschen, wir erkennen nicht die häßlichen Maulwurfshügel auf der Wiese, die verdorrten, verfaulten und gebrochenen Bäume des Waldes, den schlammigen Grund des Wassers, das Elend unter den Menschen. So wird ein Mensch uns schön, wenn in seinem ganzen Wesen, und sei es auch nur durch eine Eigenschaft, Schönheit hervortritt, daß wir das minder Schöne übersehen. Das ist ja die Kraft des Dichters, daß er, weil in ihm der Sinn für Schönheit stark ist, das Schöne überall hervorbringt, wo ein Anderer es vor dem Häßlichen nicht sieht, und darin besteht das Glück der Menschen, daß sie die Schönheit finden."

Diese Worte beschwichtigten für einen Moment die erregten Gemüther, Franziska schaute mit schimmernden Augen zu ihrem Vater empor und von ihm nach Robert hin, dessen Blicke so eben denen Thekla's begegnet waren und scheu auswichen. Der Kammerherr fühlte sich dadurch verletzt, daß Franziska, die er im Stillen ein einfältiges Gänschen nannte, ihn zurechtzuweisen gewagt hatte und fand bei der ernsten Richtung, welche das Gespräch nahm, seine Rechnung nicht. Er sagte sarkastisch:

„Nun ja, das süße Glück der Sterblichen besteht in

dem angenehmen Schein, der für ihre Kurzsichtigkeit die Wirklichkeit vertritt.''

,,Gewiß, Herr Baron,'' antwortete der Minister nicht ohne Schärfe, ,,aber unsere Kurzsichtigkeit bedarf einer angemessenen Beleuchtung, um die Schönheit zu erblicken, und diese Beleuchtung kommt von Innen, aus dem fühlenden Herzen, das für die Freude empfänglich ist.''

,,Geht nicht daraus hervor,'' warf der Kammerherr ein, ,,daß es doch kein Glück im vollen Sinne des Wortes gibt? Wenn es aus dem Gefühl kommt, das nicht mit der Erkenntniß in Einklang steht?''

,,Und müßte nicht der am Wenigsten glücklich sein,'' fügte Thekla hinzu, ,,der am Tiefsten fühlt? Denn kann es eine Tiefe des Gefühls ohne Tiefe des Geistes, ohne die Festigkeit des Willens geben, der sich nicht beim Schein beruhigt? Was heißt Gemüth und Gefühl, wo der Kopf leer und der Wille schwach ist? Aber freilich, wie selten finden wir alles das vereint?!''

,,Man könnte wohl sagen: die Dummheit hat den Vorzug glücklich zu sein, wie sie den Vorzug genießt, gut zu sein,'' bestätigte Hr. v. Harras.

,,Das wäre ein Vorzug,'' sagte Alfred, ,,vor dem die Klugheit sich beugen müßte.''

,,Aber die Klugheit,'' bemerkte Hansen, ,,sollte vielmehr einsehen, daß die Güte nur das scheinbare Vorrecht der Dummheit ist, weil die Güte bei allen Egoisten für dumm gilt, und die große Mehrzahl der Menschen

sich nicht über die Selbstsucht erhebt. In der That ist die Dummheit nicht minder häufig boshaft als gut.“

Dem Kammerherrn schwebte eine schroffe Erwiderung auf der Zunge, als Thekla ihm zuvorkam.

„Sollte es nicht auch Menschen geben,“ frug sie, „welche aus Klugheit gütig sind und über den Egoismus sich erheben, indem sie aus der Noth eine Tugend machen?“

Es lag nicht sowohl in diesen Worten als vielmehr in dem Zusammenhang des Gespräches eine scheinbare Beziehung auf Hansen. Franziska, die bisher, ihre Hand in der des Vaters, nachdenklich geschwiegen hatte, warf Thekla einen vorwurfsvollen Blick zu und sagte, von Erregung hingerissen:

„Wie sonderbar streitet Ihr? Ob es ein Glück, ein wahres Glück gebe? Mir ist, als müßte das Jeder wissen, ohne daß er darüber nachdenkt. Es steht im Herzen geschrieben!“

„Ja, mein Kind,“ sprach der Minister, „im Herzen, wo die Liebe geschrieben steht. Nur ein schönes Herz kann auch glücklich sein.“

Es entstand eine Pause. Man hörte während derselben um so deutlicher den Wind, der sich draußen erhoben hatte. Thekla stand auf und trat an ein Fenster, der Kammerherr ebenfalls; er suchte nach einem Vorwand, dieser ihm langweiligen Gesellschaft zu entfliehen.

„Ich fürchte,“ sagte er, „es wird gleich regnen, ich werde mich beeilen müssen, nach Hause zu kommen, so

angenehm es mir wäre, diesem traulichen Verein länger anzugehören."

Seine Worte erinnerten Thekla, die sich in peinlicher Aufregung befand, daß sie die Gelegenheit benutzen könnte, in ihre Einsamkeit zurückzukehren. Sie äußerte den Wunsch, gleichfalls noch vor dem Regen nach Hause zu gelangen, da sie ihre Bedienung erst später bestellt habe; Harras bat sofort, sie begleiten zu dürfen.

Jetzt erhob sich auch Hansen. Regte sich in ihm unwillkürlich die Eifersucht? Der Minister forderte zum Bleiben auf, indem er sich erbot, anspannen zu lassen, aber Thekla verbat sich dies. Man nahm also Abschied. Vor der Thüre suchte Robert sich Thekla zu nähern, aber als der Kammerherr ihr den Arm anbot, ergriff sie denselben hastig und wies Hansen mit einem kurzen Gruß zurück.

Das war einer jener sonderbaren Einfälle — der Liebe. Denn Thekla hatte wohl geahnt, daß in Hansen Eifersucht auftauche, und darin eine Regung der Liebe erblickt, aber ebenso schnell beschlossen, diese Eifersucht zu schüren; er sollte ihre Qual empfinden und sich darin erproben: wenn die Eifersucht ihn zur Leidenschaft neu entflammte, so mußte Alles zur Klarheit kommen. Daneben fürchtete sie wohl auch, über die Aeußerung, welche sie vorhin gethan, Rede stehn und Aufklärungen geben zu müssen. Ob sie vielleicht endlich noch mehr wollte als reizen, vielleicht auch strafen, quälen? Wer mag bei so raschen Entschlüssen entscheiden, ob nicht die bösen

Eingebungen des erregten Augenblickes neben der kühleren berechnenden Ueberlegung wirken?

Aber als Hansen, von Thekla und ihrem Begleiter sich entfernend, einsam und finster dahineilte, faßte er Thekla's Schritt ganz anders auf. Dort ging sie am Arme eines ihm feindseligen Menschen, eines Menschen, der ihn vor ihren Augen schwer beleidigt hatte, dem er die Erwiderung abzubitten genöthigt gewesen war, eines Mannes von eitler Aeußerlichkeit und hohlem Herzen! Diesen zog sie vor! Freilich, er war von Adel und ein Cavalier des Hofes! Es klang ihm wieder wie jene stolze Abweisung in die Ohren! Zieht sie einen solchen Menschen auch nur einen Augenblick mir vor, sprach er bei sich, dann hat sie mich nie geliebt und war sie nie werth, daß ich sie liebte; adieu, meine Gnädige, jetzt ist's aus.

Dreizehntes Kapitel.

Ein Vereinsamter.

Seit dem Abend, von dem wir so eben erzählten, waren wieder einige Wochen, ereignißvolle Wochen, verflossen. In einem öffentlichen Garten gab die Kapelle des Garderegiments ein Concert, unter schattigen Bäumen hatten sich die zahlreichen Zuhörer, zumeist aus den höheren Ständen, sitzend, stehend oder gehend, zuhörend und sich unterhaltend, umhergruppirt; da wurde Kaffee oder Thee geschlürft, dort Bier getrunken, dort Eis gegessen. Ein Zweck hatte die Menschen hergeführt, aber ihre verschiedenen Stimmungen und Richtungen konnte er nicht aufheben oder auflösen, sie traten vielmehr in der Vereinzelung der Zuhörerschaft auffallend hervor.

An einem Tische saß der Kreisgerichtsdirector Sommer mit Frau, Tochter und Enkelin, an einem zweiten der Commerzienrath Stilling mit seiner Familie, an mehreren andern zahlreiche Herren und Damen von Adel.

Der Legationsrath v. Larwitz ging eben Arm in Arm mit einem andern Herrn an der Sommerschen Familie vorüber und lorgnettirte Marie Markus.

„Ein hübsches Mädchen,“ sagte der Eine, „etwas unverschämt blond!“

„Schauderhaft bürgerlich, lieber Sello! eine gewisse Markus!“ bemerkte Larwitz, „die Schwester des Einfaltspinsels, des Accessisten.“

„Ah diese! Und wie zugeknöpft! Man weiß nicht, soll das den Schein erwecken oder vermeiden? Nicht wahr, der Mensch, der — wie heißt er doch? es ist auch so ein bürgerlicher Name — nun, Hansen, hat ihr die Kur gemacht?“

„Ja, so sagt man, natürlich hat sie ihn nicht gewollt!“

„Apropos, Baron! Was hat denn damals Ihre Affaire mit ihm beim Minister für einen Ausgang genommen?“

„Was konnte sie für einen nehmen? Er hat Abbitte gethan. Harras wollte sich zwar durchaus mit ihm schlagen, bekanntlich trifft Harras einen Groschen auf funfzehn Schritt, aber ein Duell mit einem solchen Roturier und Emporkömmling wäre mir ein Gräuel gewesen.“ . . .

„Ich begreife Harras nicht!“

„Er hätte ihn zusammengeschossen, aber meinethalben hat er sich mit der Erklärung begnügt. Man kann sich ja einen solchen Menschen fernhalten!“

Beide waren an einen Platz gelangt, wo Thekla von Eisleben mit anderen Damen in einem Zirkel von Herren saß.

„Da ist unsere Eisleben," sagte Larwitz, „immer da, wo man die beste Unterhaltung findet!"

„Ein reizendes Wesen," stimmte Sello bei, „solch eine Figur gibt es nur unter dem Adel! Ist es wahr, daß Freund Harras mit seiner Bewerbung um sie Glück macht?"

„Sehr wahrscheinlich," versetzte Larwitz, „von welchem Mädchen würde er nicht erhört? Hier beweist er gewiß seine ganze Liebenswürdigkeit, die Eisleben ist eine gute Partie!"

Sie mischten sich unter den Kreis junger Herren, die sich um Thekla und einige andere Damen versammelt hatten. Die Unterhaltung war hier sehr lebhaft, sie bestand in jenem zierlichen und doch fein malitiösen Scherz, auf den die vornehme Welt sich so gut versteht; namentlich wurde Thekla geneckt und gerade ihre pikanten Antworten, die mit seltener Kunst die Schwäche trafen, ohne doch zu verletzen, ein Schachspiel, wo bei jedem Zuge das Matt drohte, reizten und fesselten jeden Betheiligten und Zuhörer, so daß das Gespräch immer lauter wurde und die Musik fast übertönte.

Nicht minder lustig ging es an einer Tafel zu, um die sich ein Kreis jüngerer und untergeordneter Beamten gesammelt hatte. Sie unterhielten sich in einer sehr eigenthümlichen Weise von Politik und kamen da-

bei, so ernsthaft jedes einzelne Wort schien, nicht aus dem Lachen. Es war ein beständiges Schattenspiel der Ironie und Zweideutigkeit. — Dergleichen Beamte stehen nämlich fast überall gegen büreaukratische und reactionäre Bestrebungen in Opposition; sie werden zunächst davon getroffen, weil sich dieselben zunächst auf sie erstrecken; ihnen fällt die Ausführung gegen Andere mit ihren Schwierigkeiten und Widerwärtigkeiten zu; es drängt sie schon das Unbequeme und Drückende der Unterordnung, wo nicht der Neid, in denen, die ihnen befehlen, Widersacher zu erblicken. Aber ihre Stellung, meist eine sehr precäre, nöthigt sie zur Vorsicht und zu schweigendem Dulden, und daraus entspringt ein stilles Einverständniß in den Kanzleien und Schreibstuben.

Dies zeigte sich auch hier, wo noch dazu leicht fremde Ohren hören konnten, ja der Drang der Zeiten hatte selbst die stets vorhandene Rivalität zwischen den „Studirten“ und den „Unstudirten“ soweit verdrängt, daß Beide, die Einen an dieser, die Andern an jener Hälfte, an derselben Tafel Platz genommen hatten.

„Wissen Sie's schon, meine Herren,“ sagte unter Anderm der Secretär Wenzel, zuvor um sich blickend, „mit dem Landrath Engel?“

„Daß er eine Nase bekommen hat?“ frug ein Accessist.

„Nein, Sie junger Mensch, einen Verweis. Nehmen Sie sich vor so despectirlichen Ausdrücken in Acht,

jetzt wird auf Subordination gehalten. Eine Nase ist ein Ding, das man hoch trägt, wenn man etwas geworden ist, und hat also gar keine Aehnlichkeit mit einem Verweis."

„Aber, Herr Secretär, sprechen Sie doch nicht so laut!" sagte der Registrator Hahnemann, „Sie brauchen Ihren Patriotismus nicht so in die Welt zu posaunen."

„Meine Loyalität, wollen Sie sagen, ich werde mich hüten, ein Patriot zu sein."

„Mit der „Loyalität" wäre Ihnen auch noch nicht gedient," warf der Actuar Freitag ein, „denn es ist doch nur das französische Wort für das deutsche: „Gesetzlichkeit" und Sie werden hoffentlich nicht alle, auch die abgeschafften Gesetze vertreten wollen."

„Natürlich nur die neuen, scharfsinnigster Actuarius! Wir werden noch einen technischen Ausdruck erfinden müssen, etwa Neugesetzlichkeit oder Mode-, Moder-, wollte sagen — Modernloyalität."

„Seit wann versprechen Sie sich denn so oft, Herr Secretär?"

„Die neue Redeweise ist mir noch nicht recht geläufig; in drei Jahren hundert politische Standpunkte! — natürlich habe ich sie als treuer Diener immer mit meinen Herren gewechselt, — da wird man confus. Aber warten Sie nur, ich werde bald in der neuen Terminologie ganz fest sein. Wenn nur dann nicht wieder eine andere an der Tagesordnung ist! Meine

Herren, bitten Sie im Interesse unserer Begriffe für das jetzige Regime."

„Sei still," raunte ihm ein Nachbar zu, „Du kannst es nicht lassen zu raisonniren. Du wirst Dir das Maul verbrennen und uns compromittiren!"

„Sonderbarer Mensch! Ich glaube gar, Du denkst, es wäre mir nicht Ernst! Das muß ich mir ausbitten, daß man nichts Anderes in meine Worte legt, als was ich hineinlege. Für unsinnige Deutungen kann ich nicht stehen. Ihr vergiftet meine Bonbondüte! Ich hoffe aber, Ihr versteht mich recht; denn sonst würde ich daran erinnern, daß Niemand Einen hinter der Thüre sucht, der nicht selbst da gesteckt hat."

„Es wäre auch sehr unrecht und kaum zu begreifen, wenn wir nicht zufrieden sein wollten," sagte der Archivrath Bauer, „es ist unsere christliche und amtliche Schuldigkeit!"

„Und es kann uns unmöglich verdacht werden, wenn wir für die jetzige Ruhe und Ordnung ein wenig lebhafter als Andere uns interessiren, ja so zu sagen dafür schwärmen! Superflua non nocent."

„Pst," rief Einer, „der Geheime Registrator Schwarz!"

„Wart, wir wollen ihn beschleichen," sagte Wenzel.

Der Geheime Registrator kam herbei, ein kleiner, ziemlich eleganter Herr mit etwas vorstehendem Bäuchlein. Er grüßte mit selbstgefälliger Würde und sagte: „Die Herren scheinen sich gut zu unterhalten?"

„Ja, Herr Geheimer Registrator,“ antwortete der Archivrath Bauer, „jetzt kann man doch endlich fidel sein, da es in der Politik Ruhe wird!“

Jener warf auf den Sprecher einen argwöhnischen Blick und bemerkte:

„Gewiß, wir haben Ursache uns zu freuen!“

„Das Ministerium kann sich gratuliren,“ sagte der Secretär Wenzel in tiefem Ernst, „es hat die Kammern abgeschüttelt wie Pflaumen!“

„Wir haben Glück gehabt, Gott sei Dank,“ sprach das Männchen.

„Es muß Ihnen recht wohl sein, Herr Geheimer Registrator, daß schon Ihr Name einen Gegensatz gegen Roth und gegen Braun bildet. Sie sind für die jetzige Regierung geboren!“

Die Gesichter verzogen sich zum Lachen, der Geheime Registrator sah Wenzel mißtrauisch an, der aber ruhig in demselben Tone fortfuhr.

Bei Weitem nicht so lebhaft war die Unterhaltung am Sommerschen Tische. Da schien jedes in sich versunken zu sein und nur für die Musik Sinn zu haben. Der alte Sommer mit seinem weißen Kopf saß kerzengerade, mit zusammengekniffenen Lippen, nach Thekla von Eisleben und ihren Verehrern hingewandt.

In einer Pause begann er:

„Das ist eine Zeit zum Lachen! Jene Menschen stehen freilich außer der Zeit! Sie gehören ja zum hohen Adel.“

„Alter,“ sagte die Frau, indem sie seine Hand er-

griff, „laß heute die Politik! Wir sind ja hierher gekommen, um sie zu vergessen!“

„Man kann nicht vergessen, wo man aufgerüttelt wird,“ war die barsche Antwort! „Die Herren werden immer übermüthiger, sie lorgnettiren auch wieder mit alter Frechheit!“

„Da kommen sie,“ rief plötzlich die Frau Markus, indem sie ihrem Mann und Sohn entgegenging, die sich mit Braun näherten. Marie blieb nach einem Blick auf die Ankommenden sitzen. Diese wurden froh begrüßt, waren aber in einer ernsten und trüben Stimmung. Frau Markus reichte Braun mit den Worten, sie habe den größten Theil an ihm genommen, die Hand, Marie gab ihm die ihrige still, der alte Sommer erhob sich, schüttelte ihm die Hände und sprach mit fast überlauter Stimme:

„Männer, wie Sie, Herr Braun, sind Zierden unseres Standes, auch wenn sie hinausgestoßen werden! Seien Sie uns willkommen!“

Markus bemerkte: „Wir haben ihn fast mit Gewalt fortgeführt. Haltet ihn fest!“

Aber weder Theilnahme noch Lob vermochte Braun aufzuheitern; Beides schien ihn zu bedrücken und sein und seiner Niedergeschlagenheit Anblick schien auch in den Andern trübe Gedanken zu erwecken. Die Männer machten sich mit ihren Cigarren, die Frauen mit ihren Handarbeiten zu schaffen, Marie blickte gar nicht auf, das Gespräch stockte. Diese Stille suchte Frau Sommer

durch die Frage zu unterbrechen, die immer auftaucht, wo das Gespräch sich nicht von selbst anknüpft, die alte Frage:

„Was gibt es Neues?"

„Alle Tage Etwas," antwortete Markus, „Kammerauflösung, Verfassungsoctroirung, Edicte wegen Erhebung nicht verwilligter Steuern, Entlassung von Beamten! Soldatenregiment, Regierungswillkür! Es ist aber eigentlich Alles nicht neu, sondern alt, ja verjährt!"

„Und doch war's in dieser Form kaum jemals da!" sagte Sommer, „solch rücksichtslose Härte, so gewissenlose Gewalt habe ich noch nicht erlebt!"

„Nur deßhalb," entgegnete Markus, „weil sonst Freiheit ein unklarer und Recht ein dehnbarer und keines von beiden ein allgemein verständlicher Begriff war und folglich eine Regierung keinen so beharrlichen Widerstand wie jetzt im Volke fand."

„Und weil das Recht sonst sowohl von den Beamten der Regierung besser gewahrt als auch von den Beamten anderer Behörden besser geschützt wurde als jetzt. Da hieß es noch nicht Schwindel statt Fleiß und Geld statt Recht!"

„Großvater," sagte Wilhelm lachend, „Du beleidigst mich und die Einrede der Wahrheit kannst Du nicht beweisen. Ich werde Dich als unverbesserlichen laudator temporis acti und calumniator der Gegenwart anklagen."

„Wie wird sich Ihr Freund Engel halten?“ warf Markus, gegen Braun gewandt, dazwischen.

„Er ist Familienvater,“ antwortete dieser, das Wort betonend, „hat indessen mehr gethan als Andere; er hat dem Minister Vorstellungen gemacht, weil in seinem Bezirk außerordentliche Aufregung herrsche und böse Auftritte zu fürchten seien. Man hat ihm geantwortet: daß auf ihn nicht zu rechnen sei, habe er bei der letzten Wahl in seinem Bezirke hinlänglich bewiesen, er habe vollauf Ursache, sein Ungeschick oder seine Böswilligkeit durch besondere Energie gutzumachen. Wenn er die Ordnung nicht erhalten zu können meine, so möge er abtreten; in jedem Falle ständen ihm Soldaten zur Verfügung.“

Bei diesen Worten hatte er sich lebhafter in die Höhe gerichtet als vorher, sein Blick fiel auf Luise Stilling und ihre Eltern! Er erbleichte und sprang unwillkürlich empor. Wilhelm Markus ergriff ihn am Arm und führte ihn zur Seite.

„Was ist Dir?“ frug er.

„Dort sitzt Luise!“

„Und das erschreckt Dich? der Anblick Deiner Braut?“

„Meiner Braut? Hat Deine Schwester noch nichts erfahren? oder Dir nichts gesagt? Luise ist nicht mehr meine Braut und ich liebe sie nicht mehr, sondern könnte um ihretwillen die Welt hassen. Ich habe

Alles geopfert, um ein ehrlicher Mann zu sein, sie opferte mich, weil ich ein ehrlicher Mann sein wollte!"

„Beruhige Dich, wir fallen auf," sagte Wilhelm, ihn nach einer Bank im Gebüsch ziehend, „was ist zwischen Euch vorgefallen?"

„Nun, was der Lauf der Welt mit sich bringt! Als ich wegen meiner „anstößigen und für einen Beamten höchst unpassenden Haltung in der Kammer," d. h. weil ich die Verfassung vertheidigte, und wegen meines „noch weniger zu billigenden Widerstandes gegen die Anordnungen vorgesetzter Behörden," d. h. weil ich gegen die Erhebung nicht bewilligter Steuern als ungesetzlich protestirt hatte, entlassen worden war, machte mir der würdige Commerzienrath bittere Vorwürfe darüber, daß ich so verkehrt handle, die Frau Mama fand es rücksichtslos gegen ihre Tochter, und die Tochter war sehr bitter, weil ich sie so vernachlässige; sie meinte, ich hätte schon einen Weg finden können. Vater und Mutter gaben mir Erlaubniß zu gehn, die Tochter hatte nichts dagegen, daß ich die Erlaubniß benutzte."

„Ist's möglich?" rief Wilhelm aus.

„Gibt es noch etwas Unmögliches in der Welt?"

„Aber das Mädchen, das Dich so herzlich geliebt hat?!"

„Ihre Liebe trat schon seit längerer Zeit sehr eigenthümlich auf, die sonderbarsten Ansprüche wurden an mich gestellt. Wahrscheinlich hat ein anderer Bewerber sich gemeldet. Weibertreue und Aprilsonne!"

„Also auch das noch!“

„Ein Unglück kommt ja nie allein.“

In diesem Augenblick näherte sich vom Eingang des Gartens her Hansen am Arm des jetzt zum Rittmeister vorgerückten jungen Feldheim. Als er Braun und Markus gewahrte, trat er, während sein Begleiter den Weg fortsetzte, zu ihnen und begrüßte sie mit der Frage, wie es gehe.

Braun antwortete bitter, ohne die dargereichte Hand zu ergreifen:

„Ich danke, wie ich Dir immer dankbar sein werde. An Deinem Wohlergehn ist wohl nicht zu zweifeln?“

Hansen erwiderte gelassen:

„Du darfst mir nicht zu viel Schuld beimessen. Hätte ich Deine Entsetzung verhüten können, so wäre sie nicht erfolgt; ich habe Alles dagegen versucht. Selbst der Minister hat sie nur mit Widerstreben verfügt.“

„Er hat sich also gegen seine wahre Ueberzeugung einem höheren Willen gefügt? Ein schönes Ministerium! Und Du dienst darunter!“

„Sei nicht ungerecht, Braun! Dein Schicksal ist traurig, aber es war eine politische Nothwendigkeit —“

„Politische Nothwendigkeit! Das ist der Schinderkarren, der bei Nacht fahren muß, damit er menschliche Nasen nicht beleidigt!“

„Aber, Braun, höre mich nur! Was hilft solche

Wuth? Ich bringe Dir gern ein Opfer, ich will Dir einen Theil meines Gehaltes abtreten!"

„Von Dir Wohlthaten annehmen! Gnadenbrod! So weit bin ich noch nicht, daß ich dessen bedürfte! So weit habt Ihr's noch nicht gebracht! Warum steckt Ihr mich nicht lieber in's Zuchthaus und nährt mich auf öffentliche Kosten? Von Dir Wohlthaten! Von Dir! Damit ich bezahlt wäre wie Du für die Abhängigkeit! Behalte Deinen Sündenlohn für Dich! Spicke Deinen Beutel damit! Denn auch Du wirst einmal abgesetzt trotz Schmiegen und Kriechen!"

„Nun genug," sagte Hansen, „das habe ich nicht verdient! Es gäbe darauf nur eine Antwort, aber Du magst sie Dir selbst geben in einer andern Stunde!"

Mit diesen Worten schritt er weiter, auf's Tiefste verletzt, aber in gerader Haltung. Er stieß auf Wilhelm Markus, der sich von Braun entfernt hatte, um nicht anzuhören, was nur für zwei bestimmt war. Wie die meisten Menschen in begünstigter Lage sorglos und gutmüthig und nicht zur Bosheit geneigt, hatte er auf Hansen keinen Haß geworfen; als er ihn aber so stolz hinschreiten sah, kitzelte ihn der Uebermuth, Hansen studentisch ein Wenig zu „touchiren", er schnellte ihm einen am Wege liegenden dürren Ast mit einem geschickten Tritt vor die Füße. Hansen blickte sich um, nahm aber, da Wilhelm ruhig dahinging, als wäre nichts geschehn, keine Notiz davon. Der erste Tisch, dem er sich näherte, war der, an welchem die Familien Markus und Som-

mer saßen. So unangenehm es Hansen war, nachdem ihn Marie abgewiesen und nachdem sich Wilhelm eben erst so auffallend gegen ihn betragen hatte, so konnte er doch, da er noch vor Kurzem viel im Markusschen Hause verkehrt, nicht umhin, die Gesellschaft anzusprechen. Er begrüßte sie mit den gewöhnlichen Erkundigungen, bekam aber nur steife Verbeugungen und kurze Antworten und auf diese folgte eine allgemeine Stille. Die Herren sahen wie in Gedanken umher, Markus summte die Melodie vor sich hin, die eben gespielt wurde, Marie vermied es, einen Blick oder ein Wort an ihn zu richten. Ihre immer freundliche Mutter, an Vermitteln vom Vater und Mann her gewöhnt, konnte diese drückende Stille nicht ertragen; um dieselbe zu unterbrechen, frug sie Hansen, freilich ohne rechte Ueberlegung, ob er sehr beschäftigt sei, da er sich so selten blicken lasse. Er bejahte es. Markus aber, besorgt, daß Hansen die Frage seiner Frau für eine Einladung ansehen könne, sagte jetzt, indem er auf den Boden blickte und mit dem Stock Figuren in den Sand zeichnete:

„Ihre Geschäfte sind wohl so angenehm, daß Sie sich nicht davon trennen können!“

Hansen verstand ihn wohl, hielt aber an sich und antwortete:

„Das Unangenehme kostet im ganzen Leben die meiste Zeit, eben weil wir's nicht gern thun!“

„Ihre Stellung entschädigt Sie dafür reichlich!“

„Ich werde von Manchem beneidet, der nicht mit mir tauschen würde!"

„O, ich will nicht sagen, daß ich Sie beneide! Fällt mir nicht ein! Sie könnten mir eher leid thun! Denn es däucht mir ein trauriges Metier, Recht, Freiheit und Fortschritt zu bekämpfen und sogar für sich selbst nichts damit zu erwerben als Geld und etwa noch Haß und dergl. mehr."

„Herr Markus, es gibt Verhältnisse, unter denen derjenige für Recht, Freiheit und Fortschritt sorgt, der dagegen zu kämpfen scheint. Ich denke, das hat ein Jeder mit seinem Gewissen abzumachen, und was ein Jeder für gut hält, das muß er trotz „Haß und dergl. mehr" ausführen."

„Ich danke für die Belehrung," versetzte Markus, „es ist unglaublich, was man mit seinem Gewissen abmachen kann." Der alte Sommer aber, der bisher nur gewaltige Wolken aus seinem Cigarrenpfeifchen geblasen und dessen Spitze fast zerbissen hatte, benutzte die augenblickliche Pause sogleich, um das Wort zu ergreifen. Er sagte in seiner trockenen und bestimmten Weise, als fällte er ein Erkenntniß:

„Wer nicht am Recht hält, der darf nicht auf sein Gewissen pochen!"

„Herr Kreisgerichtsdirector! Ich denke, nicht das Recht, sondern die Moral ist der Maßstab der Gewissen!"

„Ganz recht! Aber wo die Moral fehlt, muß das Recht aushelfen!"

„Die Stärke Ihrer Moral, Herr Kreisgerichtsdirector, scheint mit der Schwäche Ihres Alters identisch, unter deren Schutz Sie einen jüngeren Mann ungestraft beleidigen können. Ich ergreife die Flucht vor Ihrer Tapferkeit!“

Er grüßte kalt rings umher und entfernte sich.

Frau Sommer bedauerte den Vorfall und tadelte den Mann, ihr Schwiegersohn aber sagte trocken:

„Herr Hansen wird uns nun wohl nicht mehr belästigen!“

Dieser kam zunächst an der Tafel vorbei, an der die Beamten saßen; der Geheime Registrator Schwarz befand sich jetzt unter ihnen, während Andere sich weggestohlen hatten. Die frühere Munterkeit war ihnen nachgefolgt. Die Anwesenden lüfteten vor Hansen die Hüte, der Geh. Registrator stand auf und verbeugte sich mit der tiefsten Devotion. Robert sprach Einige an, aber ihre Antworten hielten sich ganz in den Grenzen bloßer Subordination, der Geh. Registrator suchte ihn beflissen festzuhalten; sein gleißnerisches Wesen war jedoch so widerlich, daß Hansen möglichst schnell hinwegeilte.

Ihm zur Seite hatte der Rittmeister von Feldheim eine lebhafte Unterhaltung mit Luise Stilling und deren Eltern angeknüpft, die sich mit Ausnahme des Commerzienrathes, der zuweilen einen Bekannten anredete, um den Courszettel zu besprechen, von jeder Berührung mit Andern, namentlich mit der Familie Mar-

kus, fern hielten. Ein schöner Mann, besaß der Rittmeister zwar keine gründliche Bildung, aber gesunden Verstand, leichte Auffassung und heitere Anschauung und — mehr als das — jene männliche Bravheit, die wir schon kennen gelernt haben, er war ein ganzer Cavalier. Gerade im Gegensatz gegen den trockenen und herben Braun gefiel er Luisen, sie nahm seine Huldigungen an, ihre Mutter war glücklich darüber, der Commerzienrath stimmte wie immer mit der Frau überein. Er erkundigte sich mit auffallender Beflissenheit nach Feldheims Vater und Schwester und war im Begriff, diesem zu danken, daß er mit seiner Tochter getanzt habe, als Frau Stilling, seine Taktlosigkeit errathend und ihm ins Wort fallend, den Dank in die Frage verwandelte, ob Feldheim im letzten Winter viel getanzt habe?

Dieser antwortete galant:

„Der letzte und zugleich schönste Ball sei der gewesen, an dem er das Vergnügen gehabt habe, mit Fräulein Stilling zu tanzen.“

„Nicht wahr, meine Tochter tanzt gut? He he!“ frug der Commerzienrath, ehe die Frau es verhindern konnte.

„Das schönste Mädchen ist immer auch die beste Tänzerin! Die Grazien suchen sich stets zu vereinigen.“

„Sie machen meine Tochter erröthen!“ sagte Frau Stilling.

„Dann müßten Sie stets erröthen, mein Fräulein!

denn jeder Blick sagt Ihnen, was ich ausgesprochen habe."

„Bitte, Herr Rittmeister, verschonen Sie mich mit solchen Schmeicheleien."

„Ich schmeichle Ihnen nicht," versetzte er warm und sie scharf ansehend, „ich sage nur, was ich denke."

Luise wechselte unter seinen Blicken ihre Farbe.

Ein Kellner, den der Commerzienrath beigerufen hatte, stellte eine Flasche Champagner und Gläser auf den Tisch.

„Aber jetzt Champagner noch vor dem Essen!" sagte Frau Stilling mißbilligend zu ihrem Manne.

„Warum nicht?" erwiderte dieser, „ich hoffe, der Herr Rittmeister verschmäht nicht, ein Glas mit uns zu trinken."

Feldheim verbeugte sich, während Stilling einschenkte.

„Ihr Wohlergehn, Herr Rittmeister, und das Ihres Herrn Vaters!" sagte jener, sein Glas erhebend, „ein tüchtiger Mann!"

Feldheim stieß an, er merkte, wo der Commerzienrath hinaus wollte, und das berührte ihn unangenehm. Luise hatte ihm wahrhaft gefallen, er fühlte sich lebhaft von ihr angezogen, aber die Liebe will werben und Widerstand besiegen, nicht durch Entgegenkommen gewinnen; Romantik ist ihr Blut, aus Mühen und Leiden besteht ihre dornige Krone. Es war deßhalb ein Glück, daß Frau Stilling, wiewohl zur Verwunderung ihres

Mannes, der ganz in ihrem Sinne zu handeln meinte, das Gespräch auf andere Gegenstände lenkte.

Da Feldheim während dessen Hansen bemerkte, der sich aus begreiflichen Gründen scheute, näher heranzutreten, so entschuldigte er sich für einen Augenblick, ging auf jenen zu, ergriff ihn am Arm und führte ihn nach dem Tische hin, wo Thekla von Eisleben saß. Hier wurde er angerufen und auch Hansen sah sich dadurch genöthigt, zu bleiben und die Gesellschaft zu begrüßen.

Thekla erwiderte seinen Gruß unbefangen und schalkhaft lächelnd. Sie war durch die Art der Unterhaltung, die sie eben gepflogen, in eine ausgelassene, zum Scherz und Spott aufgelegte Stimmung gerathen, in welcher selbst das Ernste ihr noch komisch erschien und ihren spottenden Uebermuth reizte.

Er, ohne Ahnung davon, antwortete erstaunend, fast erschreckend, mit der Frage nach ihrem Befinden.

„Sie wollten uns wohl gar entfliehen, Herr Regierungsrath?" sagte Jene, nachdem sie kurz gedankt hatte, „erst Herr von Feldheim hat Sie zu uns geführt. Sollte man nicht meinen, Sie fürchteten sich vor uns und getrauten sich nicht anders als unter dem Schutze der schweren Cavallerie zu erscheinen?"

Es zeigte sich sogleich, wie bedenklich es stets ist, Ernstes wegzuscherzen. Denn Hansen vermuthete nicht die liebenswürdige Schalkhaftigkeit, aus der Thekla's Scherz hervorging, sondern einen bittern Hohn; als er

die spöttische Miene einiger Herren bemerkte, fing die Galle an, in ihm zu kochen. Er versetzte boshaft:

„In der That verging mir der Muth, meine Gnädige, da ich Sie von einem solchen Wall von „Rittern" umgeben sah, und nur mit Hülfe einer Kriegsmacht konnte ich den Versuch wagen, zu Ihnen vorzudringen."

Thekla fand in diesen Worten mit Recht einen Vorwurf der Koketterie; ihre Lippen zuckten schmerzlich zusammen. Es war ihr um so unangenehmer, als ein galanter Lieutenant in der Meinung, ihr zu schmeicheln, denselben Vorwurf aussprach, da er auf Hansens Worte bemerkte:

„Nicht wahr, gnädiges Fräulein, Ihr grausamer Triumphwagen würde alle Anbeter, die sich ihm in den Weg legen, Militär wie Civil, erbarmungslos zermalmen?"

Sie erwiderte herb:

„Nein, Herr Lieutenant, Sie z. B. würde ich bloß hinten aufsitzen lassen."

Aber auch das Gelächter, das diese Aeußerung hervorrief, war ihr unangenehm, klang es doch fast, als wäre ihre Absicht auf einen solchen Triumph gerichtet gewesen. Sie setzte mit merklicher Bitterkeit hinzu:

„Man sollte fast meinen, wenn man gewisse Herren der Schöpfung hört, unser ganzes Treiben drehe sich um sie."

„Sie werden uns doch eine solche Meinung nicht

zutrauen,“ sprach Herr von Harras, das Wort nehmend. „Niemand, bin ich überzeugt, denkt hier daran, irgend einer Dame beizumessen, daß sie Triumphe suche. Nicht die Sonne dreht sich um die Erde, sondern die Erde um die Sonne.“

„Und wir sind Ihre Planeten,“ fügte Larwitz bei.

„Zum Theil wohl auch Kometen, flüchtiger Dunst!“ entgegnete Thekla.

„Wie bös, wie ungerecht,“ sprach Larwitz, „eine ganze Amazone!“

„Die Herren sind zwar,“ fuhr Thekla fort, „sehr eifersüchtig auf ihre Ehre, aber worin besteht diese Ehre?“

Nur einen Moment traf ihr Blick bei diesen Worten Hansens Auge, jedoch lang genug, um in ihm alle Vorwürfe des Gewissens wach zu rufen.

„Aber, meine Gnädige,“ entgegnete der Kammerherr, „wer von uns hat verschuldet, daß Sie so von ihm sprechen dürften? Wir alle wären bereit, den zu züchtigen, der sich gegen Sie ehrlos bewiesen hätte.“

„Ich spreche von keinem bestimmten Einzelnen,“ antwortete Thekla, „sondern von den allgemeinen Begriffen der Männer von Ehre. Gilt nicht Mancher für ehrenhaft, der nur die äußere Mannhaftigkeit tapfer behauptet, wenn auch weder ritterlicher Edelmuth noch menschliche Treue an ihm gerühmt werden kann?“

„Nein,“ sprach der Rittmeister von Feldheim, „ein solcher Mann ist nicht ehrenhaft.“

Robert mußte alles dies mit anhören und zum Theil auf sich beziehen und dennoch den Schein vermeiden, als ob er sich getroffen fühlte: er stand wie auf Kohlen. Zugleich ärgerte ihn die Beflissenheit des Kammerherrn, die von Thekla gern gesehen zu werden schien.

Er redete, um seine Verlegenheit nicht zu verrathen, einen der Herren an, allein dieser that, als hörte er ihn wegen der Musik nicht, und gab selbst auf wiederholte Fragen keine Antwort. Zum Glück empfahl sich der Rittmeister, nachdem er mit Einzelnen gesprochen hatte, und Hansen konnte sich an ihn anschließen. Er beeilte sich aber, von Jenem, der zu Stillings zurückkehrte, Abschied zu nehmen und den Garten zu verlassen. Er war zum Minister bestellt, jedoch erst auf eine spätere Stunde, ihn trieb Alles, was ihm eben widerfahren war, aus dem Kreise der Menschen. Was half ihm seine Stellung? So einsam hatte er sich nie gefühlt! So hoch und doch so gedemüthigt! So mitten in der Gesellschaft und doch von ihr ausgestoßen! Gedemüthigt und ausgestoßen nur um eines leeren Scheins der Macht willen! Und doch bedurfte er der Geselligkeit, der Theilnahme, der Freude, wie jeder Mensch! Und er hatte zum Gegenmittel weder die Kraft des Stoikers, noch die Ergebung des Frommen, noch den Fanatismus einer Ueberzeugung, der gegen Leid unempfindlich und stumpf macht. Er war vielmehr jung, lebhaften Sinnes, empfänglich und reizbar, in sich unfertig und unfest, mehr von Zweifeln bewegt, als von Grundsätzen ge-

halten. Er floh hinaus, als würde er von einem Engel mit dem Racheschwert verfolgt, er wagte keinen Vorübergehenden anzusehn, aus Furcht, derselbe werde ihm Schmach in's Gesicht schleudern. Wohin, das wußte er nicht, nur hinaus, hinweg von den Menschen, in öde Einsamkeit! Warum war es eben noch so hell?! Und was hatte er sich vorzuwerfen? Daß er sich Thekla nicht wieder zugewandt hatte? Wie er sie heute gehört, wäre es ja unmöglich gewesen, sie sprach ihm die Ehre ab. Daß er von ihrer Schönheit und Liebenswürdigkeit bis zum Vergessen der Schranken der Sittlichkeit und Ehre hingerissen worden war? Er besaß genug Gewissen und Ehrgefühl, um seine Schuld zu empfinden, aber wie Vieles hatte dabei mitgewirkt! Aus seiner politischen Stellung war all sein Ungemach und auch diese Schuld hervorgewachsen. Und doch, diese Stellung, stimmte sie nicht, wenn ihm auch mehr und mehr Einzelnes in der Politik des Ministers widerstrebte, im Ganzen mit seinen Ueberzeugungen überein? Sie war bevorzugt, aber brachte sie nicht auch Arbeiten und Opfer mit sich? Womit hatte er sich versündigt an seinen Freunden? An Braun, den er mit eigner Gefahr vertheidigt, gegen dessen Absetzung er Alles versucht, dem er seine Hülfe angeboten hatte? An Wilhelm Markus, ehedem seinem Liebling, auf der Hochschule seinem „Leibfuchs," an den Eltern und Großeltern der wahrhaft geliebten Marie?

In solchen Gedanken ging er einsam dahin, es

wurde dunkel, ohne daß er es gewahrte, der Bestellung zum Minister erinnerte er sich erst, als die Stunde schon versäumt war. Nun beeilte er sich, das Versäumte nachzuholen. Es war ihm heute ein schwerer Gang; denn sagte er es sich auch nicht bestimmt, so schwebte es ihm doch vor, als wäre der Minister sein böser Geist, als könnte das nicht das Rechte sein, was derselbe vertrat. Als er ankam, fand er nur Franziska. Auf den Vorplatz herauskommend, äußerte sie, ihr Vater sei ausgegangen, nachdem er auf Hansen bis zur bestimmten Stunde gewartet; er habe gemeint, es möge diesem, der es sonst nie an Pünktlichkeit fehlen lasse, etwas zugestoßen sein. Aber als jetzt das Licht ihrer Kerze die Dämmerung erhellte und ihr Blick auf Hansens Gesicht fiel, fuhr sie zusammen. Sie bemerkte die Verstörung in seinen Mienen, die durch den raschen Gang noch schärfer hervorgetreten war.

„Es ist Ihnen wirklich etwas zugestoßen," sagte sie, „mein Gott, wie sehen Sie aus!"

Hansen hatte sich in der letzten Zeit gegen Franziska im Gefühle seiner Schuld und Unwürdigkeit und in der Absicht der Entsagung streng in den Grenzen der Förmlichkeit gehalten, Franziska härmte sich still darüber ab; sie gehörte zu den weichen Seelen, die der männlichen Leitung, der männlichen Liebe bedürfen und ohne sie verkümmern. — Auf ihre Frage fand er nicht so schnell eine Antwort, die Theilnahme, die sich hier kund gab, der Blick der Liebe, der hier bis in sein Herz drang, that ihm, dem sonst Zurückgestoßenen, köstlich wohl, aber

eben die Gewalt der Empfindung ließ ihn nicht zum Worte kommen.

„Was ist Ihnen?“ rief sie aus; „sind Sie krank? Treten Sie herein! Erholen Sie sich!“

Sie vergaß um seinetwillen, daß sie allein war und ihn zu so später Stunde nicht empfangen konnte. Er folgte ihr willenlos in das Zimmer.

Sie wiederholte ihre Fragen immer inniger und dringender. Da machte sich sein gepreßtes Herz Luft: es stürzten ihm helle Thränen hervor.

„Dank!“ stammelte er nun, wo er Worte fand, „haben Sie Dank! Sie sind so gut gegen mich! Alle Andern hassen mich und stoßen mich weg!“

„Sie? den Alles achtet und ehrt?“

„Niemand! Niemand!“ rief er heftig aus.

„Wohin denken Sie? fassen Sie sich nur! Erzählen Sie mir!“

Nur ein großer und tiefer Schmerz bringt den Mann zu Thränen. Darum erschüttert es fast Jeden, einen Mann weinen zu sehen, namentlich aber ein Weib, vor Allem die Liebende. Und Franziska liebte mit der tiefsten Inbrunst der Seele. Sie war nicht im Stande, ihre Rührung zu bemeistern, und ergriff unwillkürlich Hansens Hände. Er wurde weicher, froher, drückte die ihrigen, nannte sie einen „lieben Engel,“ ja er sank, von Aufregung verwirrt und überwältigt wie von ihrer Güte zur Anbetung gezwungen, vor ihr nieder, legte den Kopf auf ihren Schoß und küßte ihre Hände. Franziska ent-

zog sie ihm und umschlang seinen Hals; es wäre der keusch Verschämten schwerer geworden, wenn sie ihm dazu hätte in die Augen blicken müssen.

„Doch eine Seele," rief er entzückt aus, „die mich liebt, doch eine! Sie lieber Engel!"

„Ach, ich habe Sie immer geliebt," sagte Franziska leise. „Aber Sie haben es nicht gesehn! Sie sind erst zu mir gekommen, als sie von Anderen zurückgestoßen waren. Was für traurige Tage habe ich erlebt, da ich merkte, daß Sie sich fern hielten!"

Dieser Vorwurf brachte Hansen zum vollen Bewußtsein zurück. Er hatte ihr nicht seine Liebe erklären, sondern nur für Güte und Liebe danken wollen, von lebhaftem Dankgefühl war er zu Aeußerungen hingerissen worden, die für Ausdrücke der Liebe genommen werden mußten. Aber Franziska's letzte Worte, ihr reizendes Geständniß, ihr naiver Vorwurf entfachten ein neues Glühen, die kostbare Süßigkeit so jungfräulicher Hingebung erfüllte ihn mit liebender Inbrunst. Verschwunden war jetzt der Vorsatz zu verzichten, verschwunden jede Scheu der Unwürdigkeit wie jeder Plan der Selbstsucht, verschwunden jede Unsicherheit und jeder Zweifel des Gefühls!

„Ja, liebe, gute Franziska," rief er aus, „so müssen wir unser Glück finden auf den Wegen des Unglücks, die Liebe erkennen durch den Haß!" Er zog sie zu sich nieder, küßte sie auf den Mund und hielt sie in seliger Begeisterung umarmt und sie barg in schöner

Verschämtheit ihr Lockenhaupt an seiner Brust. Plötzlich erhob er sich:

„Aber Ihr Vater? Ich bin kein Schwiegersohn für ihn! Ich muß dem Glück entsagen, das Sie mir bieten.“

Er ergriff Franziska's Hand zum Abschied. Aber ihre Hände wurden von einer anderen umfaßt. Der Minister, der, in der Aufregung von ihnen unbemerkt, eingetreten war, hatte ihre letzten Ergüsse mitangehört und sich ihnen leise genähert. Seine aristokratischen Ansichten überwog die Liebe zur Tochter, seinem köstlichsten Gute; er liebte und achtete Hansen; er hatte längst mit einem sonst den Vätern nicht eigenen Scharfblick Franziska's tiefe Neigung zu ihm wahrgenommen und in seiner Zärtlichkeit nicht zu unterdrücken gesucht, sondern fortwachsen lassen, ja befördert, — Schonung ist ja hier Pflege! — ihren Harm um Hansens Fernertreten hatte er mit Kummer gewahrt und fast getheilt! Jetzt sah er gerührt, wie sich ihre Herzen fanden, Hansens Zartgefühl gegen ihn selbst erfreute ihn. Er faßte die zum Abschied gereichten Hände und hielt sie fest, indem er sagte:

„Nein, Kinder, Ihr sollt Euch nicht trennen! Liebt einander und seid glücklich!“

Franziska stürzte an seine Brust, den zögernden Hansen zog er an sich, und so standen sie eine Weile schweigend und weinend umschlungen, bis der Minister, da ihm der Verlust des Lieblings und seines Waltens

vor die Seele trat, in schmerzlicher Erregung sich losriß und schluchzend ausrief:

„Sie nehmen mir das Liebste, was ich habe! Hansen, Hansen, halten Sie's treu und wacker!"

Dieser versprach es bewegt und Franziska warf sich nochmals an des Vaters Brust. Allmählich gewannen sie wieder Fassung und in fröhlicher Stimmung blieben sie den Abend vereint.

Als Hansen den Gang nach Hause antrat und sich dabei selbst überlassen war, befand er sich in einem Zustand der Betäubung und Verwirrung. Das unverhoffte Glück des Abends trat zurück, die wechselnden Erlebnisse des Tages zogen wie wandernde Bilder durch seine Seele und wie Schatten vor jenes Glück, er sah Marie Markus gleichgültig darüber lächeln, Thekla von Eisleben in ihrer stolzen Schönheit feindselig drohen, die früheren Freunde den Ministergünstling verhöhnen. Sonst steigt der Werth des Glückes durch den Preis, den es gekostet hat, er aber frug sich wieder und wieder: warum habe ich es so theuer erkaufen, warum, ehe ich der Mann eines Weibes wurde, jede Demüthigung, die einen Mann treffen konnte, erdulden, warum erst aus einem Menschen voll Feuer zu einem Aschenhaufen zusammensinken müssen?

Aber auch hier wieder bewährte sich bei ihm die beschwichtigende und stärkende Macht nächtlicher Ruhe. Als er am andern Morgen aufstand, brachte er folgendes Gedicht fast fertig aus seinen Träumen mit:

Dank, Himmel, Dank, ich hab's gefunden,
Das Schönste, was die Welt gebiert,
Wo Kraft sich wohl mit Maß verbunden
Und Demuth rechte Stärke ziert,
Wo Liebe jede Wonne steigert
Und keines Opfers Größe weigert,
Kaum ahnend was, nicht wissend wie,
Nur Gutes will, nur Süßes gibt: —
Die Schönste bleibt doch immer die,
Die ganz von Herzen liebt!

Ja, Heil mir, Heil, Du schöne Blume,
Schön durch der Liebe Blüthenpracht,
Vor Deiner Schönheit Heiligthume
Zerstiebt der bösen Kräfte Macht;
Von Dir kann ich das Glück empfangen,
An Dir in ächter Liebe hangen
Und solche Liebe wandelt nie,
Weil sie für ew'ge Schönheit glüht: —
Die Liebste bleibt doch immer die,
Die ganz in Schönheit blüht!

Erkennt Ihr wohl die Philosophie der Entsagung, welche sich in diesen Versen versteckte, die Glück und Frieden zu verkünden scheinen? Ach, oft verschleiert uns die Dichtung die Wirklichkeit, statt sie uns zu verschönern!

Vierzehntes Kapitel.

Eine Familienscene.

Der Kaufmann Markus und seine Frau saßen auf dem Sopha vor dem Frühstück, er fertig angezogen mit finsterer Miene, sie im Morgenrock mit gerötheten Augen. Sie waren eine Weile stumm, Marie schenkte gleichfalls stumm den Kaffee.

„Wo bleibt Wilhelm nur?“ unterbrach der Hausherr endlich die Stille. „Es ist schon acht! Das ist ein lüderliches Treiben! Jeden Tag erst Mitternacht heimkommen paßt nicht für einen Bürgerssohn! Ich werde mich erkundigen, mit wem er umgeht.“

„Er ist noch so jung!“ entschuldigte die Frau, „Du hast gewiß auch einmal über den Strang gehauen, als Du jung warst.“

„Dummes Zeug!“ brummte er, „jung sein und Streiche machen, dagegen habe ich nichts, aber jung sein und lüderlich, das ist mehr als erlaubt. Macht er vielleicht dumme Streiche? Nein, für solche bürgerliche Vergnügen ist er zu vornehm. Aber ist das auch

eine Zeit für dumme Streiche? Jetzt müßte ein junger Mensch, der das Herz auf dem rechten Flecke trägt, ernste Gedanken haben."

„Aber, Väterchen," sagte Marie, „Wilhelm ist nicht so schlimm, soll er das Leben gar nicht genießen?"

„Sie Jungfer Naseweis habe ich noch nicht um ihre Meinung gefragt."

Marie wurde roth, beugte sich über ihre Tasse und tunkte Zwieback.

„Und Wilhelm ist doch Dein Liebling, Du hältst ihn selbst nicht für bös," hob die Frau wieder an.

„Liebling! Liebling! Man muß gerade die Lieblinge in der Zucht halten, liebe Frau! Worüber hast Du denn die Nacht geweint? Entschuldige nur immer und nimm das Bürschchen in Schutz! das ist die rechte Art, einen Taugenichts daraus zu machen. Du bist eigentlich an Allem Schuld!"

„Ich! Nun aber!"

„Ja, Du, kluge Frau. Hast Du ihm nicht beigebracht, daß er Vermögen habe? Wer erst weiß, daß er reich ist, der wird faul!"

„Gibst Du ihm nicht selbst mehr Geld in die Hände, als sonst junge Leute bekommen?"

„So versteht Ihr Einen, Ihr Weiber! Er soll mit Geld umgehn, haushalten und etwas Tüchtiges anfangen lernen, er soll wissen, wozu das Geld ist. Aber was treibt er damit?"

„Er kann Niemandem etwas versagen!"

„Ja, er ist ein Engel und Du bist . . . . . eine Gans!“

„Aber, Mann, ist das recht gegen die Mutter Deiner Kinder? Du mußt es gleich wieder gut machen!“

Damit näherte sie sich ihm lächelnd und bot ihm den Mund. Es half ihm nichts, er mußte wieder zärtlich sein, sie hatte triumphirt und konnte nun ihn ausschelten!

„Du bist ein rechter Brummbär! Das geht den ganzen Tag! Sprich doch mit Wilhelm, aber freundlich; mit bösem Zanken richtest Du ja nichts aus!“

„Ich ärgere mich fortwährend über ihn und Du hilfst ihm über!“

„Wenn Du ihm nur ein gutes Wort gönntest, so würde ich Dir ganz Recht geben.“

Die Thür öffnete sich, Caro sprang lustig wedelnd herein, ihm folgte sein Herr in sehr kühnem Aufzug; Hausschuhe, Schlafrock und Cereviskäppchen bildeten sein Costüm. Marien, die eben in Wirthschaftsangelegenheiten nach der Thüre zuschritt, fing er in seinen Armen auf.

„Guten Morgen, vielgeliebte Schwester! Ich schmecke schon an Deinen Lippen, was Du für einen kostbaren Kaffee gebraut hast.“

„Du wirst gleich ein Frühstück zum Kaffee bekommen!“

„Dann wird's ein Familienkaffee! Nicht wahr? Um so zärtlicher muß ich sein!“

Er ging tänzelnd auf seine Mutter zu: „Chère maman! Darf ich Ihre Lippen berühren? Haben Sie sanft geruht?“

„O Du Leichtfuß! Wenn Du Einen nur schlafen ließest!“ sagte die Mutter, aber ihr Herz lachte dabei vor Freude über den hübschen Jungen.

„Wenn ich für Dich wache, Mutter, so kannst Du doch schlafen?“

„Wann wird der Musje zu mir kommen?“ sagte Markus. Er gab sich zwar alle Mühe, finster auszusehn, brachte es aber nicht ganz über's Herz.

„Ehe man zu einem König vordringt, muß man seine Umgebung begrüßen!“ antwortete Wilhelm, indem er ihm die Hand drückte.

„Verfluchter Kerl!“ schmunzelte der Vater für sich; dann sagte er laut:

„Du mußt aber doch ein Bischen ernster werden, Wilhelm!“

„Jetzt kommt das Frühstück, nicht wahr, Marie? Aber, Vater, der Ernst ist mir so unangenehm! Was hat man davon wie Kummer und Sorge! Es wäre Schade um das Leben! Und es gibt so viel Vergnügen darin! Man wird gar nicht fertig!“

Die Mutter sah den Sturm heranziehen, sie wollte vorbeugen.

„Nein, Wilhelm, sei einmal ernst.“

„Ach, liebe Mutter, wart' nur noch, bis ich hier das Frühstück zu mir genommen habe. Die Butter ist kostbar!“

Dabei strich er sie recht dick auf's Brod und reichte dann auch dem Hund einige Bissen. Frau Markus nahm den Teller weg, indem sie erschrocken ausrief: „Was brauchst Du für Butter!“

„Ist sie denn jetzt theuer? Der Waldmeister war doch so gut gerathen! Das Heu nicht ebenso?“

„Jetzt laß einmal Deine Alfanzereien,“ warf der Vater ein. „Es kann wirklich nicht länger so gehn. Schämst Du Dich denn nicht, immer nur Possen zu treiben?“

„Wie soll ich's aber anfangen, griesgrämig zu sein? Ich bin einmal lustig und freue mich über das Leben! Ich möchte eine recht große Reise machen, in die Welt hinaus, um die ganze Welt zu genießen! Weltluft schlürfen! Gäb's nur einen Weg bis zur Sonne!“

„Zur Hölle oder in's Narrenhaus kannst Du kommen auf Deinen Wegen! Immer nur Possen! Mir ist es völliger Ernst!“ sprach der Vater, „und ich erkläre Dir bestimmt, daß ich Dein Schlaraffenleben nicht länger dulden kann. Lerne und arbeite und bewähre Dich als Mann. Wenn Du es forttreibst wie jetzt, wirst Du, ich wiederhole es, im besten Falle, wenn nichts Schlechteres, ein Narr! Merke Dir das!“

Der Vater verließ zornig die Stube.

„Nun, Mütterchen, Du bist doch nicht auch so böse?“ sagte der Sohn und steckte eine Cigarre an.

„Ich sollte es sein; denn Du treibst es zu arg! Du kommst ja kaum nach Hause!“

„Es war aber zu lustig! Was haben wir für Zeug getrieben! Sie hatten mir gestern den Hut versteckt, weil ich erklärte, ich würde bei Zeiten fortgehen!“

„Wer waren denn die Herren?“

„Der junge Feldheim, Larwitz, Harras, der Graf Wartenstein und Andere!“

„Aber Du gehörst ja nicht unter diese Herren!“

„Warum nicht? Sie sind gute Gesellschafter! Es gibt ja keinen anderen Menschen, der sich amüsirt, alle meine genaueren Bekannten sind lebensmüde und trinken höchstens zur Stärkung ein Glas Bier wie nervenschwache Damen. Alles heult! — Und soll ich mich etwa an der Arbeit freuen, die der Staat jetzt bietet, und an dem Lohn, den er gibt? Ich bin froh, wenn ich nicht daran denken muß!“

„Es will mir nicht gefallen! Das dürfte der Vater nicht wissen!“

„Dann sag's ihm nicht!“

Der Sohn hing sich an's Fenster und schmauchte mit dem größten Behagen. Nach einer Weile fing er an:

„Mutter, ich habe eine Bitte! Aber Du wirst nicht böse!“

„Was willst Du, sag's!“

„Nein, erst mußt Du mir versprechen, daß Du nicht böse werden willst. Sonst sag' ich's nicht.“

„Nun, so fange nur an!“

„Ich habe kein Geld mehr, gib mir wenigstens zehn Thaler.“

„Aber, Wilhelm! Du bekommst so viel Geld vom Vater und reichst nie! Heute ist der funfzehnte und Du hast schon volle fünfzig Thaler verbraucht. Ein ganzer Haushalt könnte davon bestehen!“

„Es waren aber lauter nothwendige Ausgaben, ich wüßte nicht, wie ich es anders machen sollte!“

„Was nennst Du nothwendige Ausgaben? Nein, es ist Unrecht, so zu verschwenden!“

„Aber, Mutter, was hattest Du mir versprochen? Ich habe nun einmal keinen Groschen mehr — doch, sieh, noch netto 5 Groschen 3 Pfennige, Du mußt mir helfen.“

„Ich will's noch einmal thun, aber im nächsten Monat gibst Du mir's wieder.“

„Ist das wirklich nothwendig?“

Sie verließ die Stube. Marie war ab- und zugegangen und hatte das Letzte mit angehört. Wilhelm frug, warum sie so still und traurig sei. Sie sagte:

„Ach, Du machst den Eltern Kummer.“

„Der Vater macht Euch Alle rebellisch! Ihr seid schrecklich philiströs! Ich würde krank, wenn ich unter Euch melancholischen Menschen bliebe!“

„Dann wären wir vielleicht eben weniger melancholisch!“

„Aber immer hübsch ernst und gravitätisch! Und Du, Marie — Du wärst doch nicht anders. Bei Dir steckt noch etwas dahinter. Sonst nehmt Ihr Weiber ja nicht so großen Antheil an der Politik!“

Marie erröthete. Wilhelm fuhr fort, indem er sie an sich zog:

„Gestehe mir's nur, ich kenne Dich doch genug, um es zu errathen! Ihr seid nicht so uneigennützig, als wir oft meinen; wo Ihr nicht ein besonderes Interesse habt, da habt Ihr gar keins. Ich glaube sogar, es gibt unter Hunderten kaum eine Frau, die etwas gut findet, weil es gut, oder recht, weil es recht ist, wenn Euer „Herz“ nicht dabei zu schaffen hat. Ihr solltet immer nur sagen: Das gefällt mir, das wünsche ich.“

„Ei, Du kennst uns ja gar prächtig! Wo hast Du so viele Beobachtungen gemacht?“

„Du willst mir nur entschlüpfen. Mußt Du's denn so geheim für Dich behalten? Beschwere Dich dann auch nicht, wenn ich meine Wege gehe, ohne Dir's zu sagen.“

„Aber, Wilhelm, ich kann nicht davon sprechen.“

„Und man spricht doch so gern vom Liebsten! Das ist hart für Dich, daß Du's nicht kannst! Aber ich habe doch recht gerathen! Weißt Du, wie der Name anfängt, der erste Buchstabe ist . . . .“

Marie hielt ihm den Mund zu: „Still, still!“

„Nun,“ sagte Wilhelm, sich freimachend, „Du hast ganz gut gewählt, der ist Stahl, nicht so ein Flattergeist wie ich! Ich gönne ihn Dir, denn Du bist besser, wie Alle! Aber Eins ist zu bedenken, ich glaube, er wird ein Haustyrann! Und dann, ich habe

immer gemeint, Du nähmst nur einen sehr schönen Mann, und der ist ja beinahe garstig.“

Marien entschlüpfte ein schnelles „Nein,“ so daß ihr Bruder laut auflachte, und nun schlug sie ihn, bös auf sich selbst und auf ihn, leicht auf den Mund und sprang davon, indem sie rief:

„Du garstiger Bruder! Nun erfährst Du erst recht nichts!“

Funfzehntes Kapitel.

Büreauangelegenheiten.

Hansens Verlobung erregte in der Hauptstadt großes Aufsehen. Er galt für einen Menschen, der durch kluge Schmiegsamkeit das Höchste für sich erreicht habe. Aber der Neid, den sein Glück hervorrief, vermehrte den Groll, den man gegen ihn wie gegen einen Abtrünnigen hegte, und die Anfeindungen seitens der Aristokratie schienen sich hinter der Maske des Wohlwollens, die man des Ministers halber vorsteckte, zu verdoppeln. Graf Wartenstein hielt unmittelbar nach Franziska's Verlobung, als wäre ihm dieselbe unbekannt geblieben, um Franziska's Hand an, ohne erhört zu werden, und seitdem liefen sonderbare Gerüchte umher, als hätte der Minister bedenkliche Verpflichtungen gegen Hansen. Thekla's Geschick nahm eine plötzliche Wendung.

Trotz alles Auseinandergehens der beiderseitigen Wege hatte sie bisher ihre völlige Trennung von Robert weder vorausgesehn noch auch nur für möglich gehalten, ja sich nicht vorstellen können; wir sind ja fast

niemals im Stande, uns ganz von solchen Gedanken und Plänen loszureißen, die mit unseren Wünschen und Hoffnungen verwachsen sind; die Hoffnung der Versöhnung schloß den Gedanken der Trennung aus. Dies wirkte auch wesentlich dazu mit, daß Thekla dem Zusammentreffen im Hause des Ministers nicht auswich, und stellte sich Hansen dort ihr selbst fremd gegenüber, so war doch sein Verhalten gegen Franziska wohl geeignet, jene Hoffnung zu bestärken. Die Nachricht seiner Verlobung traf demnach die Unglückliche wie ein Donnerschlag gänzlich unvorbereitet, erschütternd, niederschmetternd. Sie machte sich die bittersten Vorwürfe, Hansen gekränkt und abgestoßen zu haben, während er liebreicher Annäherung bedurfte. Einen Moment wollte sie ihn über ihre wahren Gefühle aufklären, der Gedanke war schnell verworfen. Dann dachte sie daran, die Residenz zu verlassen und sich auf ihr Gut zurückzuziehen, aber sie fürchtete, damit den Zustand ihres Herzens zu verrathen, und meinte, gerade jetzt bleiben zu müssen, bleiben, den Verkehr im Feldheimschen Hause fortsetzen, das Glück ihrer Freundin, vielleicht ein zweifelhaftes Glück, mitansehn und sogar theilen zu müssen! Wie sollte sie das durchführen? Noch niemals hatte sie sich so einsam, so verlassen, so ohnmächtig gefühlt als jetzt; erst jetzt hatte die Hand des Geliebten, die in ihren Träumen unsichtbar auf ihr ruhte, sich von ihr abgezogen. Jetzt empfand sie erst wieder und erkannte sie deutlich, was er ihr gewesen, was er ihr noch war!

Und zugleich wurde sie durch ihn und sein neues Band von allen denen getrennt, die ihr bisher am Nächsten standen!

Während sie in solcher Gemüthsverfassung nach einer Hülfe suchte, war der Kammerherr von Harras mit sich und — seiner Rechnung in's Reine gekommen und begehrte ihre Hand. Vorher hätte sie nicht einen Augenblick geschwankt ihn zurückzuweisen, jetzt bot sich ihr doch eine Stütze. Sie kannte ihn als oberflächlich und lax in seinen Grundsätzen, aber er hatte sich ihr aufmerksam und rücksichtsvoll bewiesen, und das hinterläßt in jedem weiblichen Herzen eine Wirkung, sie hielt ihn für ritterlich ehrenhaft und zuverlässig; da sie auf Hansen verzichten mußte, war ihr beinahe Jeder recht, der nur nicht ihren Abscheu erregte. Die Verbindung mit Harras bot ihr dazu noch eine Nebenaussicht, die ihr nicht werthlos schien. Denn, wie sie meinte, mußte sie sich jetzt, wo der Bruch vollendet war, Hansen frei gegenüber stellen und äußerlich ihre Gleichgültigkeit gegen ihn an den Tag legen, er mußte jetzt sehen, sie bedürfe seiner nicht und vermisse ihn nicht; wie aber konnte sie dies besser zeigen, als indem sie dem Manne die Hand reichte, der Hansens persönlicher Gegner war? Ja, zu dem Stolz und dem Gefühl der Kränkung gesellte sich nun auch eine trotzig feindselige Bewegung gegen den treulos schwankenden Mann, und je weniger es der Liebenden gelang, den Verlust zu verschmerzen, um so lauter erhob sich die Stimme der Erbitterung.

So wurde Thekla durch ihre Zerrüttung und Verzweiflung in die Arme des Kammerherrn geführt. Es war einer jener traurigen Mißgriffe, die den kranken und schwachen Herzen öfters zustoßen, da das Bedürfniß und der Drang der Liebe eben dann am Meisten nach einer Befriedigung sucht, wenn die tiefste Inbrunst unbefriedigt verschmachtet, die heiligste Sehnsucht sich in Verlassenheit abhärmt! Es war einer jener Mißgriffe, die das Unglück nur zu häufig begleiten, wie die Haifische das lecke Boot des Schiffbrüchigen! Ein glücklicher Mensch in heiterer Stimmung hat auch glückliche Gedanken, er sieht frisch und klar, er handelt rasch und sicher, ihn umringen und hemmen nicht wie das Kind des Unglücks die Zweifel der Unsicherheit, die wüsten Bilder der Angst. Wo der Bankerott bevorsteht, da finden die Wucherer ihr Geschäft.

Die unmittelbare Folge der Verlobung Thekla's und noch mehr der Vermählung, welche Harras scheinbar aus liebevoller Hast, in der That aus kluger Vorsorge, daß ihm die gute Partie nicht entschlüpfe, zu beschleunigen wußte, die unmittelbare Folge der Verbindung Thekla's bestand darin, daß diese dem Kreise der Feldheimschen Familie entfremdet und in den der exclusivsten und extremsten Aristokratie gezogen wurde. Was man dort über Hansen urtheilte, verschaffte sich, wenngleich sie zuerst nicht damit einverstanden war, allmählich auch bei ihr Eingang, nur schwach widerstand der Unglaube ihrer Liebe der Neigung ihres verletzten Herzens, von

Hansen Ungünstiges zu glauben, es gewährte ihr sogar eine gewisse Beruhigung, den Werth des ihr Verlorenen geringer anzuschlagen. Um so merklicher aber zeigte sich ihre Erbitterung gegen Hansen, wenn sie einmal durch den Zufall zusammengeführt wurden.

Ihre Verlobung mit Harras nun schien Robert sogleich ein Bündniß des Hasses gegen ihn selbst und erweckte ihm ein düsteres Grauen, aber in dieses Grauen mischte sich, um seine Qual zu verdoppeln, ein Bedauern, das er sich kaum gestehen wollte, ja ein bitterer Neid; ihr Auftreten bestärkte ihn in jenem Glauben und verletzte zugleich sein innerstes Gefühl.

Für so vieles Peinliche konnte er nur in dem Verhältniß zu Franziska und ihrem Vater eine Entschädigung suchen, aber auch darin kam er nicht zum vollen Gefühl des Glückes. Die politische Lage des Ministers wurde von Tag zu Tag unangenehmer und unsicherer. Er war an die Mitwirkung der Aristokratie gefesselt, befriedigte aber ihre Ansprüche nur unvollkommen und wurde beständig vorwärts gedrängt. Beim Fürsten zeigte sich ein fremder, ihm nachtheiliger Einfluß, in manchem Punkt mußte er gegen seinen Willen nachgeben, Widerspruch und Widerstand auf der andern Seite brachten ihn dahin und nöthigten ihn fast, auf die letzten Ziele mit der Verwegenheit der Verzweiflung, mit offener Gewalt und vollständigem Verzicht auf den Schein des Rechtes loszugehen.

Hansen, der bei diesem Allen mitwirken und die all-

gemeine Erbitterung und außerdem die üble Laune des Ministers empfinden mußte, entfernte sich mehr und mehr von dessen politischer Auffassung. Was er früher verachtet hatte, erschien ihm jetzt, wo er hinter die Coulissen blickte, wo er statt Ueberlegung Leidenschaft, statt Energie Rathlosigkeit fand, wo er auch die Person des Fürsten von einer oft unvortheilhaften Seite kennen lernte, zwar nicht in idealem Glanz, aber wohl von praktischem Werth; er gelangte zu der Erkenntniß, daß starke Schranken eine Regierung in ihrer Macht nicht schmälern, sondern festigen und sichern. Und wohin war der Minister doch schon durch seine unselig haltlose Stellung getrieben worden! Immer noch behauptete er, gegen reactionäre Ueberschwänglichkeit und Raserei zu kämpfen, und in der That wies er manches Verlangen zurück. Aber wodurch unterschied sich sein Standpunkt im Ganzen und Großen von den Zielen jener Partei? Billigte nicht auch er und brauchte er nicht offene Gewalt gegen das Recht?

Allein Hansen war schon zu weit mit dem Freiherrn gegangen, zu eng mit ihm verbunden, als daß er sich sogleich hätte losreißen können. Er ging, sich die Gedanken gewaltsam aus dem Sinne schlagend, weiter mit ihm, ohne doch ein sicheres und erwünschtes Ziel vor sich zu sehen; zuweilen nur konnte er es nicht über sich gewinnen, dem Widerspruch zu entsagen und abweichende Ansichten zu äußern, aber so selten dies geschah, so hatte es doch die Folge, daß er bei Manchen von denen, die an

der Spitze standen, wenn auch nicht beim Minister, für einen unzuverlässigen Freund und heimlichen Gegner galt.

Unter diesen Umständen konnte er sich nur unbehaglich und gedrückt fühlen. Die Falten seiner Stirne suchte Franziska zwar mit zärtlicher Sorgfalt zu glätten, aber sie litt mit ihm und dem Vater zu sehr und war zu abhängig von den Stimmungen des Bräutigams, um ihn aufrichten und erfrischen zu können.

Eines Tages betrat er die Kanzlei des Ministers, um daselbst die Beschleunigung einer Ausfertigung anzuordnen. Von den Kanzlisten wurde er mit Verbeugungen, von einzelnen mit Aufstehen, begrüßt; er winkte, daß man sich nicht stören lasse, und blickte unstät umher, als vermiede er, selbst angesehen zu werden; seine Weisung gab er unsicher und doch barsch, da er nicht alsbald verstanden wurde, und entfernte sich sogleich. Als er die Thüre hinter sich geschlossen hatte, sagte der Registrator Hahnemann zum Kanzlisten Ernst:

„Da ist bös Wetter!“

Jener bemerkte:

„Er hat sich ja den Bart abgeschnitten!“

„Nun,“ meinte Hahnemann, „ob das die Braut verlangt hat? Ministerstöchtern muß man gehorsam sein!“

Der Archivrath Bauer trat hinzu:

„Schade um den Bart, er war gut genug gepflegt! Das hat die Braut nicht befohlen! Es bedeutet mehr! Nicht wahr, Kleinert?“

Der Angeredete war eine lange Figur, die eine Schulter einen guten Zoll höher als die andere, mit stumpfem Gesicht und weit vorquellenden Augen, der beständige Gegenstand des Spottes in den Kanzleien. Man erzählte von ihm, er habe einmal sein eigenes Todesurtheil, das ihm scherzweise zur Abschrift vorgelegt worden war, ohne die leiseste Anwandlung von Angst in's Reine gebracht. Er überhörte die Frage im Eifer des Schreibens.

„Sie haben wohl etwas sehr Interessantes vor sich, Kleinert?" frug Bauer lauter.

„Es ist weiter nichts!"

Jener beugte sich über das Blatt und sagte:

„Nein, weiter gar nichts. Es ist blos eine neue Kammerauflösung."

„So?" antwortete Kleinert gleichgültig. „Was geht es mich an?!"

„Nichts, versteht sich, man hat Ihnen ja schon längst den Kopf abschneiden lassen!"

„Sie haben immer Ihren Spaß mit mir!"

„Sagen Sie einmal, Herr Kanzlist," mischte der Registrator Hahnemann sich ein, „wie ging es denn zu, daß Ihr Todesurtheil nicht vollstreckt wurde? Ihr Kopf wurde wohl nicht gefunden?"

„Lassen Sie sich das nicht gefallen, Herr College," sagte der Kanzlist Ernst, ein junger, frisch aussehender Mann, dem es Spaß machte, einen kleinen Streit auf-

zustacheln. „Ein so treuer Diener wie Sie darf nicht gefoppt werden!“

„Ja, ich zeige es auch noch an.“

Zu einer Seitenthüre trat der Geheime Registrator Schwarz in vollster Gravität mit gewichtiger Miene herein und begann:

„Meine Herren, ich habe von Sr. Excellenz den Auftrag, Ihnen zu verkünden, daß alle Beamte des Ministeriums, unter die wir die Ehre haben, uns rechnen zu dürfen, nach einem ausdrücklichen Befehl unseres allergnädigsten Herrn sich ihrer Bärte gänzlich bis auf den Backenbart entledigen sollen, weil andere Bärte nur Militärpersonen zukommen. Serenissimus lassen ferner die gnädigste Erwartung aussprechen, daß alle Beamte zum Exempel der Unterthanen regelmäßig die Kirche und zwar vorzugsweise d i e Kirchen besuchen werden, in welchen gläubige Pfarrer predigen. Ueber die Befolgung soll Aufsicht geführt werden.“

Der Geheime Registrator schwieg, setzte sich mit Würde und las scheinbar in seinen Acten, schielte aber, die Augen verdrehend, beständig zur Seite nach den Andern hin. Eine Zeit lang hörte man keinen Laut, Alle bis auf Kleinert saßen wie erstarrt, nur dieser fing wieder an zu schreiben, seine Feder hörte man auf dem Papier hingleiten. Es gibt keinen größeren Angriff auf die Freiheit der Person als Vorschriften wie die eben ertheilten. Der Bart hat mit der Religion, so wenig er sonst damit zusammenhängt, etwas Gemeinsames;

denn während sich die Tracht und das gegenseitige äußere Verhalten der Menschen nach allgemein gültigen und deßhalb vom Einzelnen nicht als Zwang gefühlten Gesetzen regelt, ist der Bart das äußere Kennzeichen der Individualität, die Religion deren inneres Heiligthum. Durch Vorschriften über Beides wird der Beamte nicht etwa dem Soldaten gleichgestellt, bei dem Nothwendigkeit und Sitte zur Uniformität führen, sondern unter den Bedienten, zum Sklaven herabgewürdigt. Der Minister hatte dies wohl begriffen und sich gesträubt, aber endlich nachgegeben. Hansen schnitt seinen Bart, um den Schein des Zwanges zu vermeiden, ab, ehe die ausdrückliche Anordnung hinausging, empfand aber seine Demüthigung mit bitterer Scham; die Eitelkeit, die ihm wie fast allen schönen Männern nicht fehlte, trat dabei vor dem Gefühl der beeinträchtigten Persönlichkeit vollkommen zurück; Franziska trug zu seinem Verdrusse noch dadurch bei, daß sie über den „schönen Bart" untröstlich war und ihm damit auch den Verlust einer Zierde fühlbar machte.

Von den Beamten der Kanzlei trug der Archivrath Bauer einen Schnurrbart, der Registrator Hahnemann einen Vollbart, der Kanzlist Ernst einen „Wallenstein." Für die ersten Beiden hatte der Bart auch noch eine besondere Bedeutung, denn er war für sie, die studirt, aber das Examen nicht bestanden hatten, nebst ihren Corpsbändern eine heilige Reliquie aus der Universitäts-

zeit, das letzte und einzige Merkmal des Studententhums.

Diese drei blickten sich gegenseitig verstohlen an, ihr Blut kochte, Bauer's Auge flammte und blitzte nach dem Geheimen Registrator, Hahnemann legte die Feder hin, trat an das Fenster und trommelte auf den Tafeln, Ernst starrte vor sich hin auf's Papier.

Der leichtblütigste von den Dreien war Hahnemann, sein guter Humor kehrte schnell zurück.

„Nun, Bauer," sagte er, „ich glaube, Du ärgerst Dich! Ich habe mich selten so gefreut wie über diese Verfügung. Ihre höhere Bedeutung ist offenbar: keine Rauhheit mehr, Alles eben und glatt."

Der Angeredete antwortete:

„Und größere Offenheit! Man soll sich nicht mehr hinter seinen Bart verstecken!"

„Ja, die Freiheit, wenigstens des Gesichtes, ist der schöne Zweck dieser Anweisung!"

„Und der Fortschritt, wenigstens des Rasirmessers!"

„Und der Industrie, wenigstens der Barbiere!"

„Meine Herren Collegen, ich dächte, wir beauftragten den Herrn Geheimen Registrator, Sr. Excellenz unsern Dank für diese Verordnung darzubringen! Wir können noch mehr zum Preise derselben anführen; sie tritt den veralteten Vorurtheilen entgegen, daß der Bart den Mann verkünde und daß Haare auf den Zähnen Festigkeit bedeuten! Und wie oft ist uns ein Barthaar zwischen die Lippen, auf die Zunge und in den Gaumen

gekommen und hat einen bösen Husten erzeugt! Herr Geheimer Registrator, ich bedaure Sie, daß Sie nicht die Wohlthat dieser Verfügung empfinden werden. Sie waren nie so unglücklich, einen Bart zu besitzen!"

„Meine Herren," sagte der Geheime Registrator, so zum Reden gezwungen, blaß vor Zorn, „ich finde Ihre Bemerkungen sehr unschicklich. Es ziemt Ihnen nicht, Verfügungen Ihrer Vorgesetzten zu beurtheilen."

„Haben wir anders als mit lobender Anerkennung davon gesprochen?" sprach der Archivrath, „ich werde mich über Sie beschweren. Sie wollen gewiß jetzt Ihren Bart wachsen lassen!"

„Ich habe es stets für unpassend gehalten, einen Bart zu tragen. Der Mensch und namentlich der Beamte soll nicht im Naturzustande herumlaufen."

„Deßhalb haben Sie wohl auch Ihre Haare auf dem Kopfe ausgerauft, bis Sie eine Glatze bekamen?"

„Wie, Herr Geheimer Registrator," frug Hahnemann heuchlerisch, „Sie haben eine Glatze? Ich meinte, Sie hätten das schönste Haar! Tragen Sie eine Perrücke?"

Der Geheime Registrator schoß wüthende Blicke auf Beide und lief hinaus.

Man lachte hinter ihm her. Bauer sagte:

„Wissen die Herren jetzt, weßhalb der Regierungsrath seinen Bart abgeschnitten hat?"

Hahnemann setzte hinzu:

„Der Kirchenbesuch am Sonntag ist gleichfalls eine

schöne Einrichtung. Die Regierung erwirbt sich damit ein Verdienst um unsere Seligkeit und wird Gott wohlgefällig, indem sie die Menschen zur Kirche schickt. Wenn sie so dafür sorgt, daß andere Sünder sich bessern, so braucht sie selbst sich nicht zu bessern. Jene beten dann für sie."

„In welche Kirche wollen wir denn gehen?" sagte Ernst.

„Jedenfalls zum wüthendsten Pfaffen," antwortete Bauer, „damit wir auch einen Spaß davon haben."

„Nein," sprach Hahnemann, „das thue ich doch nicht! Ich will trotz Allem die Religion nicht verhöhnen!"

„Wer verhöhnt die Religion als die Regierung?" frug der Archivrath. „Was meinen Sie zu dieser Controverse, Kleinert? Welcher Herr Pfarrer ist denn Ihr Liebling?"

„Was meinen Sie, Herr Archivrath?"

„Verstehen Sie denn kein Deutsch? Ich frage, welchen Pfarrer Sie mit Ihrem Besuche beglücken?"

„Ist denn das nicht vorgeschrieben?" sagte Kleinert gleichgültig, ihn anglotzend.

Die Andern lachten hellauf.

In demselben Moment öffnete sich die Thüre halb, ein wohlfrisirter Kopf kam zum Vorschein und eine dünne Stimme rief:

„Meine Herren, ich wollte mich Ihnen schönstens empfohlen haben. Ich rasire die sämmtlichen Herren

Räthe und darf wohl schon aus collegialischen Rücksichten darauf rechnen, daß auch Sie sich mir anvertrauen! Sehen Sie, meine Herren, mein Gesicht an, Niemand rasirt so glatt als ich."

„Machen Sie, daß Sie hinauskommen, Sie Spiegelfratze! Oder Ihr Gesicht soll das Bild einer Hand zurückstrahlen!" schrie der Archivrath wüthend. Der Barbier blieb verdutzt stehen und begriff erst, als Bauer einen Actenband erfaßte und nach ihm schleuderte. Da verschwand er mit jähem Sprunge hinter der Thüre.

Sechszehntes Kapitel.

Familie und Politik.

Das Maß der Leiden, die Braun betrafen, war noch nicht voll.

Kurze Zeit nach der Entlassung kam seine Mutter zur Stadt. Sie jammerte über die üble Laune des Försters, der sehr bös auf den Sohn sei; die Absetzung mache ihnen Schande; der Vater wolle nichts mehr von ihm wissen und sie dürfe gar nicht bei ihm bleiben, sie solle ihm nur einen Brief überbringen.

Braun schwieg.

Die Mutter fuhr fort: „er möge doch Schritte thun, seine Entlassung rückgängig zu machen, dann werde auch der Vater sich wieder besänftigen lassen.“

Der Sohn schüttelte den Kopf.

„Nun, dann lies den Brief. Aber wie steht's denn mit der Braut? Du hast mir nie davon geschrieben! Ich habe Alles von Andern erfahren!“

„Stelle weg, Braut weg!“ sprach der Sohn bitter. „Die Liebe war bloß die Larve der Puppe und die Puppe

ist als Schmetterling fortgeflogen! Wird's dunkel, so heißt's: gute Nacht, Liebe!"

„Du armer Junge! Auch die Braut verloren? So sind also die vornehmen Leute!"

„Die geringeren halten's nicht anders."

Die Mutter suchte ihn weinend zu trösten, sagte aber bald, der Förster erwarte sie, drückte ihm heftig schluchzend die Hand und ging davon.

Der Brief, den Braun in der Hand hielt, war in gewaltigen Buchstaben, nicht gerade mit Beobachtung der Orthographie, geschrieben und lautete:

„Karl! — daß ich das erlebe, wird mein Tod! Und von Dir, der mir so viel Geld gekostet hat! Das ist also Dein Dank! Wie schlecht mußt Du Dich betragen haben, daß es dahin gekommen ist! Und daß es mir geschieht, dem unser gnädigster Herr immer besonders gewogen war! Hat er nicht auch ein Stipendium für Dich bewilligt? Ich habe mir's aber gedacht, als ich die Reden las, die Du in der Kammer gehalten hast. Mit den Achtundvierzigern, den Bummlern und Krakehlern hast Du's getrieben! Ich hab' doch immer die Tintenkleckserei und Federfuchserei nicht gemocht! Nun haben wir, was daraus wird! — Wer ist Dein Herr? Weißt Du's nicht? Dein Landesherr! Und den soll das Kammergesindel und Maulheldenvolk in Ruhe lassen! Der weiß besser als die Musjes, was dem Lande gut thut! Viel Köpfe, viel Sinne, viele Köche verderben den Brei! Pariren sollen sie der Obrig-

keit, der Knittel muß beim Hund liegen! Was soll daraus werden, wenn jeder Narr regieren will! Das wäre meine Freude, mich von den Achtundvierzigern regieren zu lassen!

„Du aber bist gar Beamter gewesen, wenn auch nur ein Federfuchser, und hast doch nicht gehorcht und rebellirt! Das ist zu toll! Du bist mein Sohn nicht mehr, wenn Du es nicht wieder gut machst und zu Kreuze kriechst. Basta! das merke Dir! Und willst Du's nicht, so sieh' zu, wo Du Brod herbekommst, von mir kriegst Du keinen rothen Heller! Verstanden, Musje?

Friedrich Braun."

Der Brief entsank Brauns Händen; seine Gewissenhaftigkeit war dem Vater ein Gräuel! Aber eben das richtete ihn auf. Durfte er sich vom Unverstand tadeln lassen? Er hatte schon beschlossen, dem Gedränge und der Unruhe der Stadt und den unangenehmen Erinnerungen, die sie anregte, zu entfliehen und seinen Wohnsitz auf dem Lande zu nehmen; auch der Verlust seines Gehaltes nöthigte ihn zu Einschränkungen, die er nur auf dem Lande durchführen konnte. Der Brief beschleunigte seinen Entschluß. Er zog nach D., wo sein Freund Engel angestellt war, und lebte hier von schriftstellerischen Arbeiten. Eine größere Schrift, in welcher die Geschichte der letzten Kammerverhandlungen dargelegt, die Stellung der Abgeordneten gegenüber der Regierung gerechtfertigt und zum Widerstand gegen die Steuererhebung, jedoch nur in dem Sinne, daß die Frage vor

die Gerichte gebracht werden möge, aufgefordert wurde, erlangte vielfachen Beifall, zog ihm aber eine Untersuchung zu, welche erst nach einer Reihe von Verhören mit der Freisprechung endigte.

Er befand sich eines Tages bei Engel. Dieser hatte sein Töchterchen auf dem Knie und ließ es darauf reiten, das Kind jubelte ihm fortwährend entgegen. Die Mutter sah dem Schauspiel heiter zu, indem sie Kaffee präsentirte. Es war das Bild einer glücklichen, wenn auch mit „Glücksgütern“ nicht reichlich gesegneten Familie.

„Sieh', Braun,“ sagte Engel, als seine Frau hinausgegangen war, indem er ihr nach- und dann auf sein Kind herabblickte und ein Gespräch wieder anknüpfte, das ihre Gegenwart unterbrochen hatte, „sieh', Braun, Du verlangst Unmögliches von mir! Ginge es nur mich an, so hätte es keine Noth! Aber diese Beiden, hier mein kleiner Engel und dort die Frau, deren Leben nur Opfer ist, in ihrem hoffnungsvollen Zustand, was soll aus ihnen werden? Kann ich sie in's Unsichere hinausstoßen? Es wäre mir entsetzlich, zu denken, daß sie Mangel leiden sollten.“

„Darf ein Vater auch Unrecht thun, damit er seine Familie ernähre?“

„Du kannst so fragen, und die Frage klingt sehr einfach, aber die Antwort ist furchtbar schwer. Was ist Unrecht? Was habe ich schon Alles gethan, um auf meinem Platz zu bleiben! Ich habe meinen Bart geschoren, den ich getragen, seit er wuchs, ich bin ein Kirchen-

gänger geworden, wie ein Offizier auf die Parade geht. War's nicht auch Unrecht? Durfte ich meine Persönlichkeit so hinansetzen? Wie oft überhaupt habe ich auf Befehl der Regierung gehandelt, obgleich ich anderer Ansicht war! Bei einem Beamten, einem Verwaltungsbeamten muß nun einmal die eigene Person und das eigene Urtheil zurücktreten; es geht nicht anders, so schwer und traurig es oft ist. Soll ich nun jetzt in dieser Frage des öffentlichen Rechts den Gehorsam verweigern? den Dienst kündigen?"

„Es gibt doch auch in solchen Dingen einen Unterschied zwischen Groß und Klein. In einzelnen Punkten kann sich der Beamte unterordnen, ohne als Mensch unterzugehn, aber ein schlechtes System darf kein Beamter vertreten."

„Wo hört da das „Einzelne" auf, wo fängt das System an?"

Er hatte im Gespräch die Kleine auf seinem Schoß vergessen; sie wurde ungeduldig und schrie, bis er sie wieder auf seinen Knieen tanzen ließ.

„Braun, Du hast keine Kinder, Du kannst Dich nicht in die Lage eines Vaters versetzen!"

„Wenn Alle denken wie Du, dann gibt es keine Gesinnung mehr gegenüber der Macht! dann wird die Freiheit um den Preis der Familie verkauft! Wo ist da der sittliche Grund der Familie?"

„Sei nicht so hart, Braun, ich kann nicht anders! Verachte mich nicht darum! Du hast vielleicht Recht,

daß ich mir mit Sophismen helfe, die mein Gewissen nicht ganz beschwichtigen, aber — ich kann nicht anders.“

„Nein, Engel! ich verachte Dich nicht, aber es wird mir schwer! Ich könnte die Weichheit jetzt verfluchen, die wir sonst immer als Liebenswürdigkeit an Dir geschätzt haben! Stahl muß gehärtet sein!“

Es ertönten feste, rasche Schritte. Es klopfte. Doctor Bartels trat ein, den wir in der Bierstube „zum Gambrinus“ kennen gelernt haben.

„Guten Tag, Ihr alten Jungen!“ rief er, indem er ihnen die Hand reichte. „Nun, Braun, willst Du mir Deine Hand entziehen? Sitzt bei Dir die Politik so schauderhaft tief, daß Du jedes Demokraten Feind bist? Laß Dich nicht auslachen! Aber Du, Engel! Wundert mich, daß ich Dich noch kenne! Ich habe Dich noch nie ohne Bart gesehen! Ich will von Euch Abschied nehmen. Ich fühle mich hier zu Lande übrig, wie man jetzt sagt, unmöglich, trotz meiner Wirklichkeit! Ich mußte durch D. und hatte eine Viertelstunde Zeit. Dachte also, nimmst von den Beiden noch Abschied; wer weiß, ob man sich im Leben wieder begegnet! Wir waren einmal gute Freunde, wir sind noch ehrliche Kerle, also gehabt Euch wohl! ’s ist ein erbärmlich Leben, drum gehabt Euch doppelt wohl! Möge Euch die Constitution behüten — ich verlasse mich bloß auf mein eigne, nämlich auf meine Füße.“

„Wohin aber, Bartels?“ frug Engel, ihn herzlich auf die Schulter klopfend.

„Weiß nicht! Dahin, wo man mich nicht ausweist! Es wird wahrscheinlich eine kleine Reise um die Welt, die in Amerika aufhört! Das niedliche Mädchen!“

Er nahm das Kind und liebkoste es.

„Hast Du die Kinder immer noch so lieb wie sonst?“

„So liebe Unschuld muß man lieben!“

„Und doch heirathest Du nicht!“

„Ich muß das Heirathen und Kinderzeugen Andern überlassen! Liebe macht Sklaven!“

„Du gehst eben jetzt,“ sagte Braun ernst, „wo der Kampf erst beginnt.“

„Ja, Freund, mach deßhalb kein saures Gesicht! Ich kämpfe um zu siegen, nicht um besiegt zu werden!“

„Ich dagegen kämpfe fort, wenn ich auch zum Opfer falle.“

„Das ist zu tragisch! Du bist immer so gewesen! Mit dem Kopf durch die Wand! Ein sonderbarer Politiker! Deiner eigenen Sache dienst Du damit nicht.“

„Ich denke doch!“

„Nun, was erreichst Du mit Deiner Schrift? Hätte ich sie geschrieben, ein Demokrat, ich hätte es nicht besser machen können! Denkst Du, Deinen passiven Widerstand, Dein Anrufen der Gerichte gegen die Steuerexecutionen verstände Jemand, der nicht studirt

hat? Deine Theorie steht wie das ganze constitutionelle Wesen auf Abstractionen. Die versteht kein gemeiner Mann, nur das versteht er, daß er die Execution mit Gewalt fortjagen kann! Und so versteht er Dich! Ich habe es überall unterwegs gehört.“

„Mich kümmert der Unverstand nicht, Recht bleibt Recht, wenn es auch einmal üble Folgen nach sich zieht!“

„Nein, umgekehrt, Recht kann auch durch die Umstände Unrecht werden! — Aber ich muß fort! Die Post wartet nicht. Lebt wohl! Lebt wohl!“

Er drückte Beiden innig und schmerzlich die Hand und entfernte sich eilig.

„Wir waren schon lange getrennt, aber ganz scheiden thut weh!“ sagte Engel, ihm nachblickend. „Ein scharfer und rücksichtslos energischer Mensch!“

Braun schwieg. Jener fuhr fort: „Du hast gehört, was er von Deiner Steuerverweigerung hält, es war mir aus der Seele gesprochen. Mit welchen Menschen haben wir's zu thun, wir Verwaltungsbeamte! Wie zerrüttet ist seit 1848 die Gesellschaft! Von welch gefährlichen Elementen ist sie und das Staatswesen bedroht! Wir wollen froh sein, wenn es uns gelingt, diese Elemente zu zügeln und nicht noch Pulver zur Flamme tragen.“

„Bist Du auch einer von den Parteigängern der „Ordnung“ geworden?“ entgegnete Braun, „der Ordnung ohne Recht? Ist das nicht vielmehr Lüderlichkeit

statt Ordnung? — Ich weiß wohl, der ausführende Beamte hat oft einen bösen Stand, es mag ihm zuweilen auch für den Staat bange werden. Aber wer sich nicht einen freien Blick erhält, der verkümmert in Büreaukratie."

Man hörte vor der Thüre verschiedene Stimmen gedämpft, aber eifrig reden, auf der Straße wurde es laut. Nach kurzer Weile trat das Dienstmädchen blaß und aufgeregt ein: „Ach! Herr Landrath!"

„Was gibt's?"

„Sie wollen das Amthaus stürmen!"

„Wer?"

„Die Bauern! Die Beamten sollen todtgeschlagen werden!"

Dabei fing sie vor Angst an, gerade hinaus zu flennen.

Engel und Braun brachen darüber trotz der bösen Botschaft in Lachen aus; der Erstere sagte:

„Was hast Du Dir vorschwatzen lassen?"

„Es ist wahr! draußen sind zwei Leute, die den Herrn Landrath sprechen wollen."

Engel ließ diese eintreten und erzählen. Sie berichteten von einem Tumult im Dorfe. Braun entfernte sich sofort.

Siebzehntes Kapitel.

Ein Krawall.

Das herrschaftliche Schloß mit den Localitäten der Behörden ragte hoch über den Ort D. empor, darunter lag die Domäne mit den Gutsgebäuden, daran grenzte das große Dorf, dessen Bevölkerung meist aus kleinen Bauern, Handwerkern, Tagelöhnern und Fabrikarbeitern gebildet wurde.

In der Schenke stand Kopf an Kopf, nur Wenige saßen; Schnapsgläser gingen herum von Hand zu Hand. Ein Paar Krakehler führten das große Wort, der Hauptredner war ein Schneider, welcher sich rühmte, als Freischärler in Baden gewesen zu sein. Er setzte mit geläufiger Zunge und sehr lebhafter Gesticulation auseinander, daß die Steuern von den „Volksvertretern" nicht bewilligt worden seien, daß kein Fürst beliebig mit dem „Blut" und „Schweiß" des „Volkes" seinen „Säckel" füllen dürfe und daß man seine „Schergen" und „Knechte" fortjagen solle; soviel als möglich schimpfte er dazwischen auf die „Aristokraten", die

„Volksfeinde“, die „Fürstenknechte“, die „Söldlinge“, die „Pfaffen“, die reichen „Nichtsthuer“ und „Geldsäcke“ und dergl. m. Der Dorfbarbier als Neuigkeitsapostel las zur Bekräftigung einen Zeitungsartikel vor. Beide Redner fanden großen Anklang. Nur aus einer Ecke erscholl Widerspruch. Dort saß ein Mann, bekannt im Dorf als „der alte Franzius,“ nach Rock, Mütze und Bart offenbar ein ausgedienter Soldat, nach seiner rothen Nase offenbar ein Liebhaber des Geistes, er war so zu sagen der Dorfreactionär. In einer andern Ecke, am „Herrentisch“, befanden sich zwar ein Paar alte Bauern, die nicht mit schrieen, aber sie schienen alles neben ihnen Vorgehende aus kluger Zurückhaltung oder aus Geringschätzung nicht zu beachten, es waren die Aristokraten des Dorfes. Diese sprachen heute Abend nur mit den Augen und entfernten sich, als der Krawall zunahm, zeitig und unvermerkt.

„Was schwatzen die Narren!“ rief Franzius polternd mit rauher Stimme, „Fürst ist Fürst! das wird Euch bald auf den Rücken geschrieben werden! Ihr Lumpenkerls wollt Euch gegen die Obrigkeit auflehnen, Beamte fortjagen! Obrigkeit muß sein und Gehorsam, und just für solches Gesindel, so lang's nicht im Loch steckt! Was Freiheit! Disciplin! Ordre pariren! Sackerment! Hinter Eurer Freiheit muß die Fuchtel sein.“

„Das ist auch ein alter Fürstenknecht!“ bemerkte der Schneider.

„Ja, alt und grau, Schneidersseele, und im Feld gewesen und Pulver gerochen und Blut gesehen, nicht wie Andere, die mit ihrer Courage dickthun, aber nur auf der Landstraße „gefochten" haben!"

Eine Weiberstimme rief herein:

„August!"

„Ja, Luischen!" antwortete der Barbier, „gleich!"

Aber die Gemahlin war eine resolute Frau, sie fürchtete sich nicht vor den Männern, schritt hindurch und ergriff den ihrigen mit den Worten am Arm:

„Daraus wird nichts Gutes! Deine Zunge ist gerade so unnütz wie Deine Kehle!"

„So ist's recht!" sagte Franzius, „Frau Chirurgus! Hat der Mann keinen Verstand, muß die Frau für ihn denken! Nur immer wacker das Regiment geführt! He, Ihr Andern, habt Ihr keine Weiber und keine Kinder?"

Die Barbiersfrau antwortete: „Machen Sie nur den Anfang, Herr Franzius, mit Fortgehen!" und führte ihren Mann unter schallendem Gelächter hinweg.

„Wollen Sie nicht gehn, Herr Franzius?" fing ein knochenstarker Schmied von weit vorgeschrittener demokratischer Gesinnung an.

„Erst will ich sehn, was Ihr anstellt! Ihr Staatsmänner und Staatskerle!"

„Was laßt Ihr Euch von dem Säufer die Moral predigen?" fuhr der Andere fort, „haben wir nicht Pfaffen genug?"

„Ja," sagte Franzius, „und doch keine Religion! denn Eure ist schofel und nichtsnutzig wie Ihr selbst, und schlampt an Euch so bummelig, wie Eure Kittel und der Wind pfeift durch die Löcher wie durch Eure schlecht geflickten Hosen!"

„Macht kurz Federlesen mit ihm," rief der Schmied, packte ihn an und zog ihn vor. Mehrere sprangen bei und halfen, in einem Augenblick war Franzius vor der Thüre, obgleich er sich heftig wehrte. Als er noch drohte: „Wart't nur, Ihr Helden! Für Eure dummen, schweren Köpfe ist's nicht Schade, wenn sie um ein Loth Blei schwerer werden!" wurde er auf die Straße hinausgeschleudert.

Er traf hier auf den Schultheißen, der eben anlangte und laut Feierabend und Ruhe gebot. Der Reactionär schien jedoch vor dieser Gestalt der Obrigkeit keinen großen Respect zu haben, denn er redete ihn an: „Kommst Du endlich, einfältiger Schulz?! Elende Memme!"

Die Masse aber war vom Humor des Hinauswerfens ergriffen und freute sich einer zweiten Gelegenheit dazu. Mit dem Ruf: „Schön, Schulz! kannst Dich auch draußen amüsiren! bei Franzius!" ward er, nur etwas sanfter als dieser, weil er sich weniger sträubte, hinausgethan.

Nun aber nahm der Tumult einen immer tolleren und gefährlicheren Charakter an.

Braun begab sich von Engel nach dem Dorfe. Lauter Lärm tönte ihm von der Schenke her entgegen,

eine wüste Masse zum Theil halbbetrunkener Menschen lagerte vor derselben und schrie und tobte durcheinander. Bisweilen hörte man Rufe: „Nieder mit den Beamten! den Aussaugern! den Tagedieben! Holt die Sensen! Keine Steuern! Vor's Amt!“ Einige schwangen dabei Stöcke, Mistgabeln, Sensen, ja es kamen einzelne Flinten zum Vorschein. Braun zögerte nicht, sich in das Gedränge zu mischen, und wurde, sobald man ihn erkannte, emporgehoben. Man umringte ihn mit dem Geschrei, er möge reden, und verschaffte ihm Stille. Er begann, so laut er konnte:

„Es werde bekannt sein, daß er die Erhebung von Steuern, die nicht von den Kammern bewilligt worden, für ungesetzlich, den Widerstand dagegen für Recht und Pflicht halte.“

Man schrie Beifall. Er fuhr fort:

„Aber nicht jeder Widerstand sei zulässig. Es wäre eine Thorheit, sich an den Beamten zu vergreifen, welche für die Erhebung der Steuern wirkten.“

„Haben sie nicht die Verfassung beschworen?“ rief Einer. Ihm stimmten Andere bei.

„Aber Ihr erreicht nichts damit, wenn Ihr die einzelnen Beamten thätlich angreift! An die Gerichte müßt Ihr Euch wenden! Vor den Gerichten müßt Ihr Recht gegen sie suchen, müßt sie verklagen wegen Verfassungsverletzung.“

Der Lärm war während dieser Worte so groß, daß nur die Nächsten davon verstanden, die Entferntesten

schlossen aus dem Eifer, mit dem Braun sprach, daß er zur Gewalt auffordere. Als er geendet hatte, schrie es durcheinander:

„Dummes Zeug! Keine Regierung nöthig! Republick! Reißt ihn herunter! Die Gerichte bestehen auch aus Beamten! Der will nur fette Prozesse!“ — und wieder — „Bravo! Drauf! Los!“

Braun suchte sich noch einmal Gehör zu verschaffen, aber der Tumult war zu groß, nicht lange, so war er von dem Tisch, auf dem er stand, herabgestoßen und die Masse setzte sich nach dem Schlosse zu in Bewegung. Er eilte fort, um durch Seitengassen vorauszukommen und Engel von der drohenden Gefahr zu benachrichtigen, fand jedoch das Amthaus schon umstellt. Die Menge tobte näher und näher und bestand jetzt, weil sich alle Besonneneren hinweggeschlichen hatten, aus den gefährlichsten Elementen.

Indessen hatte Engel Vorkehrungen getroffen, so viel er vermochte, und seine Subalternen um sich versammelt; von den ihm untergebenen Gendarmen war zum Unglück nur einer im Orte anwesend. Entschlossen, der aufrührerischen Rotte entgegenzutreten, stand er im Begriffe, das Haus zu verlassen; sein lebhaftes Pflichtgefühl, sein Beamtenstolz ließ keine Furcht bei ihm aufkommen, er hatte schon manchen bösen Handel erlebt, ohne Schaden zu leiden. Aber anders war's mit seiner Frau. Die Gefahr, in die er sich begab, schien ihr eine ungeheure schon deßhalb,

weil sie mit solchen Gefahren nicht bekannt war, sie konnte ihrer Angst umsoweniger gebieten, weil ihr Zustand sie hinderte, Widerstand zu leisten, sie bat ihn, sich nicht auszusetzen und von ihr zu gehn, konnte sich nicht von ihm trennen und hing weinend an seinem Halse; dann brachte sie ihm sein Töchterchen, damit er Abschied von ihm nehme. Er wurde von ihrem Jammer bewegt, aber nicht erschüttert, suchte sie zu beruhigen, stellte ihr vor, daß die Gefahr größer scheine, als sie wirklich sei, und riß sich endlich aus ihren Armen los. Aber in der Thüre kehrte er sich noch einmal um, als überfiele die Bangigkeit jetzt ihn selbst, und erneuerte den Abschied noch einmal und inniger. Darauf ging er mit festen Schritten.

Die Rotte war schon vor dem Hause angekommen. Einen Augenblick schrack er zurück, als er sah, mit wem er es zu thun bekam, aus den Fenstern des Schlosses fiel nur von oben auf die Köpfe und Gesichter ein gelbes Licht und um so greller trat der Ausdruck der Rohheit an diesen Gesichtern hervor, aber schnell war Engel gefaßt. Sein Ansehn und die Gewalt der Autorität zeigte sich auch bei dieser wilden, trunkenen Menge; denn sie schwieg, sobald er vor sie hintrat; auf seine Frage, was man von ihm wolle, bekam er keine Antwort; nur aus der Mitte des Haufens heraus erscholl dunkel ein drohendes Murren.

Er forderte auf, sich ruhig zu entfernen, solches Beginnen könne zu nichts Gutem führen. Die Rotte

schien unschlüssig, als sich plötzlich aus der Mitte ein heftiges Toben erhob und von dort nach den Vordersten gedrängt wurde. Engel wies den Gendarmen an, einzuschreiten, die Vornstehenden wichen zur Seite, der Gendarme ging vor und ergriff einen Schreier aus der Mitte, wurde aber sogleich umringt, niedergeworfen und mißhandelt. Engel selbst brach sich Bahn, ward jedoch zur Seite gedrängt und mußte sich rückwärts loszuwinden suchen. Plötzlich schrie er auf, er hatte von hinten aus dem Gewühl heraus einen Schlag mit einer Hacke auf den Kopf erhalten, und stürzte, von Blut überströmt, zu Boden. Sogleich wurde es still, die um ihn standen, stoben entsetzt auseinander, in wenigen Minuten war der Platz leer. Nur Einer aus der Masse blieb — es war Braun. Als er sah, wie sie zum Angriff überging, hatte er sich unter sie gemischt und versucht, Einzelne hinweg, den Knäuel auseinander zu reißen, war aber, statt etwas auszurichten, selbst an beiden Armen festgehalten und gezwungen worden, unthätig zu bleiben, und hatte sogar sehen müssen, wie der Schlag auf Engel geführt wurde. Jetzt sprang er mit den noch im Amthaus stehenden Beamten auf Engel zu, der bewußtlos lag, und schaffte ihn mit jenen in seine Wohnung. Die arme Frau harrte in tödtlicher Angst ihres Mannes; als er leblos hereingetragen wurde, brach sie ohnmächtig zusammen. Engels Wunde erklärte der schnell herbeigerufene Arzt für eine schwere und gefährliche Gehirnerschütterung.

Achtzehntes Kapitel.

Zwei würdige Männer.

An demselben Abend, wo jener Vorfall sich ereignet hatte, saßen zwei wüst aussehende Kerle in der Nähe des Ortes auf dem Rasenrain neben der Chaussee.

„Da kriegen sie uns nicht mehr," sagte der Eine, ein glattes, stumpf gemeines Gesicht, mit grauen verschmitzten Augen, mäßig groß, in grober Tracht, und holte eine Schnapsflasche hervor. „Willst Du trinken, Student?"

„Trink Dir Courage, Du Lump!" erwiderte der Andere. Er trug einen Knebelbart, war groß von Gestalt, mit einem Sammtrock und sonst fast elegant gekleidet, sein Auge war schwarz und stechend, seine Gesichtsfarbe bläulich blaß; er hatte studirt, aber wüst gelebt und nach seiner Relegation das wüste Leben durch Hülfe zweifelhafter und verzweifelter Mittel fortzusetzen gesucht. Er hielt eine Hacke in der Hand und bemühte sich, den hölzernen Stiel an dem eisernen Theil loszuzwängen.

„Du denkst wohl, man könnte Dich nicht erwischen?"

„Wer davon läuft, den packen sie an, wer aber fest Stand hält, an dem laufen sie vorbei. Du kommst mir vor wie ein Hase auf der Jagd.“

„Und wer ist daran Schuld als Du? Brauchst Du einen todtzuschlagen?“

„Dieser Mensch, dieser Engel — Gott hab' ihn selig, wenn ich ihn richtig getroffen habe! — hat mich in's Zuchthaus gebracht!“

„Lache nicht so schauderhaft; es graut mir! hat er nicht seine Schuldigkeit gethan?“

„Schuldigkeit! Bankert, Dein Verstand nimmt ab! Was muß er seine Schuldigkeit thun? Thun wir denn unsere?“

„Nun, Student, es ist doch sein Geschäft!“

„Ja, und w i r haben u n s e r Geschäft!“ Dabei wog er die Hacke in seiner Hand.

„Wenn Du immer todtschlagen willst, Student, bleibe ich nicht bei Dir.“

„So geh' fort. Eine Memme hindert Einen nur. Aber nein, du weißt zu viel von mir und könntest mich verrathen. He, Bursche? — Du bleibst oder — betrachte Dir das Eisen!“

„Ich hab's anders gemeint, Du sollst nur nicht wieder auf Mord ausgehn!“

„Einfaltspinsel! Dein Gewissen hat zwar nur ein Loch, denn Du stiehlst bloß, und meins hat eine Menge Löcher, aber Deins läuft drum so gut aus als meins.“

„Aber Du hast gar zu wenig . . . Gemüth, . .

Gutmüthigkeit, Dir ist die ganze Welt verhaßt, vor Dir muß sich Jeder fürchten, — ich auch.“ —

„Fürchte Dich! meinetwegen! An Deiner Furcht hast Du doch eine starke Eigenschaft!“

„Was kommt dort?“ flüsterte plötzlich der Andere und drängte sich ängstlich an den „Studenten“ heran.

„Der Teufel, Hasenherz!“ antwortete dieser, in kalter Ruhe sitzen bleibend, aber die Hacke fester fassend. „Rück' weg! Mach mir nicht so warm! Sag' einmal, wovor hast Du den meisten Respect, vor dem sogenannten Gott, vor dem Teufel oder vor der Polizei?“

„Solch ein Polizeirock ist elektrisirt, mir zucken alle Glieder, wenn ich einen nur sehe.“

Ein Betrunkener schwankte herbei. Bald murmelte er vor sich hin, bald rief er laut:

„Landrath todt! Hu! So ein guter Mann! Hat mir aus der Noth geholfen und ich war dabei! Der arme Landrath! Hu! Blut! Hu!“

„Kamerad, wohin?“ schrie der „Student“ ihn mit Stentorstimme an, indem er ihm in den Weg trat.

Der Betrunkene taumelte entsetzt mit dem Ausruf: „Die Polizei!“ zurück.

„Narr, was erschrickst Du! Ich hab' nichts mit der Polizei zu schaffen.“

„Nicht Polizei?“ sagte Jener erleichtert. „Aber ich bin so erschrocken! Ich muß mich setzen!“ Er setzte sich zwischen die Beiden. „Wißt Ihr? der Landrath ist todt!“

„Was weiter?“

„Und ich, ich ....“

„Du hast ihn umgebracht?“

„Nein, aber ich war dabei.“

„Doch, Du hast ihn umgebracht!“

„Wirklich nicht!“

„Und es ist doch wahr!“

„Aber ich weiß gar nichts davon, ich kann mich nicht erinnern,“ sagte der Schwerbetrunkene. „Woher weißt Du's?“

„Ich hab's gesehn!“

„Was, wirklich? Aber ich weiß nichts davon! Wie denn nur?“

„Mit Deiner Hacke!“

„Ich Hacke! Ist sie mir nicht gestohlen worden?“

Der „Student“ hatte die seine neben ihn gelegt.

„Du hast sie ja noch bei Dir!“

Der Betrunkene sah die Hacke mit Entsetzen neben sich.

„Nimm' Dich in Acht, daß sie Dich nicht erwischen, sonst geht Dir's schlecht,“ sagte der „Student“. „Es ist unangenehm, geköpft zu werden.“

Der Andere schauderte.

„Ich hab' neulich zugesehn, wie der „sanfte Heinrich“ hingerichtet wurde,“ fuhr der „Student“ fort, in teuflischer Freude an der Angst des Mannes sich weidend. „Er hatte einen Banquier erwürgt! Er war so blaß, als ob er aus der Mühle käme, und so schwach, daß er die Treppe hinauf geschleppt wurde! Seine Frau,

die er sonst immer prügelte, hätte ihn mit dem kleinen Finger umgeworfen. Dann wurden seine Haare abgeschnitten und seine Hände gebunden und dann hieb der Krips los! Aber schlecht, so daß er noch einmal hauen mußte. Da schrie und winselte der „Sanfte" gräßlich! Und das Schwert klang — ungefähr wie wenn ein Pferd Hafer frißt. Das Blut spritzte! Dann hat er nur noch ein Bischen gezuckt."

Der Betrunkene schauderte bei der furchtbaren Schilderung zusammen und klammerte sich an den „Studenten" an. „Verrathet mich nicht, um Gotteswillen!" Der „Student" aber schleuderte ihn mit aller Gewalt von sich, so daß er im Graben liegen blieb, und forderte seinen Gefährten auf, mit hinwegzugehn, sie würden gerade heute Abend gute Geschäfte machen. Dieser frug, was mit der Hacke werden solle.

Jener antwortete mit gräßlichem Lachen:

„Die bleibt bei ihm liegen! Sie hat ihm ja gehört! Um solche Lumpe ist's nicht Schade."

„Aber das wird schrecklich! Und wie Du den armen Teufel behandelt hast!" sagte der „Bankert", folgte indessen willenlos, ohne die Hacke zu nehmen.

„Jeder hat in der Welt seinen Spaß," entgegnete der „Student." „Für die Einen ist sie die Hure, die sie lieben, für die Andern die Kuh, die sie melken, für die Dritten der Ochse, den sie schlachten! Es gibt gar vielerlei Christen und wunderliche Heilige! Jeder hat seine

Rechnung mit dem Himmel und eben für die Rechnung haben sie ihr Christenthum!"

„Aber, Student, glaubst Du denn an gar nichts? auch nicht an das ewige Leben?"

„Dummkopf! Daran glaubt kein Kind mehr! Das ist ein Popanz für die armen Schlucker auf der Welt, damit sie den Reichen nicht das Fell ausziehen!"

Der Andere trank aus einer Schnapsflasche. „Willst Du nicht auch einmal trinken?"

„Woher hast Du die volle Bulle?"

„Der Kerl hatte sie in der Tasche."

Der „Student" trank die Flasche auf einen Zug aus und warf sie weg. Sein Begleiter suchte sie geduldig und steckte sie zu sich.

„Nun," sagte Jener, „weißt Du vielleicht, Bankert, wie viel es Gebote gibt? Eins heißt: „Du sollst nicht stehlen," ich glaube, das siebente, eins: „Du sollst nicht tödten," das ist das fünfte, das weiß ich gewiß; warum ist das eine Dir mehr werth als das andere? Vielleicht weil die Sieben eine heilige Zahl ist?"

„Nun, das Stehlen ist doch eigentlich nur ein Spaßen mit den Menschen — auf der Universität heißt es ja Schießen! — man macht den Leuten damit das Leben ein Bischen unbequem, aber das schadet nichts weiter. Was hätte das Bürschchen dort mit seiner Flasche gemacht? er war ja schon betrunken!"

So gingen die Beiden unter lehrreichen Gesprächen dahin, um zu stehlen, und stahlen wirklich mit Glück.

Der Betrunkene wurde am andern Morgen mit der Hacke gefunden und eingezogen. Da es sich herausstellte, daß er bei den Vorgängen in der Schenke und vor dem Amthaus gewesen war, da man wußte, daß der Schlag auf Engel mit einer Hacke geführt worden war, da die Wunde auf dessen Kopf durch ihre auffallende Form mit einem Spalt im Eisen der Hacke zu correspondiren schien, da endlich die Erklärungen des Mannes, vielleicht in Folge seiner Erinnerung an das, was der „Student" ihm Schuld gegeben hatte, sehr unsicher lauteten, so mußte der Unglückliche als des Mordversuchs dringend verdächtig betrachtet und zur Untersuchung gezogen werden, obgleich er fortwährend seine Unschuld lebhaft betheuerte.

Neunzehntes Kapitel.

Ein Cavalier.

Wie wir schon gesehen, hatte Wilhelm Markus seinen Umgang unter Kreisen gesucht, denen er vorher durchaus fern stand. Jung, lebenslustig, unerfahren, kein Mann des geregelten Systems, bedurfte er eines ihn schützenden Umgangs; es mangelte ihm nach Brauns Entfernung und dem Bruch mit Hansen an vertrauten Freunden; die jungen Leute, mit denen er sonst verkehrt hatte, führten unter dem Druck der Verhältnisse ein ängstlich beklommenes Leben, welches dem lebenslustigen Menschen nicht zusagte; der Staatsdienst mit seiner Abhängigkeit wurde ihm von Tag zu Tag unangenehmer. Nur in jenen höheren Kreisen fand er eine gewisse Geselligkeit und gerade eine solche, die ihn zu betäuben vermochte. Sein Widerwille gegen den Staatsdienst war inzwischen durch die Verordnungen über den Kirchenbesuch und das Abschneiden der Bärte zur äußersten Grenze gestiegen; eben ein frischer Mensch von freier Persönlichkeit wie er mußte solchen Zwang gegen die Person mit Schmach und heftiger als den des politischen Systems

empfinden; und doch hatte ihn sein Vater abgehalten, den Staatsdienst zu verlassen, indem er ihm vorstellte, für ihn, der nicht an die Nahrung durch den Dienst gebunden sei und mit der Unterwerfung unter jene Regeln ein freies Opfer bringe, für ihn, der sich damit die Wirksamkeit und den Einfluß im Staat für die Zukunft sichere und dem Wohle Aller einen Dienst leiste, könne in der Unterwerfung nichts Entehrendes liegen. Wilhelm brachte das Opfer, aber sein Stand wurde ihm nur noch verhaßter. Dazu kam, daß sein Großvater nebst den übrigen Richtern nach der Freisprechung Brauns von der Regierung, welche darin eine Widerspenstigkeit des Gerichts erblickte, mit mißliebigen Maßregeln bedroht, ja kurz darauf wider Willen als „altersschwach" pensionirt ward und den Unmuth des Enkels durch den eigenen Ingrimm nährte und daß der alte Mann, wie es schien von Erregungen und Kummer aufgerieben, kurz nach der Pensionirung starb, die Frau aber, nachdem sie mit ihm gelitten, ihm schnell nachfolgte.

Da gab sich Wilhelm den betäubendsten Genüssen immer leidenschaftlicher hin, und dadurch konnte wieder das Verhältniß zwischen Vater und Sohn nicht besser werden. Je strenger und öfter jener sich aussprach und seinen Groll fühlen ließ, um so weniger gern war der Sohn zu Haus, um so mehr setzte er sein Treiben fort. Bald wurden dem Vater auch Schuldrechnungen zugeschickt, — für den soliden Kaufmann ein Gräuel; ja es

drangen ihm Gerüchte zu Ohren, daß der Sohn viel und hoch Hazard spiele. Es war von heftigen Vorwürfen zu schweigender Erbitterung gekommen; väterliche Nachsicht kämpfte mit verzweifelten Entschlüssen.

Eines Abends war Wilhelm wieder mit seinen Genossen zusammen. Man spielte zuerst Whist, dann Faro, Herr von Harras hielt die Bank. Ein ächter Cavalier muß mit Anstand spielen, d. h. Gold setzen, wenn er es auch nicht zu verlieren hat, ohne doch auf den Gewinnst zu speculiren, und im Verlust seine Haltung bewahren; denn er verachtet das Geld, obgleich er es braucht. Aber es gibt solcher ächten Cavaliere nur wenig; Nützlichkeitsgründe haben sich in allen Schichten des Volkes eingenistet; man lebt nirgends mehr froh in den Tag hinein; jedes Vergnügen ist theuer geworden, man amüsirt sich nicht mehr bei einem Punsch nach Schillerschem Recept; kurz das Geld hat sich bei aller Welt in Respect gesetzt, — auch bei den Cavalieren; die meisten rechnen daher auch beim Spiel auf Gewinn und werden beim Verlust verdrießlich.

Wilhelm war unter den Herren der einzige Bürgerliche; in der thörichten Unbefangenheit seines Leichtsinns bemerkte er nicht, wie die Leidenschaft hinter dem Anschein gleichgültiger Gelassenheit lauerte, gerade als Bürgerlicher wollte er es Allen zuvorthun. Er hatte mit wechselndem Glück gespielt; nun setzte er höher, er verlor mit Würde, man könnte sagen mit Grazie, während Harras bedauernd sein Geld einzog, er setzte der

Reihe nach auf den König, die Dame, den Buben, auf alle Karten bis zum Aß, alle hatten sich gegen ihn verschworen, er bezahlte, bis er ausgebeutelt war.

„Was Sie heute für Unglück haben!“ sagte Larwitz neben ihm.

„Ja, mein lieber Herr Markus,“ setzte Harras hinzu, „das ganze Kartenheer zog gegen Sie zu Felde! Dieses Heer ist unbesieglich, wenn man sich noch so tapfer wehrt!“

Einen Augenblick hatte Wilhelm trotz aller Contenance den Schweiß von der Stirn wischen müssen, jetzt erwiderte er mit nobler Fassung:

„Was thut's? Das Geld ist dazu da, um zu rollen, und Fortuna befördert die Gelegenheit. Jetzt bin ich erst recht lustig! Sind doch meine Taschen leicht geworden!“ Er bestellte Champagner und traktirte damit.

Der Rittmeister von Feldheim war, ohne am Spiel Theil zu nehmen, als Zuschauer gegenwärtig geblieben. Er hatte sich kurz nach seinem Zusammentreffen mit Stillings beim Concert mit Luise Stilling verlobt. Er nahm an ihr, die nach der Trennung von Braun ernster geworden war, lebhaftes Interesse und wußte ihr durch Aufmerksamkeit und gewinnende Freundlichkeit zu gefallen, die Mutter war erfreut über die Bewerbung des Cavaliers, der Vater gab unverblümt zu verstehn, daß er funfzigtausend Thaler Mitgift geben werde. (Für diesen Freier hatte er Geld.) Der Minister, nicht gerade entzückt über die Verschwägerung mit dem Com-

merzienrath, fand in dessen Zusage ein Gewicht, das ihn zur Einwilligung bestimmte, denn er selbst besaß außer einem verschuldeten Gut kein beträchtliches Vermögen. Als Bräutigam aber enthielt sich der Rittmeister nun mancher Vergnügungen, die er sonst, wenn schon nur mäßig, mitgenossen hatte.

Da er Wilhelms Aufregung bemerkte, so suchte er auf und ab gehend in die Nähe desselben zu gelangen, ergriff den Hut und frug ihn, ob er mit ihm gehen wolle. Markus lehnte es ab, Feldheim bemerkte, zum Fortspielen sei er ja kampfunfähig gemacht.

Jener sagte, er glaube hier Credit zu bekommen.

Feldheim darauf: „zum Spielen creditire man nicht gern.“

Wilhelm wendete sich an Harras:

„Wie viel werden Sie mir vorschießen?“

„Mein lieber Herr Markus,“ war die Antwort, „Sie haben schon sehr viel verloren, ich möchte nicht den Anlaß dazu geben, daß Sie noch größere Summen einbüßen.“

„Ah! Sie wollen wirklich nicht? Nun gut, ich werde mir doch baar Geld verschaffen.“

Von Wein, Spiel, Aerger aufgeregt ging er hinweg, Feldheim folgte und mahnte ihn vom Fortspielen ab, seine Aufregung müsse ihm Unglück bringen.

Aber der junge Cavalier hielt es jetzt gerade für Ehrensache, mit Geld zurückzukommen und zu beweisen, daß der Verlust weder seinen Beutel noch sein Gemüth angefochten habe.

Und doch war Beides gleich stark angegriffen, ja das Geld bis auf den letzten Heller verschwunden. Woher es nehmen?

Wilhelm schlich nach dem Cabinet seines Vaters, überzeugte sich, daß er schlief, horchte nach allen Seiten, nahm den Schlüssel vom Tischchen neben dem Bett, öffnete damit den Geldschrank, holte eine Summe heraus, brachte den Schlüssel an seinen Platz zurück, — Alles gelang trefflich! — und begab sich wieder an den Spieltisch.

Also er bestahl den Vater! Vom Leichtsinn war er zum Verbrechen gekommen! Der lebensfrohe, herzensgute Junge war zum Verbrecher geworden! Wohl zögerte er noch im letzten Moment und bebte noch einmal bei dem Gedanken, Du bist ein Dieb, zurück, aber sein Entschluß wankte nur einen Augenblick; um die Cavaliersehre zu wahren, gab er die menschliche und bürgerliche hin. In der Aufregung durch Spiel und Trunk war er taub für die Stimme des Gewissens und beschwichtigte dieses mit dem festen Vorsatz, am andern Morgen gegen seinen Vater offen zu bekennen, niemals mehr zu spielen und den Umgang, der ihm heute in einem nichts weniger als angenehmen Licht erschienen war, gänzlich zu vermeiden und aufzugeben. Nur heute wollte er noch spielen!

Er that es und verlor binnen Kurzem, was er mitgebracht hatte. Seine hohen Sätze begleitete er durch lange, hastige Züge aus der Flasche. Betrunken kam

er nach Hause und warf sich auf's Bett, um tief in den Tag hinein zu schlafen.

Der Kaufmann Markus dagegen stand wie immer frühzeitig auf; es schien ihm, als läge der Schlüssel etwas anders, als er ihn gelegt hatte; er konnte sich irren, öffnete aber doch vorsichtig den Geldschrank; auch da däuchte ihm Manches verrückt, er revidirte und fand, daß Geld fehlte. Wer hatte dazu gelangen können? Wer hatte Veranlassung dazu? Nur sein Sohn, der Spieler! Die Entdeckung war furchtbar, sein Gesicht wurde so bleich wie sein Haar. Aber hatte er es nicht vorhergesehn? Hatte er nicht fast gewünscht, daß es zu einem Aeußersten kommen möge, damit seinem Sohne die Augen aufgingen?

Entschlossen begab er sich in dessen Schlafzimmer. Die wüsten Züge des Betrunkenen erregten seinen Widerwillen. Er weckte ihn mit dem Anruf:

„Dieb! ja Dieb!“

Wilhelm rieb sich schlaftrunken die Augen, er war noch zu berauscht, um sogleich klares Bewußtsein zu erlangen.

„Dieb!“ wiederholte der Vater grimmiger.

Wilhelm begann einzusehn, daß sein Beginnen entdeckt war. Aber der Rausch verhinderte ihn, die Schwere seiner Schuld zu begreifen. Er lallte:

„Die paar Thaler!“

„Um so schlimmer, Dieb um der paar Thaler willen!“

Allmählich wurden Wilhelms Gedanken klarer. Der Vater sagte:

„Es ist gekommen, wie es mußte, wie ich Dir's vorgehalten habe! Es gibt noch einen Weg für Dich, aus Verbrechen und Schande emporzusteigen. Du gehst nach Amerika — gleich heute — und lernst dort arbeiten; ich gebe Dir nur die Ueberfahrtskosten, am Erwerb sollst Du den Ernst des Lebens erfahren. Dann soll Niemand, auch nicht Deine Mutter, wissen, was Du gethan hast. Willst Du nicht, so werde ich auf der Stelle das Verbrechen, das Du an mir begangen hast, zur Anzeige bringen. Einen gemeinen Verbrecher kann ich nicht im Hause dulden."

Wilhelm hätte vielleicht, wenn er jetzt mit dem Bekenntniß und dem Versprechen, das er sich vorgenommen, hervorgetreten wäre, seinen Vater besänftigt, aber er meinte, sich damit zu erniedrigen, Trotz und Stolz sträubten sich, noch gereizt durch die Rauhheit seines Vaters, gegen Nachgiebigkeit und Freundlichkeit.

Dieser frug den Schweigenden:

„Was wählst Du?"

Wilhelm antwortete trotzig:

„Amerika!"

„Du gehst mit dem Mittagszuge! Mache Dich fertig! Der Mutter sage ich, daß Du ein Handelsgeschäft für mich besorgen sollst."

Der Vater ging. Wilhelm blieb in dumpfem Brüten. Aber allmählich fand er sich in sein Loos. Er

sah ein, wohin er gerathen war, er schauderte vor sich selbst und empfand in das Herz seines Vaters hinein. Es wurde ihm klar, daß nur die äußersten Anstrengungen ihn retten könnten, daß er nur auf einem fremden Boden dieser Anstrengungen fähig wäre! Und leicht, wie er einmal war, fand er sich nun in die Entfernung! Er vertraute auf sein gutes Glück! Nur der Gedanke an die Lieben, die er verließ, auf lange, vielleicht auf immer, trübte ihm die Aussicht, er hing ja doch an allen den Seinigen, am Vater nicht minder als an Mutter und Schwester, mit ganzem Herzen!

Er packte hastig zusammen, was ihm nöthig schien.

Nach einigen Stunden kam der Vater wieder. Wilhelm reichte ihm die Hand mit den Worten:

„Du hast Recht, Vater! Es muß sein!"

Da wurde das Herz des Vaters weich. Er zog ihn an sich, küßte ihn und sagte weinend:

„Mein lieber Junge! Warum hat es dahin kommen müssen! Wie gern behielte ich Dich hier! Es drohen Dir viele Gefahren! die See, die Krankheit, die Noth! die Menschen! Aber nicht wahr, es ist doch besser, Du wagst es?"

„Ja, Vater," schluchzte Wilhelm, „es muß sein, ich kann nicht hier bleiben!"

„Sieh' auch zu, wie Du Dir selbst dort forthilfst. Ein kleines Capital gebe ich Dir mit! Geht es doch nicht, so schreibe, daß ich Dir schicke. Nach ein paar Jahren kehrst Du zurück. Nicht wahr?"

„Ja, Vater, ich danke Dir!“

„Und nun, lieber Junge, faß' Dich der Mutter wegen. Sie weiß nur von einer Reise, wenn sie auch vielleicht etwas Anderes vermuthet! Sei standhaft und halte Dich wacker.“

Wilhelm ging mit ihm hinweg, nur scheu einen Blick hinter sich in die Stube werfend, die seine fröhliche Jugend in sich schloß. Caro wollte ihn begleiten, er wies ihn zur Ruhe, streichelte ihn und sagte zum Vater:

„Haltet ihn gut! Das arme Thier hat mich so lieb!“

Die Mutter, überrascht von der plötzlich angekündigten Abreise des Sohnes, war noch nicht zum vollen Gefühl des Verlustes gekommen. Sie hatte in der Eile zusammengesucht, was irgend von Nutzen sein konnte, und eine Menge Unnützes ergriffen. Als jetzt der Sohn Abschied nehmen wollte, empfand sie erst wirklich den Schmerz und stürzte sich ihm entgegen.

Er sagte:

„Wenn ich wieder komme, Mutter, betrübe ich Dich nicht mehr!“

Dadurch wurde ihr erst gewiß, daß die Entfernung einen tieferen Grund haben müsse; sie wendete sich an den Gatten mit der Frage:

„Muß es denn sein?“

Er nickte. Wilhelm sagte: „ja, es muß sein,“ umarmte sie hastig und eilte hinweg. Marie war anfangs zugegen gewesen, aber hinausgegangen, um nicht

ihren eigenen Schmerz durch den Anblick des Schmerzes der Mutter zu vergrößern. Draußen auf dem Flur hing sie sich weinend an Wilhelms Hals.

Die beiden Frauen blieben unter Thränen umschlungen zurück; der Vater begleitete den Sohn auf den Bahnhof.

Dem Abfahrenden sah er wehmüthig nach, so lange er den Zug verfolgen konnte. Als dieser seinen Blicken entschwunden war, verwandelte sich die Wehmuth in stillen Grimm. Wer war Schuld an dem Verderben seines Sohnes als die Reaction, die das öffentliche Leben zerstörte, die namentlich den Staatsdienst aller Würde und Freude beraubte? Und er hatte gehofft, gerade den Sohn mit Hülfe des Reichthums und der Unabhängigkeit, welche dieser ihm gewährte, zu einem tüchtigen, freien Arbeiter für das Wohl Aller, für den freien Staat zu erziehen, während er dereinst für sich selbst seiner Armuth wegen auf den Staatsdienst verzichtet hatte! Und wer waren die Verführer seines Sohnes, als eben die Knappen der Reaction?

Seitdem wurde er noch eifriger in seiner Feindschaft gegen die Regierung und in seiner Theilnahme an der Opposition. Sie war seinem Gemüth Bedürfniß und Beschäftigung.

Zwanzigstes Kapitel.

Späte Einsicht.

Hansen saß eines Morgens zu Hause; auf seinem Schreibtisch lagen Acten, die er zu Vorträgen bearbeitete. Aber es schien damit nicht von Statten zu gehen, denn er blickte oft längere Zeit darüber hin, brannte eine Cigarre nach der andern an und hüllte sich in einen undurchdringlichen Dampf. Er war so nachdenklich, daß er fast erschrack, als Jemand an der Thüre pochte, und doch geschah es sehr leise! Auf seinen Zuruf trat der Geheime Registrator Schwarz im feinsten Anzug unter tiefen Bücklingen herein.

„Gehorsamster Diener, Herr Regierungsrath! Ich störe doch nicht?"

„Was bringen Sie?"

„Etwas Wichtiges! Ich hoffe Ihnen damit einen sehr nützlichen Dienst zu erweisen, ich habe mir viel Mühe gegeben, dahinter zu kommen! Aber, glauben Sie nicht, daß ich an irgend eine Belohnung dächte! Reine Verehrung für Sie und Interesse für meine

Vorgesetzten! Wollen Sie die Gewogenheit haben mich anzuhören?"

„Rücken Sie nur heraus! Nehmen Sie Platz!"

„Sie wissen, daß der vormalige Assessor Bauer verhaftet ist?"

„Das erste Wort!" sagte Braun, von seinem Sitz emporfahrend.

„Gestern Nachmittag! Es war Abends das allgemeine Gespräch!"

„Und weßhalb?"

„Er ist beschuldigt, den Aufstand in D. erregt zu haben, bei dem der Landrath Engel verwundet worden ist."

„Dummes Zeug!"

„Es sollen sehr wichtige Beweise gegen ihn vorliegen! Er ist ein Steuerverweigerer und überhaupt ein politisch gefährlicher, rücksichtsloser Mensch, er war zu jener Zeit dort, Viele sollen ihn unter den rebellischen Bauern gesehen haben."

„Dummes, einfältiges Zeug!"

„Sie wissen das besser zu beurtheilen, Herr Regierungsrath, als ich! Allein das Wichtigste kommt noch! Darf ich? Nur, um Ihnen einen Dienst zu erweisen!"

„So reden Sie, in's Teufels Namen!"

„Nichts für ungut! Ich hatte schon länger zu bemerken geglaubt, daß einige Herren aus den höchsten Kreisen Ihnen nicht wohlwollen! Ein treuer Diener

achtet auf Alles! Dies wurde mir gestern zur Gewißheit! Als ich gegen zehn Uhr nach Hause ging, hörte ich in dem Gebüsch neben der Allee zwei Männer flüstern und lachen. Da sie einmal Ihren Namen und den Sr. Excellenz nannten, so hielt ich es für Schuldigkeit, weiter hinzuhorchen. Die Herren sprachen von der Verhaftung des vormaligen Assessors Braun und der Untersuchung und kamen darauf hinaus, daß der Ausgang derselben, wie sie sagten, Ihnen und dem Herrn Minister den Hals brechen werde!"

„Ah so? Wer waren die Burschen?"

„Der Herr Legationsrath von Larwitz und der Herr Kammerherr von Harras!"

„Wieder Harras!" murmelte Hansen.

„Sie sprachen so davon, als ob es nicht fehlen könnte, daß der Assessor Braun schuldig befunden würde und daß Sie wegen Ihrer engen Beziehungen zu ihm nicht auf Ihrem Platze blieben! Sie wären, — aber darf ich's auch sagen? verzeihen Sie den Ausdruck, den ich Ihnen mittheilen muß, — ein verkappter Demokrat!"

„Und worin fand man meine engen Beziehungen zu Braun?"

„Sie hätten sich öffentlich seiner Freundschaft gerühmt und man hätte Sie auch nach seiner Absetzung noch mit ihm zusammen gesehn."

„Trefflich ausgedacht!" sagte Hansen, in der

Stube hin und her gehend. „Ich danke Ihnen, Herr Geheimer Registrator, für Ihre Mittheilung und werde meine Maßnahmen danach treffen!“

Die Beschuldigung gegen Braun erschien ihm so gesucht, daß er überzeugt war, sie sei nur erfunden, um ihm selbst zu schaden. Er vermuthete nun sogar, daß auch Brauns Absetzung ein indirecter Streich gegen ihn selbst gewesen sei, und wurde von dem Gedanken, daß derselbe für ihn gelitten habe und leiden solle, wahrhaft gepeinigt. Als daher der Geh. Registrator sich empfohlen hatte, ging er, ohne eine deutliche Vorstellung dessen, was er thun wolle, nach dem Criminalgefängniß. Er wurde vom Gefangenwärter zurückgewiesen, weil ohne spezielle Erlaubniß Niemand eingelassen werden dürfe; der Untersuchungsrichter erklärte, daß er Keinem, der sich in Untersuchungshaft befinde, Unterredungen gestatten könne, ohne selbst beizuwohnen, war aber bereit, Hansen zu begleiten.

Sie fanden Braun in seiner einsamen Zelle vor einer Bibel, denn andere Lectüre war ihm für jetzt nicht gestattet. Bei ihrem Eintritt erhob er sich nicht, erwiderte ihren Gruß nicht und sah nicht empor.

Hansen legte die Hand auf seine Schulter.

„Ich bin's, Braun. Wie geht Dir's? Ach! Du hast nichts Anderes zu lesen als die Bibel?“

„Brauche auch nichts. Ich lese darin von einigen standhaften Männern und von einigen Verräthern. Aber wie geht Dir's, Herr Regierungsrath? Was macht

der Herr Minister, der Schwiegervater? Und was macht das gnädige Fräulein Braut?"

Seufzend trat Hansen zurück, aber er bezähmte sich und sagte, er habe von der schweren Anschuldigung gehört, die Braun gemacht werde.

Dieser erwiderte:

„Du wirst sie wohl noch eher gekannt haben als ich."

„Nein," sagte Robert, „das von mir zu glauben hast Du keinen Grund. Ich bitte Dich, glaube das nicht!"

„Nun," erwiderte der Gefangene, „dem System, das Verfassungen bricht und Beamte willkürlich absetzt, und denen, welche ein solches System tragen, darf man wohl auch falsche Anklagen zutrauen. Der Staat ist ja für Euch nur ein großes Zuchthaus!"

„Ich ersuche Sie, Herr Braun, sich zu mäßigen," sprach der Richter dazwischen, „solche Aeußerungen darf ich nicht mit anhören."

„Lassen Sie ihn," sagte Hansen, „er hat so Trauriges erlebt, daß wir ihm bittere Worte verzeihen müssen. Nein, Du bist ungerecht. O mein Gott, Braun, ich nähme Dir gern Dein Leid ab, denn Du leidest mit für mich!"

„Ja, das ist wahr," antwortete Jener grimmig, „denn Ihr, die schlechten Regierer, Ihr seid Schuld an dem, was mir zur Last gelegt wird! an Aufruhr und Gewalt!"

„Willst Du mich gar nicht hören? Es ist ein Gewebe von Bosheit, das Dich umstricken will und mich!"

„Dich und mich zugleich? uns Beide? Ich glaube, Du hast den Verstand verloren!"

„Ich kann nicht Alles aussprechen, was ich vermuthe, — ich hatte Dich einmal vertheidigt . . . ."

„Wirklich? einmal? Und auch das war wohl eine von jenen Vertheidigungen, von denen man sagt: Schütze mich Gott vor meinen Freunden, vor meinen Feinden will ich mich selbst schützen!"

„Du willst mich nicht hören, nun gut! Aber doch will ich noch fragen und Dich bitten, willst Du von mir Wein, Cigarren und Speisen annehmen?"

„Nein," sagte Braun schneidend.

„O, Du thust Unrecht gegen mich! Ich habe stets an Dir wie ein Freund gehandelt . . ."

„Aber ich bin nicht Dein Freund, ich habe nichts mit Dir gemein und ich mag auch nicht diese Zelle mit Dir theilen. Herr Criminalrath, wissen Sie ein Gesetz, das mich nöthigt, Menschen in meiner Haft zu sprechen, die ich verachte?"

„Ich gehe, Du wirst eines Tages bereuen, was Du heute gesprochen hast, aber ich will Dir auch die gröbste Beleidigung verzeihen."

„Sehr edel!" sagte Braun spöttisch.

Hansen ging mit gepreßtem Herzen. Also der einsame Gefangene verschmähte ihn, zog die Einsamkeit seiner Gesellschaft vor; wie tief mußte er ihn verachten,

wie schlecht von ihm denken! Er selbst konnte nichts beitragen, das Leid des Gefangenen abzuwenden oder auch nur zu lindern, und war doch, wie er glaubte, die Ursache davon! Das System, dem er sich angeschlossen hatte, trug überhaupt die Schuld aller Verwickelungen, alles Unheils dieser Tage! Und wie frei, wie beneidenswerth erschien ihm dieser Mann in seiner Haft, der so in sich fest war und so stolze Worte führen konnte! Wer von ihnen trug die schwersten Ketten? Der Untersuchungsgefangene oder er, der gefesselt war in jeder Meinung, in jedem Streben, in jedem Gefühl?

So im Hader mit sich und der Welt, schritt er, wie gewöhnlich jeden Vormittag, der Wohnung der Braut zu. Schon oft war ihm der Weg nicht leicht gewesen, denn unwillkürlich trug er auf sie den Unmuth über, den ihm die Politik und namentlich diejenige ihres Vaters erweckt hatte, und sie vermochte nicht, seine Gedanken zu erfrischen, zu beleben, zu Schönerem hinzureißen; sie theilte mit ihm Kummer und Sorge und Freude und Scherz, allein sie besaß keine selbstständige Auffassung und keinen freien Schwung des Geistes. Wohl bei vielen erwachsenen Männern unserer Zeit überwiegt die Reflexion das Gefühl, ist das Leben des Geistes stärker als das des Herzens, und für alle diese ist es Bedürfniß, mit den Anregungen der Liebe zugleich geistige Anregungen zu empfangen; über ihr Herz kann nur ein vollkommen entwickeltes Weib gebieten, ein Weib, das zugleich ihren Geist lenkt, beschäftigt, beflü-

gelt, wenigstens geistig mit ihnen arbeitet. Hansen gehörte in Folge alles Erlebten zu jenen Männern, bedurfte um so mehr geistiger Anregung und Stärkung, als er sich innerlich zerrüttet fühlte, und empfand deßhalb oft in der Nähe der liebenden, aber nur liebenden Franziska tödtliche Leere. Je mehr aber Franziska bemerken mußte, daß sie ihm nicht ganz genüge, um so befangener und betrübter wurde sie und um so weniger vermochte sie sich selbst freier zu erheben. So war er schon dahin gelangt, sich die Frage zu stellen: ob er Franziska wirklich liebe? Und solche Fragen sind allezeit gefährlich, sie bekunden Schwanken und Zweifel und gebären Schwanken und Zweifel.

War Hansen aber sonst nicht immer gern zur Braut gekommen, heute betrat er ihre Wohnung mit Widerwillen, mit Schauder: die Braut schien ihm die stärkste Fessel an den Vater von allen, die er fühlte, und der Hochzeitstag stand bevor; denn der Minister hatte ihn auf das Drängen der Tochter auf einen der nächsten Tage festgesetzt.

Franziska kam ihm entgegen, als sie seinen Schritt hörte, und bot ihm den Mund. Er grüßte und küßte sie kalt.

„Was war das für ein Kuß, Robert?“ sagte sie, „bist Du mir bös? Du kommst auch so spät!“

„Ich war bei Braun im Gefängniß,“ antwortete er finster, sie zur Stube hereinbegleitend.

„Im Gefängniß?“

„Ja, und der Gefangene ist freier als ich! Er wies mich mit Verachtung zurück!“

„Aber nun bist Du bei mir, Robert! Und ich habe Dich so lange erwartet! Und mir bist Du so lieb und stehst mir so hoch!“

„Es ist eine schlechte Politik, der ich diene, und das vergällt mir Alles!“

„Mein Vater ist doch nicht schlecht? Er ist so gut gegen uns!“

„Er ist nicht schlecht, aber er thut Schlechtes!“

„O Robert, Robert! Sage mir das nicht! Laß mich nicht entgelten, was Du gegen ihn hast!“

Hansen sah ein, daß er unzart gewesen war, fand aber nicht das rechte Wort und verharrte in düsterem Schweigen.

Franziska begann wieder:

„Kannst Du nicht bei mir Deine bösen Gedanken vergessen? Bin ich Dir so wenig? Ich arme Braut!“

Sie weinte und schluchzte. Ihre Thränen erweichten Hansen, daß er ihre Hände ergriff und mild sagte:

„Du kannst nichts dazu, liebes Kind! Ich allein trage die Schuld meines Unglücks und ziehe Dich mit hinein!“

„Ach, Robert, bist Du unglücklich, so will ich's auch sein. Ich habe ja sonst kein Glück. Aber Dich möchte ich doch glücklich sehn und glücklich machen!“

Hansen lachte gellend: „Mich! Das ist vergebene Mühe!“

Franziska schlang außer sich ihre Arme um seinen Hals.

„Robert, Robert, kann ich's nicht? Ist Dir meine Liebe keine Freude? Kannst Du es mir nicht sagen? Kannst Du mich nicht mehr küssen?"

Er sah ihr gerührt und inniger in die blauen Augen, küßte sie warm und sagte:

„Du hast es schwer mit mir, Franziska! Ich bin ein gebrochener Mann!"

„Es ist mir nichts zu schwer, Robert! Verlange von mir, was Du willst! Gib mir nur Deine Liebe! Laß mich nicht daran zweifeln!"

„Die hast Du, Franziska, aber es ist nun einmal Alles matt an mir wie bei einem Kranken!"

„Ich will Dich pflegen wie einen Kranken. Siehst Du dort meine Rosen? Es waren kleine, schwache Pflänzchen, aber ich habe sie gepflegt und nun sind sie voll Knospen! Komm', sei nicht so düster!"

Sie strich ihm das Haar zurück, das ihm über die Stirn fiel, neigte sich über ihn hin und blickte ihm treuherzig in die Augen.

„Hast Du mich lieb, Robert?"

„Freilich, kleine Närrin!"

„Freilich, das klingt gerade wie Nein. Kannst Du mir's nicht besser sagen? Du willst es nicht? Du liebst mich nicht? O Robert, sieh' diesen Brief — dabei zog sie einen kleinen Brief aus dem Busen hervor und hielt ihn zum Lesen hin — ist das wahr?"

Er las: „Hansen liebt Sie nicht. Ein Wissender.“

Er hatte noch nie so bestimmt wie jetzt empfunden, daß er seiner Liebe unsicher sei, er kam sich wie ausgehöhlt vor. Allein Franziska's innig bittendem Drängen vermochte er nicht zu widerstehn und antwortete:

„Nein! Ich habe Dich lieb, gute Franziska!“

Aber zugleich sagte er, um sich ihr und seiner Qual zu entziehen, er müsse zur Arbeit gehn. Sie erschrack beinahe:

„Schon? Du sagst: Du hättest mich lieb, und ich bin Dir so langweilig?!“

„Du Mißtrauische!“

„Willst Du nicht noch ein wenig bleiben? Du sollst nicht sprechen, Du brauchst mich nicht zu unterhalten! Sitze nur noch bei mir, Du machst mir damit eine Freude! Ich bin dann so ruhig! Komm', ich hole Dir eine Cigarre!“

Ehe er antworten konnte, sprang sie fort und kam mit einer Cigarre und mit brennendem Fidibus zurück. Hansen zündete die Cigarre an, und setzte sich zu ihr; das narkotische Kraut gewährte ihm einige Beruhigung. Franziska stickte und sah von Zeit zu Zeit innig nach ihm zur Seite, oder drückte ihm die Hände. Einmal hielt sie ihm die Stickerei hin und frug:

„Weißt Du auch, was das wird und für wen? Es ist nicht für Dich! Gefällt es Dir?“

„Hast Du mir nicht gesagt, es werde ein Sorgenstuhl für Alfred und seine Braut?“

„Ja ja, ein Sorgenstuhl! Der Arme wird ihn nöthig haben. Luise kränkelt fortwährend und ist gar zu ernst, Alfred selbst büßt darüber auch seine Munterkeit ein; ich fürchte ein schlimmes Ende. Wie gefällt Luise Dir, Robert? Mir ist diese Braut räthselhaft und ich kann kein Vertrauen zu ihr gewinnen.“

Hansen antwortete bestätigend, daß er fürchte, Luise gräme sich noch um die Trennung von Braun, und Franziska seufzte bekümmert: „Mein lieber, armer Alfred!“ sagte jedoch zugleich froh, ihre Arme um Hansen legend:

„Aber ich habe niemals einen Andern geliebt, Robert, als Dich!“

Von nun an wechselten sie, da die Gedanken an die Zukunft Anderer ihnen die eigne Zukunft zu Furcht und Hoffnung vor die Seele rückten, nur zuweilen noch ein Wort und saßen fast still bei einander, bis Hansen sich entfernte.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Vor der Hochzeit.

Um die Aufregung zu bekämpfen, die in ihm tobte, und Ruhe zu gewinnen, zog sich Hansen für die nächsten Tage ganz zurück, indem er vorgab, daß er einige Geschäfte vor seiner Hochzeit und der Reise, die darauf folgen sollte, erledigen müsse. Er stürzte sich in verschiedene Arbeiten, las in wissenschaftlichen und poetischen Werken und vermied jegliche Berührung mit Menschen, aber die Ruhe, die er suchte, erlangte er nicht, sondern mit jeder Stunde graute ihm mehr vor dem Tage, den Andere ersehnen, und dieser Tag rückte näher und näher.

Der Morgen zuvor brach düster an, da ein dichter Nebel die Strahlen der Herbstsonne aufsog. Hansen hatte die Nacht schlaflos gelegen und verworren hingeträumt und stand früh auf, nicht gestärkt, sondern müde mit schwerem Kopf und mattem Sinn. Er lehnte sich mit der Stirne gegen das kühle Fenster und legte sich dann hinaus, um die naßkalte Luft einzuathmen, und

ließ mit dem Nebel das verhängnißvolle „Morgen!“ vor seiner Seele hin und her ziehen. Es war ihm so heiß, so eng in seiner Stube, es zog ihn hinaus, weit hinaus in die feuchte Frische. Er kleidete sich an und schritt hinweg, heute war es überall einsam und still, heute brauchte er keine Begegnung zu fürchten! Unter den einsamen Wegen wählte er den ödesten über eine dürre, steinige, mit wenigen Kiefern bestandene Lehde, durch die man mit einem Umweg zu einem sonst viel besuchten, heute sicher leeren Gasthaus im Wald gelangte.

Wie er so für sich, von Niemandem gestört, durch den Nebel verhindert, auch nur weiter um sich zu blicken, und gleichsam gegen jede Umgebung isolirt, auf dem öden Pfade hinging, nahmen seine Gedanken eine klarere Gestalt an. „Warum,“ sprach er bei sich, „warum ist mir dieses Morgen so schrecklich? Ist Franziska nicht reizend, unschuldig und lieblich und voll zarter Hingebung? Bin ich überhaupt unfähig zu lieben, ermattet im Herzen wie im Kopf? Ist es die Verzweiflung über meine Stellung, über meine Vergangenheit, die mich an der ganzen Zukunft, auch an einer durch Liebe verschönerten und in Liebe geborgenen Zukunft verzweifeln läßt? Ist es diese Verzweiflung, die es mir unmöglich macht, eine reine Freude zu empfinden, der Liebe und ihrer Seligkeit mich hinzugeben? das Schöne zu erfassen, das sich mir darbietet? Oder ist Franziska doch nicht die Rechte? Vermöchte sie doch nicht, mein Leben auszufüllen? Freilich

versteht sie meine Kämpfe und Zerwürfnisse nicht ganz, aber was hindert sie daran als ihr reines, unschuldvolles Gemüth? Und wessen bedarf es mehr als eines solchen reinen, liebenden Herzens, um auch mir den Frieden zu geben? Und doch, und doch, warum ist mir so, als müßte diese Heirath mich für immer zu Boden drücken, als müßte dann Unwahrheit und Heuchelei mein ganzes häusliches und öffentliches Leben wie ein moderiger Pilz überziehen und ersticken? Bin ich zu schlecht für sie? Müßte ich ihr gegenüber männliche Kraft und Würde und Tugend nur erheucheln? Oder ist es der Minister, den ich in der Tochter fürchte? Würden durch sie die unwürdigen Bande noch befestigt, die mich an ihn fesseln? Wäre sie doch nicht des Ministers, sondern eines geringen Bürgers Tochter! Und kann ich sie verrathen, die mich wahrhaft liebt? Soll ich die Ehe schänden oder auch nur eine jener vernünftig rücksichtsvollen, aber innerlich kalten und leeren Ehen führen? Nein, nein, davor schaudert mir, das kann ich nicht. Sie darf nicht unglücklich werden, sie ist zu gut und rein!"

In solchen Gedanken war er bei jenem Gasthaus angelangt. Er traf, wie er vorausgesehn, keinen Besuch daselbst und setzte sich zum Frühstück. Aber die Speisen mundeten ihm wenig, obwohl er einen ziemlichen Gang mit leerem Magen zurückgelegt hatte, er empfand nur brennenden Durst. Und so trank er einsam, für sich hinbrütend, Glas für Glas, Flasche für Flasche, ohne aufzustehn und aufzusehn; er stützte dabei den Kopf auf

die Faust und starrte vor sich hin und seine Haare, noch feucht vom Nebel, hingen ihm ungeordnet über die Stirne und die Augen herab. Aber er fühlte sich dabei innerlich wohl, denn der Wein betäubte ihn für den Augenblick, daß er den Abgrund nicht sah, an dem er wandelte.

Während er noch so dasaß, trat ein zweiter Gast herein. Derselbe setzte sich, ohne von ihm bemerkt zu werden, scheu und still in eine Ecke und blickte mit Verwunderung auf den einsamen wilden Trinker, blieb aber nicht lange so still im Hintergrund, sondern suchte unter sichtbarer Aufregung und innerem Kampfe näher zu kommen: es war der Archivrath Bauer, der auf den Betrieb des Geheimen Registrators Schwarz vor Kurzem auf eine geringere Stelle versetzt worden war, weil er bei einer Wahl gegen die Regierung gestimmt und gewirkt hatte. Er stellte sich vor den Spiegel, bürstete und glättete sich, zupfte das und jenes zurecht und trat dann zu Hansen und redete ihn an:

„Gehorsamster Diener, Herr Regierungsrath! Sie haben bei diesem Wetter einen Spaziergang gemacht?“

Hansen sah empor und antwortete, noch immer in seiner Träumerei verloren, gedankenlos kurz:

„Ja, Herr Archivrath. Guten Morgen.“

Bauer wartete auf ein zweites Wort und sagte endlich, da Hansen schwieg:

„Ich hätte ein Anliegen an Sie, Herr Regierungsrath!“

„An mich?“

„Ja. Sie wissen, was mich betroffen hat. Es mag . . . gerecht sein, ich mag mich nicht so verhalten haben, wie . . . ich sollte. Aber könnte ich's nicht wieder gut machen? Könnte ich nicht meine Stelle wieder bekommen? Ich will gern Alles thun, Alles, was man von mir verlangt. Könnten Sie nicht beim Herrn Staatsminister ein gutes Wort für mich einlegen?"

„Sie wollen Alles thun, was man von Ihnen verlangt?

„Alles, Alles, ohne zu fragen!"

„Das wollen Sie, Herr Archivrath?"

„Ja, ich verspreche es Ihnen."

Dabei stand er demüthig bittend vor Hansen, der ruhig sitzen blieb.

„Armer Mann," sprach dieser, „was ist aus Ihnen geworden! Und Sie wollen auch zukünftig wählen, wie man von Ihnen verlangt?"

„Ja, ja, Alles!"

„Armer Mann!"

Bauer stand verwundert und wußte nicht, was er von diesem Bedauern denken sollte. Hansen fuhr fort:

„Sie wollen sich verkaufen? Ich habe Sie sonst für einen Mann von Charakter gehalten."

Der Archivrath ließ schweigend seinen Kopf auf die Brust sinken und blickte zu Boden.

Hansen begann wieder, mehr für sich und von sich sprechend als zu Bauer:

„Was kann doch aus den Menschen werden!"

Jener frug gereizt und doch schüchtern:

„Und das sagen Sie mir, Herr Regierungsrath, der Sie selbst zum Ministerium gehören?“

„Ja, ich.“

Beide schwiegen eine Zeit lang, bis der Archivrath wiederum anhub:

„Könnten Sie nichts für mich thun? Um Gottes willen! Meine Frau hat das Nervenfieber, mein Junge das Scharlach! Was soll aus ihnen werden, wenn ich wie jetzt von zweihundert Thalern leben muß? Ich habe seit vorgestern kein Brod im Hause, ich bin hier, um bei einem Verwandten zu betteln, der selbst nicht zu viel hat! Sehen Sie mich an, ich habe kaum einen ganzen Rock an!“

„Aber Sie sollen sich doch nicht verkaufen, ich leide es nicht, daß sich ein Mensch verkauft. Hier nehmen Sie.“

Hansen rief dem Kellner, bestellte noch Wein, bezahlte, forderte den Archivrath auf, zu essen und zu trinken, und händigte ihm dann den Rest seiner Baarschaft ein: sie bestand aus mehr als hundert Thalern.

Bauer wußte sich vor Verwunderung nicht zu fassen und weigerte sich anfangs, das Geld zu nehmen. Aber Hansen stürzte nur noch ein Paar Gläser hinein und entfernte sich dann, indem er es auf dem Tische liegen ließ.

Er nahm denselben Weg zurück, den er gekommen war, und nicht in besserer, sondern in noch mehr auf-

geregter Stimmung. Zu all den Gedanken, die ihn vorher verfolgt hatten, war ihm jetzt noch recht lebhaft der traurige Einfluß der Regierung, für welche er mit arbeitete, vor die Seele getreten. Und wie die Stimmung in ihm, so hatte sich auch das Wetter nicht aufgehellt, sondern der Nebel nur in dünnen Regen verwandelt. Die einzigen Begleiter seines Weges waren Raben, Vögel des Unglücks, die krächzend vor ihm auf und weiter flogen, bis er wieder in ihre Nähe kam.

Düster in sich gekehrt schritt er fort, als er hinter sich einen Wagen hörte! Da derselbe näher kam, blickte er sich um und bemerkte zu seinem Erstaunen auf diesem selten betretenen, kaum je gefahrenen Weg, bei diesem häßlichen Wetter, — Frau von Harras.

Sogleich, zumal es ihm schien, als würde auch er bemerkt, kehrte er sich wieder um und schritt mit zu Boden gesenkten Blicken weiter. Aber der Wagen, der bisher sehr schnell gefahren war, ging plötzlich langsamer, da er sich neben ihm befand. Er scheute sich hinzusehn, und doch hielt die Chaise eine Weile mit ihm gleichen Schritt und saß ihm Frau von Harras fast zur Seite. Er heftete die Augen fast gewaltsam auf den Weg, bis der Wagen eben so plötzlich wie vorher ein langsameres, so jetzt ein rascheres Tempo annahm und vor ihm hineilte; er glaubte, in diesem Augenblick einen leisen Seufzer zu hören, war aber nicht sicher, ob er recht gehört habe. Hätte er früher hingesehn, so würde er bemerkt haben, wie Frau von Harras dem Kutscher winkte, langsamer

zu fahren, wie sie dann neben Hansen ihre Blicke bewegt und schmerzlich auf ihn richtete, ja sich merklich nach ihm herausbog, wie sie endlich wieder dem Kutscher befahl, die Pferde anzutreiben. Welche Erinnerungen mußte ihm nun auch diese Begegnung anregen! Wie frisch trat ihm nun noch eine andere Schuld vor die Seele! Was trieb jene Frau an solchem schauerlichen Tage auf solchen Wegen umher? Warum fuhr sie so langsam neben ihm? Hatte sie wirklich geseufzt? Lastete auch auf ihr ein Unglück, das er vielleicht mitverschuldet hatte? Wie schwer hatte er sich an ihr versündigt und wie wenig hatte er gethan, sie zu versöhnen! wie wenig den Ernst seiner Leidenschaft durch Treue bewiesen! Und beschäftigte sie nicht doch fortwährend seine Gedanken? Wen liebte er, Thekla oder Franziska? Ja, heute, vor der Hochzeit sollte ihm klar werden, daß er im Begriffe stand, die kindlich vertrauende Franziska zu betrügen! Es schien ihm, als schriee Alles über ihn Wehe, Wehe! Und die Raben krächzten ja Wehe, Wehe! Und mit solchem Schuldgefühl sollte er mit der reinen Braut morgen vor den Altar treten! Sollte er die vielverschlungenen Bande an den Minister und sein System noch um eins vermehren! Da ermannte er sich zu einem festen Entschlusse, der Wein, der jetzt seine Wirkung äußerte, half ihm mit dazu. Wahrheit, Freiheit sollte wieder sein Leben durchdringen, in der Wahrheit wollte er frei werden. Mochte er darüber die Zukunft, die ihm lächelte, einbüßen, mochte er Verachtung ernten, mochte

er seine Stellung, ja sein Brod verlieren, nur Wahrheit und Freiheit! Von Franziska, vom Minister wollte er sich, ihnen den ganzen Zustand seines Herzens entdeckend, für immer lossagen und dann wieder zurückkehren zu den verlornen Freunden, wieder suchen die Ideale früherer Tage, wieder auferstehn zu einem wahren, freien Leben!

So hatte er bei sich beschlossen und in dieser Absicht verließ er am Abend seine Wohnung.

Er kam zur Braut, er hatte sich vorgenommen, sie nicht zu küssen, aber sie sprang ihm fröhlich entgegen und küßte ihn, ehe er es hindern konnte. Sie war gerade heute unerschöpflich. Sie zeigte ihm das Brautkleid von weißem Atlas, die Spitzen daran, die frischen Blumen für ihren Kopfputz, den kleinen Myrthenkranz für seine Brust, den sie selbst geflochten hatte. Sie bat ihn, er möge ihren Blumenstrauß nicht vergessen, er habe wohl an Manches zu denken und sie erinnere ihn deßhalb. An ihr Kleid hatte sie schon eine Broche geheftet, die er ihr geschenkt, und andere Geschenke, ein Armband und einen Halsschmuck, hatte sie dazu gelegt, um sich damit zu schmücken. Sie sprach mit ihm von der kleinen Reise, die sie machen sollten, von Dem und Jenem ihrer Einrichtung, sie war einfacher, liebenswürdiger als je, lauter Scherz, lauter Glück, lauter Hoffnung. Ihm schnürte sich das Herz nur um so mehr zusammen, je froher sie war; wie hätte er es jetzt über sich gewinnen können, seinen Entschluß auszuführen! Aber sie merkte in ihrer Heiterkeit nichts von seiner Zu-

rückhaltung; als er ihr Kleid und ihre Spitzen und ihre Kränze nicht bewunderte, schalt sie ihn einen bösen Mann, der für Schmuck und Blumen keinen Sinn habe. Als er beim Anblick seiner Geschenke und ihrer Bestimmung zusammenzuckte und convulsivisch ihre Hand drückte, freute sie sich, daß er es ihr Dank wisse, seine Gaben so zu schätzen. Dann zog sie ihn gar bei Seite und sagte zu ihm:

„Robert, ich muß noch einmal vor unserer Hochzeit mit Dir sprechen. — Du bist ein starker Mann und ich ein schwaches Weib. Ich weiß wohl, ich bin eitel und thöricht, ich habe so viele Fehler, die Du sehen mußt mit Deinem scharfen Blick! Ich will mir gewiß Mühe geben, sie abzulegen, Du sollst mir thun, was Du willst, Du sollst mein Herr sein und ich will Dir gehorchen und folgen in Allem, ich kann ja nicht anders! Aber Du, habe Nachsicht und Geduld mit mir, sage mir's freundlich, was Du zu tadeln hast, werde nicht bös, wenn ich Dir nicht gleich Alles recht mache. Ich will es schon lernen und mir Mühe geben, daß Dir Dein Haus gefällt.“

Ihm rannen die Thränen über die Wangen, als sie so sprach. Und sie nahm die Thränen für ein Versprechen, sie mild zu behandeln, sah auf zu ihm, legte ihren Kopf an seine Brust und meinte, er schweige, weil er so gerührt sei, wie sie selbst. O ihr Täuschungen des Herzens, wie oft seid ihr es, was den Menschen glücklich macht!

Als er doch gar zu lange schwieg und gar zu finster in's Leere blickte, sie nicht an sich drückte und nicht küßte, da meinte sie, er sei unwohl, er habe zu viel gearbeitet, es sei ihm dabei etwas Unangenehmes begegnet. Und Robert sagte endlich selbst: es sei ihm unwohl, er fühle sich beklommen und angstvoll. Er hinderte sie, einen Thee zu bereiten, wie sie eifrig vorschlug, und sagte, er wolle noch einen Gang in's Freie machen. Sie suchte ihn zu halten, aber er machte sich los. Als er ging, sagte sie bekümmert und doch lächelnd:

„Morgen mußt Du gesund sein!"

Er wiederholte düster: „Ja, morgen!", küßte sie mechanisch und ging.

Sie sah ihm verwundert und den Kopf schüttelnd nach, aber sie tröstete sich schnell in ihrer Hoffnung, es werde nichts zu bedeuten haben, und in der Aussicht auf das Morgen.

Robert verließ das Haus in tiefen Gedanken. „Nein, Franziska," sprach er bei sich, „Du sollst nicht wissen, daß ich Dich betrogen habe, Du sollst an mich glauben. Wie war es möglich, so viel Liebe zu täuschen! Wie vermochte ich es über mich! Was war nun mein Entschluß? Hat mich alle Mannheit verlassen, daß ich der Liebe eines Weibes nicht widerstehn konnte? O, wie hätte ich ihr jetzt die Wahrheit sagen dürfen in ihrem Glück, in ihrer Hoffnung! um all dies Glück zu zertrümmern und zu zerreißen! Dazu gehörte ein steinernes Herz und die Faust eines Banditen. Nun, da wir

uns trennen müssen, weiß ich nur einen Weg und ich will ihn gehen."

Er fand zu Hause einen Brief vor mit dem Siegel des Criminalgerichts. Braun schrieb darin:

„Er fühle sich gedrängt, sein Bedauern über das auszusprechen, was er gegen Hansen im Gefängniß geäußert habe. Es sei schwer und werde ihm noch schwer, zu glauben, daß Eigennutz und Eitelkeit keinen Theil an einer Stellung und Richtung haben sollten, die jeder Vernünftige verdammen müsse. Aber man könne doch über keines Andern Beweggründe urtheilen und er sehe ein, daß er gefehlt habe. Dagegen beharre er dabei, Hansens Verhalten auf's Entschiedenste zu mißbilligen, möge es auch nicht aus unlauteren Motiven entspringen, und begreife nicht, wie ein Mensch von Einsicht an solcher Politik festhalte, und unmöglich sei es ihm, mit Jemandem, der so schnurstracks anders denke und gesonnen sei, freundschaftlich zu verkehren; in jedem Augenblick würde der Gegensatz hervortreten, ein Gegensatz der tiefsten Ueberzeugungen und stärksten Interessen, für den es keine Vermittelung gebe, der beständige Erbitterung hervorrufe. Wer einen so verschiedenen Weg gehe, der entferne sich immer weiter, je länger er gehe; der möge nicht die Grüße zu hören suchen, welche doch nicht mehr zu ihm dringen könnten. Freundschaft sei zwischen ihnen unmöglich."

Hansen legte den Brief erschüttert hin. War er der Ueberzeugung gefolgt, frug er sich, oder dem Eigennutz

und der Eitelkeit? Er gab sich zur Antwort, daß unlautere Motive nicht weniger als lautere sein Thun bestimmt hätten, daß er Brauns Verachtung verdiene, obgleich dieser den Ausdruck derselben bedaure, daß die Freundschaft für ihn ebenso unmöglich sei als die Liebe. Hastig ergriff er nun die Feder, um an den Minister zu schreiben.

Er theilte ihm die Wahrheit ohne Hehl mit:

Er fühle sich in seiner Laufbahn unglücklich und könne für die Grundsätze nicht länger wirken, denen er sich verkauft habe; die freie Persönlichkeit, das fühle er jetzt, sei mehr werth als alle scheinbaren Vortheile der Stellung und Einnahme. Er sei von allen Freunden verlassen und gemieden, Franziska's Liebe könne ihn nicht für Alles entschädigen, was er entbehre. Eine Zeit lang habe er die Tochter des Ministers, eben so wie dieser ihn, als ein Werkzeug betrachtet, aber doch nur kurze Zeit, dann habe er wirkliche Zuneigung zu ihr empfunden, ja sie zu lieben geglaubt. Allein jetzt, wo er sich des Zwiespalts seiner politischen Gesinnung mit der Richtung der Regierung bewußt geworden sei, wo er den Zwiespalt in sich selbst bis zur Unerträglichkeit und eigenen Verachtung fühle; jetzt sehe er auch ein, daß er sich getäuscht habe, als er geglaubt, Franziska zu lieben, oder daß die Liebe zu ihr durch die Widerwärtigkeit und Schmach, die er erlebt, erkaltet sei. Franziska würde ihm eine Erinnerung und ein Band an ein unseliges Treiben, an Abhängigkeit und Entwürdigung

sein. Er müsse sich ihrer überdies in der Zerwürfniß und Verfallenheit seines Innern für unwerth achten. Nun peinige ihn gerade die wahrhafte und tiefe Liebe Franziska's zu ihm, die er nicht erwidern und vergelten könne, auf das Grausamste. Er habe sich von ihr lossagen und ihr die Wahrheit bekennen wollen, sei aber zu schwach gewesen, diese Absicht auszuführen. Er selbst sei verloren durch sein falsches Leben, Franziska könne er nur retten durch seinen Tod. Er werde sich in den Teich in den öffentlichen Anlagen stürzen und Alles so einrichten, daß man glauben könne, er sei durch Zufall verunglückt; da er sich am Abend für unwohl ausgegeben und davon gesprochen habe, daß er noch einen Gang in's Freie machen wolle, so werde leicht geglaubt werden, daß ihn ein Schwindel erfaßt habe. So bleibe die Ehre des Ministers und seiner Tochter gesichert! So werde dieser möglich, mit einem Andern ein Glück zu erlangen, das er ihr nicht bereiten könne! Ihm selbst sei es kein Opfer, denn er sterbe gern, ja er jauchze auf, sein Leben, das der Zwang verödet, durch eine freie That zu beschließen.

Kurze Zeit noch starrte Hansen auf das Geschriebene hin und von da hinweg auf die mit Büchern besetzten Wände; aber er nahm nicht Abschied von seiner kleinen Welt, er liebte sie ja nicht, es war nur ein dumpfes, leeres Hinbrüten, eine Mattigkeit nach so vielen Aufregungen. Dann sprang er auf, entschlossen, seinen furchtbaren Vorsatz auszuführen, und schritt eilig, kaum

den Mantel umwerfend, hinaus und durch die dunkle, wolkenschwere Nacht, die zu seiner Stimmung trefflich paßte; am Teich angekommen betrachtete er einen Augenblick das schwarze, glänzende Wasser, dann ein Sprung, und es war über ihn entschieden!

An dem Punkte, wo er verschwand, bildeten sich kleine Wellen zu immer weiteren Kreisen, Klangwellen, um anzudeuten, wie der Schmerz der Menschen um einen Todten leise verklingt; dann schloß sich die kühle Masse still zusammen, als wäre Nichts geschehn, wie das Leben schnell den Platz ausfüllt, wo ein Mensch gestanden hat.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Zwei Liebende.

Am andern Morgen saß Franziska bei ihrem Vater; es sollte für sie der letzte Morgen im väterlichen Hause sein; halb frohe Braut, halb wehmüthige Tochter, schmiegte sie sich an ihn an und legte ihren Kopf an seine Brust, bewegt und still hielt er sie in seinen Armen und horchte trüb lächelnd auf die Trostgründe, die sie dem Vereinsamten spendete. Der Bediente trat hinzu und überbrachte die Briefe, die ihm der Postbote übergeben hatte. Feldheim öffnete sie gleichgültig, da fiel ihm die Handschrift eines Briefes auf, er verbarg ihn schnell, fast unwillkürlich, vor Franziska und hieß sie, einen Augenblick von ihm zu gehen, damit er eilige Verfügungen treffen könne; es hatte sich in ihm der Gedanke geregt, daß der Brief Unangenehmes enthalten könne, aber nun, da ihn Franziska verlassen, nahm er ihn wieder mit gutem Vertrauen zur Hand, weil er meinte, Hansen wolle ihm noch vor der Hochzeit den Dank, den er in Worten

nicht auszusprechen vermöge, schriftlich darbringen. Wie ganz anders lautete der Inhalt! Wie furchtbar erschütternd für den freudig gestimmten Mann! Er erbleichte und taumelte zusammenschaudernd und sank zurück, er fühlte eine Schuld und seine Tochter, sein einziges Glück, sollte ihr zum Opfer werden! Aber seine Thatkraft trieb ihn empor, war es nicht möglich, daß Hansen das Furchtbare nicht ausgeführt hatte, daß er zu retten war? Er wollte ihn zwingen, sein Wort zu halten, wollte ihm eine unabhängige Stellung anbieten! Er klingelte dem Bedienten zum Ankleiden, aber im selben Moment stürzte dieser schon herein und stotterte hastig hervor, Hansen sei ertrunken gefunden worden. Das war zu viel, auch für den starken Geist des Ministers. Er brach zusammen. Doch sein Wille konnte nicht so schnell erliegen, sogleich raffte er sich wieder auf, was sollte denn aus seiner Tochter werden, wenn sie das Geschehene unvorbereitet erfuhr? Und doch, wie sollte er sie vorbereiten, sie, die fast in derselben Stunde den Bräutigam erwartete? Nur das war ihm sogleich klar, daß sie wenigstens die Ursache von Hansens Tod, seine Selbstentleibung und ihre Motive, in diesem Augenblicke nicht erfahren durfte. Rasch entschlossen schickte er den Bedienten weg, zündete Hansens Brief an und warf ihn in den Ofen. Aber was nun weiter? Es lag ihm die furchtbare Last ob, seine Tochter zu benachrichtigen, bevor sie ihr Schicksal durch Andere erfuhr, sein Herz brach dabei und

bittere Thränen rollten über seine Wangen. Allein, er säumte zu lange.

Franziska war in ihrem Zimmer beschäftigt, sich zur Trauung anzukleiden, sie hatte den Brautanzug angelegt und freute sich mit ihrem Kammermädchen über ihr Abbild im Spiegel, die Zofe befestigte den Schmuck an ihrer Brust, den Hansen geschenkt hatte, als von den Vorplätzen verworrene und bestürzte Stimmen des Gesindes und fremder Personen hereintönten; ihre Fragen über die Veranlassung wagte Niemand zu beantworten, war sie doch der Liebling des Hauses, nur Bedauern und Schreck las sie auf den Gesichtern; in der Ahnung eines Furchtbaren flog sie zum Vater, dem Beschützer ihrer Jugend, und traf ihn zerrüttet und in Thränen, wie sie ihn nie gesehn hatte. Mit dem Schrei: „Was ist mit Hansen?" warf sie sich an seine Brust. Er, außer sich gebracht durch den entsetzlichen Contrast der festlich gekleideten Braut vor seinen Augen und des schauderhaft gestorbenen Bräutigams vor seiner Seele, verbarg das Gesicht, laut aufschreiend, in seine Hände und preßte mühsam hervor:

„Todt, Todt!"

Sie schmiegte sich krampfhaft an ihn und rief:

„Nein, Vater, nein, das ist unmöglich!"

Er schüttelte nur still den Kopf.

„Wo ist Hansen, was ist ihm geschehen? Hat man ihn ermordet?"

Feldheim drückte sie fest an sich, um ihr nicht in die Augen sehen zu müssen, und sagte:

„Er ist verunglückt, man hat ihn in einem Teich gefunden!“

„Was! Wirklich?“ schrie sie auf. „Dann habe ich seinen Tod verschuldet, er war gestern so sonderbar, er war krank und ich ließ ihn fortgehn! Ich hätte ihn zurückhalten sollen! Aber wo ist er? ich muß ihn sehn, wo er auch sei.“

Ehe er sie zurückhalten konnte, stürzte sie hinaus, über die Vorplätze, die Treppe hinab, auf die Straße, nach Hansens Wohnung zu, der entsetzte Vater eilte, kaum angekleidet, hinter ihr her; sie frug die Menschen, die ihr begegneten und beim Anblick der geschmückten Braut verwundert stehen blieben, nach Hansen und erfuhr endlich, daß er eben gebracht werde. Sie lief dem Zug entgegen, zwei Männer trugen auf einer Bahre Hansens Körper, Theilnehmende und Gaffer umgaben dieselbe, Franziska machte sich Bahn, riß das Tuch hinweg, das den Leichnam bedeckte, und stürzte bei seinem Anblick zu Boden. Und dabei stand der Minister, athemlos, in der entsetzlichsten Stimmung, gebrochen wie sie vor Schmerz. Aber das Leid der Tochter, der Anblick der offenen Straße, der Umstehenden, der gefüllten Fenster, halfen ihm zur Fassung, er ließ durch seine inzwischen herbeigekommenen Leute einen Wagen holen, hob mit ihnen die bewußtlose Tochter hinein und fuhr mit ihr zurück, nachdem er

wegen Fortschaffung und Unterbringung der Leiche Anordnungen getroffen hatte.

Zu Hause angelangt, erwachte Franziska nur zu einer dumpfen Betäubung; der verzweifelte Vater gab ihr die zärtlichsten Namen, sie hörte nicht; er weinte, ihre Augen blieben trocken. So saßen sie zusammen, als — Thekla von Harras hereinstürzte; ihre elegante Kleidung in Unordnung, ihr reiches Haar in Verwirrung, mit dem vollsten Ausdruck des höchsten Entsetzens. Mit dem Ruf: „Arme, arme Franziska!" warf sie sich zu ihren Füßen; Franziska starrte sie wie eine Unbekannte an; voll Schauder wandte sich Thekla zum Vater, sie las in seinen Mienen nicht bloß den Schmerz, sondern auch das Schreckliche, was er in sich barg, und in völliger Auflösung umklammerte sie seine Kniee und schluchzte mit zitternder Stimme: „Verzeihung, Verzeihung!"

Er, im Kummer verloren, fand nicht gleich den Schlüssel für Thekla's Benehmen.

„Was soll ich Ihnen verzeihen? Ich kann Ihnen nur danken für so viel Theilnahme, die ich kaum bei Ihnen vermuthet hätte!"

„O diese Theilnahme," sagte Thekla, den Kopf schüttelnd, „keinen Dank dafür, keinen Dank! Ich bin eine Mitschuldige!"

Beim Minister dämmerte keine Ahnung der Wahrheit. Er scheute zurück und hielt die Hände abweisend gegen Thekla vor. Sie wiederholte auf den Knieen:

„Verzeihung, Verzeihung!“

So viel Zerknirschung führte den Minister auf die wahre Quelle, die Liebe. Und — sagte er sich — welche Schuld ihr auch beizumessen wäre, so groß kann sie nicht sein! Er sprach zu ihr:

„Sie sind eine Mitleidende, aber keine Mitschuldige —, was Sie etwa verschuldet haben, ich verzeihe Ihnen. Es gibt viele Schuldige und ich gehöre mit unter sie.“

Er reichte ihr die Hand und zog sie empor; sie legte schluchzend die Arme um seine Schultern und weinte an seiner Brust. Franziska starrte immer noch wie bewußtlos vor sich hin, bisweilen krampfhaft zusammenzuckend oder in die leere Luft greifend. Thekla stürzte wieder nach ihr hin, aber der Jammer schauderte sie zu furchtbar, als daß sie den Anblick länger hätte ertragen können. Sie schwankte zerrüttet, die Begleitung abwehrend und ihr Gesicht abwendend und im Taschentuch verbergend, zur Thüre hinaus.

Der Minister war wieder allein mit seiner unglücklichen Tochter.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Eine Ehestandsscene.

Am Abend des Tages stand Thekla von Harras in ihrer Schlafstube, tief blaß, aber in fester Haltung, und ließ sich von der Zofe auskleiden. Sie rührte dabei keine Hand, sie sprach kein Wort, ihre Gedanken waren fern beschäftigt, zuweilen fuhr es wie ein Schauder durch ihren Körper. Wie nicht anders möglich, war ihre Ehe eine unglückselige. Von Tag zu Tag unverhüllter und greller trat die Rohheit des Kammerherrn hervor. Was war gegen sie der stürmische beleidigende Ausbruch der Zärtlichkeit Hansens gewesen! Aus einer Ahnung ihres Herzenszustandes hatte der Kammerherr sich eifrigst bemüht, ihre Erbitterung gegen Robert zu nähren und zu steigern, und es war ihm Anfangs gelungen. Aber je mehr sich seine Gemeinheit offenbarte, je mehr sie die Entbehrung wahrer Liebe fühlte und die Leere ihres Lebens erkannte, um so nachdrücklicher wandten sich ihre Gedanken zu dem zurück, dem ihr Herz gehört hatte, und um so mehr verletzte sie Alles, was Harras

gegen diesen ersann und ausspann. Bitterlich erneuerten sich ihre Vorwürfe, Robert von sich abgeschreckt und nichts beigetragen zu haben, was zur Annäherung führen konnte. Jetzt, nach Hansens Tod, brach die alte Liebe in voller Gewalt wieder hervor — nun erst war ihr Verlust gewiß, nun nichts mehr gut zu machen! — Das Schicksal Hansens, der Braut schwebte ihr entsetzlich vor den Augen, und sie sah mit den Augen der Liebe und der Klugheit zugleich. Sie errieth, sie wußte Alles, als wäre es mit ihr selbst geschehen, wie Hansen sich durch seine Stellung vereinsamt gefühlt und durch dieses Gefühl und Franziska's innige und zarte Neigung, ohne wahrhaft zu lieben, in deren Arme gedrängt worden war, wie ihm allmählig die Fesseln, die er getragen, unerträglich geworden waren; sie klagte sich jetzt an, durch ihr Verhalten gegen ihn nicht nur sein, sondern auch Franziska's Unglück verschuldet zu haben, sie warf sich jetzt jede Härte, die sie gegen ihn gezeigt hatte, als eine Ursache seines Unglücks vor.

So stand sie dumpf sinnend, bis die Zofe hinausging; sie hatte kaum die Kraft, so lange zu stehen; dann brach sie zusammen; aus der Betäubung erwachte sie unter Seufzern und Schluchzen, sie kniete nieder, faltete und rang die Hände und hob sie betend empor und rief laut:

„Mein Gott! Mein Gott! Wie furchtbar triffst Du mich! Wie furchtbar strafst Du mich, daß ich ein heiliges Band anknüpfte, ohne zu lieben!“

Und wieder bedeckte sie ihr Gesicht mit den Händen, schauderte zusammen und sagte leise:

„Was ist aus mir geworden! Entsetzlich!“

Wie unwillkürlich murmelte sie leise vor sich hin:

„Das ist der Fluch der bösen That, daß sie fortzeugend Böses muß gebären!“

Und wieder betete sie:

„Mein Gott, Du hast mir furchtbares Elend geschickt! Durch mein eignes Thun! Ich habe mir's selbst bereitet! Gnade! Gnade!“

Und so blieb sie auf dem Boden liegen und ließ die Thränen rinnen. Da hörte sie schwere Schritte; sie raffte sich empor, indem sie Worte des äußersten Abscheus hervorstieß, und legte sich hastig zu Bett.

Der Kammerherr trat mit einer Lampe herein, taumelte von einer Ecke zur andern und sagte:

„Madame ist schon zu Bett?“

Da Thekla nicht antwortete, schrie er laut:

„Schlafen Sie, Madame?“

Thekla sagte bittend:

„Lassen Sie mir Ruhe, Harras!“

„Infame Wirthschaft!“ schrie er weiter, „wo ist der Kellerschlüssel? Nichts im Stand! Das miserable Bedientenpack schläft, keine Aufsicht darüber! den Schlüssel!“

„Aber,“ bat Thekla wieder, „wollen Sie noch mehr trinken?“

„Ja, Madame, wenn Sie erlauben!“

„Und wenn ich's nicht erlaube?" sagte Thekla bestimmter.

„Dann werde ich mir die Freiheit nehmen, ohne Ihre Erlaubniß. Ich sehe überhaupt, daß ich Sie etwas strenger halten muß! Sie haben heute sich und mich schön blamirt! Eine grenzenlose Albernheit, zu Feldheims hinzustürzen! Die ganze Stadt spricht davon und lacht darüber."

Da richtete sie sich mit ihrer junonischen Gestalt hoch im Bette auf, ihre großen Augen funkelten, ihr Haar, eben von ihren Händen durchwühlt, umflatterte wirr die Schläfe, sie ballte die Fäuste, schleuderte sie nach Harras zu und rief:

„Bube!"

Der Kammerherr in seiner Trunkenheit schrack zusammen, lachte aber gleich hellauf: „Charmant, mein Täubchen!" und schwankte nach ihr hin, Thekla sprang aus dem Bett, stieß ihn mit der Hand zurück und rief:

„Ich hasse Sie, mich ekelt vor Ihnen! Unmensch! Unthier! An diesem Tage betrunken!"

„Und hundert Louisdor verspielt! Das ist noch viel unangenehmer!" sagte er mit kaltem Hohn, sich am Knie kratzend.

„An diesem Tage! Wo so Entsetzliches geschehn ist und mit Ihrer Hülfe!"

„Sehr Schade! Mit meiner Hülfe! Nicht auch mit Ihrer, Madame? Wissen Sie?"

„Ja, ich weiß es, fürchterlich genug!"

„Man sollte meinen, Sie wären in den jungen Mann verliebt gewesen! Sie nahmen ein merkwürdiges Interesse an ihm! Ihre Erbitterung war mir schon öfters verdächtig!“

„Ja, ich habe ihn geliebt, er war ein edler Mensch, wie Sie ein gemeiner sind!“

„Madame, menagiren Sie sich in Ihren Ausdrücken! Eine Frau, die einen Andern als ihren Mann liebt, ist — wissen Sie, was?“

„Und Sie haben ihn zu Grunde gerichtet, Sie haben seine Stellung untergraben, wo Sie konnten! Sie haben's beim Fürsten angestiftet, daß der Assessor Braun entlassen, daß Sommer abgesetzt wurde! Euer Eigennutz, Eure Wuth hat Alles dahin getrieben, eine vernünftige Regierung zu verhindern.“

„Er hat sogar vermöge unserer Mitwirkung den Bart abschneiden müssen! Erinnern Sie sich noch, Madame, was uns das für Spaß machte?“

„Sie haben auch den Assessor Braun in's Gefängniß gebracht! gewiß durch schlechte Mittel! Und nur, um damit der Regierung Verlegenheiten zu bereiten, alle ehrlichen Menschen zu verdächtigen und auch Hansen zu ruiniren!“

„Damit habe ich freilich Ihre Befehle überschritten, Madame!“

„Seine Braut ihm abwendig zu machen ist Ihnen nicht gelungen, aber wohl gelang's, ihn seiner Braut zu morden!“

„Haben Sie mir vielleicht noch Etwas zu sagen?“

„Ja, daß ich nicht mehr mit Ihnen leben will. Hinaus, hinaus für immer!“

Sie wies nach der Thüre. Er setzte sich, er hatte jetzt seine vollkommene Besinnung wieder erlangt.

„Sehr schön, Madame! Sehen so recht gut aus! Aber ich erlaube mir zu bleiben. Ich bin übrigens damit einverstanden, daß wir uns trennen. Es wird mir sehr angenehm sein! Aber vollständige Scheidung! Und ein Opfer müssen Sie dafür bringen! Von Ihrem Vermögen sind 5000 Thaler verbraucht, Sie entsagen allen Ansprüchen darauf.“

„Mit Freuden!“

„Gäben Sie vielleicht gar noch etwas heraus? Sie könnten, glaube ich, noch 10,000 Thaler auf Ihr Gut aufnehmen?“

„Ja, ja, nur zu Ende!“

„Sie verzichten auf Ihre Stellung beim Hofe und begeben sich sobald als möglich auf Ihren Landsitz.“

„Sogleich!“

„Von mir wünschen Sie wohl nichts als Gegengabe?“

„Ich würde es wegschleudern!“

„Desto besser! — Für Kinder brauchen wir nicht zu sorgen.“

„Ich danke Gott dafür, daß wir keine haben!“

„Sie werden Alles dies unterschreiben, damit ich ein Gesuch um Scheidung aus landesherrlicher Macht voll=

kommenheit überreichen kann. Wir werden darin sehr zart bloß von einer Disharmonie, einer Verschiedenheit der Charaktere und dergleichen Kleinigkeiten sprechen. Des guten Tons wegen! Ich zweifle nicht, daß es gewährt wird. Ist noch ein Punkt vergessen? Ich glaube nicht. Adieu denn, meine Gemahlin! Es wird mir sehr erwünscht sein, Ihnen nie im Leben wieder zu begegnen!"

Damit warf er ihr eine Kußhand zu und entfernte sich. In der Thüre kehrte er sich noch einmal um.

„Wollen Sie mir nicht sagen, wo der Kellerschlüssel ist? Ich hätte doch diesen Tag gern gefeiert! — Sie wollen nicht? Nun, versparen wir's denn! — Adieu noch einmal!"

Jetzt ging er.

Thekla, die sich bis dahin an das Bett gelehnt hatte, sank auf dasselbe erschöpft zurück. Geraume Zeit war sie keines Gedankens fähig und lag in dumpfem Brüten. Als sie aus der Erstarrung erwachte, sagte sie laut:

„Das war fürchterlich! Aber Gott Lob und Dank! Nun ist's vorüber. Mag die Welt denken, was sie will."

Sie fühlte sich frei und leicht und konnte weinen. Sie stand schon lange allein, sich selbst überlassen, die Stärke ihrer Seele hatte sie gehalten. Heute empfand sie die Einsamkeit mit tiefer Beklemmung. Sich mittheilen, die Schuld bekennen, sich ausweinen an einer liebenden Brust, das wäre ihr Süßigkeit und Labsal

gewesen. Sie seufzte mehrmals: „Hansen! Hansen!“ als könnte sie nur bei ihm Trost suchen. Aber von dem Todten, der keine Antwort geben konnte, wendete sie sich bald zu dem ewig Lebendigen, und mit den Thränen der Reue, den Gebeten der Demuth kam ihr die Ruhe. Nicht eine träge Ruhe! Sie feierte eine jener Stunden, die für das Leben entscheiden; ihre arbeitende Seele, ihre unermüdliche Kraft bedurfte einer Buße durch Thaten, und sie fand eine schöne Sühne heraus. Mochte Franziska irrsinnig bleiben oder nicht, sie bedurfte einer mütterlichen, aufopfernden Liebe, solche Liebe wollte Thekla ihr zuwenden und damit zugleich all den Jammer mitleiden, den sie mitgestiftet zu haben meinte.

Früh am andern Morgen war sie, tief in Trauer gekleidet, beim Minister und bat ihn, ganz bei seiner Tochter bleiben und sie pflegen zu dürfen. Er frug erstaunt, was sie dazu treibe, ob der Kammerherr einverstanden sei?

Sie sagte ihm, daß die Scheidung stattfinden sollte und daß sie die Pflicht fühle, für Franziska als Mutter zu sorgen, und flehte, er möge ihr gestatten, über alles Andere zu schweigen.

Er nahm ihr Erbieten an und wollte sie zu Franziska führen. Aber sie erbat sich noch eine kurze Frist. Sie fuhr nach Hansens Wohnung, wo dessen Leiche lag. Dort erlangte sie ohne Mühe, daß man sie allein ließ. Sie schauderte beim Anblick des Todten und sank

in neu erwachendem unbändigem Schmerz zusammen, dann sich ermannend betete sie lange, sie hatte dabei keinen bestimmten Gedanken, sie sprach bei sich kein Gelübde, es war nur eine inbrünstige Erhebung zu Gott von der niederschmetternden Betrachtung der entstellten Züge des Todten. Dieser war noch ohne den Schmuck, den sonst die Liebe spendet, nur im weißen Todtenhemde; Thekla hatte eine Guirlande von Rosen und Immortellen unt ein Körbchen voll Rosen, Astern, Myrthen- und Cypressenzweigen mit sich gebracht, sie streute die Blumen über die Leiche und bekränzte sie mit der Guirlande, und als nun der Todte so viel freundlicher aussah, beugte sie sich nieder und drückte einen Kuß auf den kalten Mund, indem sie dabei vor sich hinflüsterte: „Das kann die Braut nicht kränken!“ Und damit nahm sie Abschied für immer. Als sie hinausgegangen war und der Wärter die Blumen erblickte, wunderte er sich noch mehr, als da die Frau beim Todten Zutritt verlangt hatte. Allen, die noch kamen, erzählte er, was geschehen war, und Niemand wußte sich zu erklären, daß die kalte, stolze Frau hier solch außerordentliches Interesse bewiesen hatte. Die Klügsten geriethen endlich auf die Vermuthung, sie habe entweder im Auftrag des Ministers oder in dem des Hofes gehandelt, der damit, obschon nur im Stillen, ohne sich dazu zu bekennen, dem Minister nicht sowohl eine Ehre zu erweisen als vielmehr eine Freude zu bereiten gesucht habe.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Eine arme Braut.

Inzwischen bewegte sich die Nachricht von Hansens Tod wie ein Lauffeuer durch die Stadt und rief die verschiedensten Urtheile und Vermuthungen hervor; die Einen glaubten an einen natürlichen Tod, die Andern waren versucht, an Mord durch die Hand von Feinden zu glauben; Viele, denen er durch sein politisches Verhalten verhaßt geworden, Viele, bei denen sein Emporkommen und Einfluß Mißgunst erweckt hatte, erblickten in seinem Ende unmittelbar vor Erreichung eines hohen Ziels die Nemesis des Schicksals; fast Niemand muthmaßte einen freiwilligen Tod; wer konnte auch glauben, daß der scheinbar vom Glück verfolgte Mann Hand an sich selbst gelegt haben sollte? und das in eben dem Moment, wo ihm die Vereinigung mit einem schönen, lieblichen Mädchen bevorstand? Nur Einer wußte um das Geheimniß und e r hatte beschlossen, daß es mit ihm sterben sollte, nur zwei Personen, Thekla von Harras und Karl Braun, ahnten einen Selbstmord, denn

sie kannten die Stürme, die in Hansens Brust getobt hatten; aber auch sie verschwiegen diese Gedanken.

Die feierliche Beerdigung erfolgte ohne Anstand, der Minister eröffnete den Trauerzug in der ernsten Haltung eines gebeugten Vaters, so daß auch das geübteste Auge sein wahres Gefühl nicht zu errathen vermochte; viele Beamte schritten mit trauriger Miene dahin, als beweinten sie einen vertrauten Freund und flüsterten sich doch böse Reden zu oder sprachen gleichgültig davon, wer Hansen ersetzen werde; außer dem Zuge, fern vom geöffneten Grabe, lehnte in einer Mauernische, als gehörte sie nicht zu den Leidtragenden, eine verschleierte Frau, den Verlust dessen beweinend, der ihr schon längst verloren war.

Franziska lag viele Wochen schlaflos, von schrecklichen Phantasien verfolgt, darnieder; bald glaubte sie Hansen von Feinden umringt zu sehn, die ihn nach einem düster glänzenden Strome drängten, bald sah sie ihn achtlos an einem Abgrund dahinschreiten, bei jedem Schritt in Gefahr, in der Tiefe zu zerschellen, doch zu weit entfernt, um ihren Zuruf zu hören, — dann suchte sie aufzuspringen, um hinzueilen, und fiel ohnmächtig in die Kissen zurück, — bald auch glaubte sie sich in seinen Armen, sprach zu ihm mit den zärtlichsten Worten und bat angstvoll, daß er sie nicht verlasse. Der Minister und Thekla wichen fast keinen Augenblick von ihrem Bette, wie schrecklich es auch für Beide war, Franziska's Traumleben sehen und hören zu müssen.

Wie entsetzlich für den Freiherrn, wenn er seinen Arm um sie legte, sie im Bett emporhob und küßte und sie dann ihn statt Hansens mit Liebkosungen bedeckte, sich an ihn schmiegte und seinen Mund suchte und ihm zuflüsterte, was für den Geliebten bestimmt war! Wie qualvoll für Thekla, den Kampf und Jammer ihres eigenen Herzens durch den Anblick vor sich immer zu erneuern!

Nach einigen Wochen schien sich die Krankheit zu legen, das Fieber ließ nach, aber die Phantasieen blieben zurück, Franziska war irrsinnig geworden. Sie erwartete fortwährend ihren Geliebten, sie kleidete sich wie zur Hochzeit und schmückte sich, als käme er, sie sprach nur davon, wie sie ihm gefallen werde; ihr beständiger Platz war am Fenster, von wo sie die Straße übersah und beobachtete, auf der Robert hätte kommen müssen; sobald aber ein männlicher Schritt auf den Vorplätzen des Hauses erklang — und sie hörte bis in die abgelegensten Winkel — so ging sie dem Kommenden entgegen zur Thüre hinaus, um traurig auf ihren Sitz zurückzukehren.

Das war für den Minister eine entsetzliche Zeit. Wie furchtbar für den Vater, ein solches Schicksal der Tochter vor sich zu sehen! Wie viel furchtbarer, sich selbst als eine Ursache anzuklagen! Dem Kummer und den inneren Vorwürfen suchte er zu entgehen, indem er sich mit verdoppeltem Eifer seinen Geschäften zuwendete.

Aber der Eifer genügte nicht, ihn daran zu fesseln, seine Kraft war gelähmt, die Lust an der Arbeit ihm genommen; für den oft nöthigen Widerstand gegen den Fürsten, für den Streit mit den Landtagen fehlte ihm die Heiterkeit des Gemüthes, die innere Zuversicht, die Freude am Erfolg; oft regte sich Verdruß und selbst Ekel an seinem Berufe, der ihn nöthigte, sich gegen Andere Zwang anzuthun und seine freie und wahre Meinung anderen Meinungen unterzuordnen, ja diese als die seinigen zu vertreten. Er war durch und durch Hofmann und Staatsmann, aber auch in ihm verlangte die freie Persönlichkeit ihr Recht, sein gepreßtes Herz suchte sich Luft zu verschaffen, es kam ihm jetzt oft der Gedanke, wie schön es sein müsse, frei nur nach eigenem Gefallen, eigenen Plänen zu leben, und er konnte Hansen preisen, weil er ein Leben des Zwanges freiwillig zu opfern vermochte. Und gerade jetzt, — so schien es nicht blos dem Gereizten, so war es wirklich, — häuften sich die Verdrießlichkeiten seines Amtes; der gebrochene Mann konnte den Gegnern aller Parteien nicht mehr die alte Kraft entgegensetzen, sie wuchsen über ihn empor und glaubten alle, über ihn triumphiren zu können. Zu solchem Kummer kamen endlich noch traurige Nachrichten von seinem Sohne.

Dessen Braut hatte nach der Verlobung fortwährend gekränkelt, man schob es auf die Erwartung und Spannung des Brautstandes und beschleunigte die Hochzeit. Alfred nahm seinen Abschied, um sich der Bewirth-

schaftung des väterlichen Gutes zu widmen. Aber Luise wurde nicht froher und nicht gesünder, an ihrer Seele nagte ein Schmerz, den alle Zärtlichkeit und Sorgfalt des jungen Gatten nicht zu beschwichtigen vermochte. Ihre Schwäche steigerte sich zur Krankheit, als sie sich Mutter fühlte; sie klagte sich, wie Hansen richtig vermuthet hatte, im Stillen der Untreue gegen Braun an; es war vielleicht ein Vorwurf, der weniger aus sittlichen Motiven, als aus der alten Zuneigung entsprang, denn die charaktervolle Persönlichkeit Brauns hatte einen Eindruck hinterlassen, der jetzt, wo die Zwistigkeiten der unmittelbaren Berührung nicht mehr hinderten, mächtig hervortrat; sie vermochte namentlich ihre Unruhe nicht zu beschwichtigen, als sie von seiner Verhaftung hörte.

Hansens Tod und Franziska's Elend kamen erschütternd hinzu. Alfred litt nicht bloß *mit* ihr, sondern auch *durch* sie, denn je mehr in Luisen die erste Liebe wieder erwachte, desto weniger Freundlichkeit bewies sie gegen den Mann und mit ihrer krankhaften Reizbarkeit wuchs diese Unfreundlichkeit gegen ihn. Endlich sah er sich durch die zunehmende Schwäche der Gattin genöthigt, seine Schwiegermutter herbeizurufen. Aber Luise bezeigte gegen sie statt Freude geradezu Widerwillen, überhäufte sie als die Ursache ihrer Trennung von Braun mit den bittersten Vorwürfen, und litt sie nicht in ihrer Nähe. Die neue Aufregung steigerte die Krankheit, sodaß eine zu frühe Niederkunft erfolgte; das Kind, eine Tochter, wurde mühsam aufge-

zogen, die Mutter mit ihrem geschwächten Körper vermochte ein Kindbettfieber nicht zu überstehen. In den letzten schweren Stunden erleichterte sie gegen Alfred ihr Herz. Der Gedanke an ihren ersten Bräutigam und die Reue über ihr Betragen gegen ihn habe an ihr genagt und ihr keine Ruhe gelassen und nicht vergönnt, in der Ehe glücklich zu sein und zu machen; erst nach ihrer Trennung von Braun habe sie seinen Werth begriffen und erst nach ihrer Verlobung mit Alfred empfunden, wie fest sie noch an Braun gekettet sei, sie habe nicht vermocht, den Zwiespalt in sich zu bekämpfen. Er möge ihr verzeihen, daß sie sein Schicksal mit dem ihrigen verknüpft und ihn ihre Schuld mit zu tragen genöthigt habe. Er möge, um ihr selbst die Beruhigung zu geben, daß er durch sie nicht auf immer unglücklich geworden sei, zugleich aber um ihres Kindes willen so schnell als möglich wieder heirathen, ein wahrhaft liebendes Weib werde ihm nicht fehlen!

Alfred, schon durch Hansens Tod, seiner Schwester und seines Vaters Leid tief gebeugt, war nicht bloß um ein Weib ärmer, sondern noch außerdem um eine traurige, niederbeugende Erfahrung reicher geworden und vermochte sich nicht so bald über den Kummer zu erheben.

Als aber den Minister auch diese Botschaft erreichte, legte er seine Stelle nieder. Er hatte nichts gewirkt, nichts erreicht, nichts erlangt als unsägliches Leid. Niemand hatte Dank für ihn.

Ehe das jedoch geschah, war seine Tochter mit

Thekla nach dem Ausspruch der Scheidung derselben auf ein Gut abgereist, welches Thekla in der Nähe von D. besaß. Veränderte Umgebung schien die letzte Hoffnung. Die Pflegerin hielt treu aus, es war ihr kein Dienst zu gering, keiner zu groß, sie kannte kein Grauen mehr, sie verlangte nichts für sich, sie war vollkommen eine Mutter! Ihr ganzes Thun war ein freundliches Werk der Liebe, ihr ganzes Wesen, früher mehr blendend, war jetzt von Schönheit durchleuchtet.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Ein Tendenzprozeß.

In Folge seiner Verwundung war der Landrath Engel schwer erkrankt, seine Frau, ein Opfer des Schreckens, gebar zu früh. Beide genasen erst nach langem Siechthum, die Gefahr der Verletzung Engels mußte auch bei der Bestrafung des an ihm als dem Vertreter der Obrigkeit verübten Verbrechens in Betracht kommen; es handelte sich sogar um Mordversuch!

Der Prozeß gegen Braun und die anderen dieses Aufruhrs in O. und des Mordversuchs Bezichtigten nahm seinen Fortgang. Der arme Teufel, dem der „Student" die Falle gestellt hatte, ein Tagelöhner, Namens Hornung, schien seinem Schicksal nicht entrinnen zu können; die Aussagen der Zeugen über Brauns Theilnahme lauteten verschieden; Einige behaupteten, er habe für den Aufruhr gesprochen, Andere das Gegentheil, Einige, er habe mitten unter den Aufrührerischen gestanden, Andere, er habe sich bemüht, sie aus einander zu bringen. Einer versicherte, er habe

Braun mit Hornung sprechen hören; dieser Eine war freilich ein sehr verdächtiger Zeuge — der „Student" nämlich, der mit seinem saubern Genossen wegen schwerer Diebstähle verfolgt und eingezogen worden war, sich, durch sein böses Gewissen verleitet, auch der Theilnahme am Aufruhr verdächtig glaubte und dem Verdacht nach der alten Regel der Bösewichter durch Bezichtigung eines Andern zuvorzukommen suchte. Die Angeschuldigten wurden endlich vor das Schwurgericht gestellt.

Der Sitzungssaal war gedrängt voll; der Gegenstand überhaupt, vor Allem die Anklage gegen Braun erweckte das allgemeinste Interesse, unter den Zuhörern befand sich regelmäßig auch der Kaufmann Markus. Die Geschwornen, die Richter waren auf den Ausgang gespannt und lautlose Stille herrschte im Saale. Die Angeklagten zeigten meistens keine hervorstechenden Eigenschaften, Hornung war kläglich aufgelöst, Braun gebeugt, aber sicher.

Die Angeschuldigten hatten sich der Reihe nach erklärt; darauf folgte das Verhör der Zeugen. Es ergab sich, daß diejenigen, die früher bestimmt aussagten, Braun habe für den Aufruhr gepredigt, bloß aus seinen Geberden geschlossen, dagegen Andere, die ihm näher gewesen, seine Abmahnung deutlich verstanden hatten; es blieb aber noch die Möglichkeit, auf welche der Staatsanwalt hindeutete, daß Braun unter dem Anschein, dagegen zu sprechen, nur aufgereizt hätte. Denn während er selbst zugab, daß er sich in das Getümmel

gemischt, fand sich kein Zeuge dafür, daß er, wie er behauptete, die Menschen auseinander zu reißen gesucht habe. Wer das ausgesagt hätte, wäre ja selbst compromittirt worden! Er mußte sogar, als der „Student" sein Zeugniß erstattete, wonach Braun in der Nähe des Amthauses mit Hornung gesprochen haben sollte, dies als richtig anerkennen, wiewohl mit dem Bemerken, daß Hornung überhaupt, so viel er sich erinnere, nicht mit thätig gewesen sei, sondern nur aus der Ferne zugeschaut habe.

So stand es also schlecht um ihn, denn Engels bestimmte Versicherung, Braun könne sich nach seinen dem Landrath bekannten Ansichten und Gesinnungen nicht am Aufruhr, geschweige an einem Mordversuch betheiligt haben, sei auch nur deßhalb von ihm fortgeeilt, um zu beschwichtigen, er stehe für Brauns Unschuld wie für seine eigene, — diese Versicherung machte zwar Eindruck, konnte sie aber gegenüber dem bestimmt Ermittelten in Betracht kommen?

Da der „Student" den Vorgang mitangesehen haben wollte, schien es dem Präsidenten nöthig, ihn noch zu fragen, ob er gesehen habe, wie der Schlag auf Engel geführt worden sei. Der „Student" antwortete darauf, er habe nur über die Menge hin einen Arm mit einer Hacke ausholen und den Schlagenden sich niederbücken sehen, und suchte diese Bewegung nachzumachen. Bei Braun stieg, als er dies vor sich sah, plötzlich eine Ahnung auf: das war nicht bloß Nachahmung,

sondern Wiederholung, ganz so wurde der Schlag geführt, ganz so stand und bückte sich der Schlagende, ganz so hatte der aus der Menge emportauchende Kopf desselben und namentlich die Locke auf der Stirn ausgesehn! Der Präsident frug Braun, ob er an der Aussage etwas zu erinnern finde. Dieser erwiderte trocken: er glaube sich nicht zu irren, wenn er sage, daß eben der Zeuge selbst den Schlag geführt habe.

Alles staunte, der „Student" erschrack nicht, entfärbte sich nicht, sondern lachte, aber mit der widerlichen Frechheit eines Bösewichts. Einige Angeschuldigte stimmten Braun wenigstens zum Theil bei. Engel beantwortete die Frage, ob der Zeuge eine Veranlassung gehabt haben möge, ihm ein Leid anzuthun, dahin, er habe ihn vor wenigen Jahren, wo er noch Polizeicommissär gewesen, aufgespürt und an das Gericht abgeliefert.

Die Geschwornen wurden zweifelhaft; aber war eine solche Frechheit denkbar, daß der Hauptbetheiligte sich zum Zeugen aufwarf?

In diesem Moment erfolgten zwei Meldungen an den Präsidenten. Er theilte mit, daß ein wegen Diebstahls Verhafteter und zwei Tagelöhner aus O. wichtige Mittheilungen zu machen hätten, und ließ die Angemeldeten kraft seiner discretionären Gewalt einführen.

Der Spitzbube, den wir „Bankert" nennen hörten, trat zunächst hervor; er wurde betroffen, als er den „Studenten" erblickte, der ihn mit kaltem Grimm und

Hohn musterte, faßte sich aber ein Herz und erzählte, was dem betrunkenen Hornung geschehen war; der arme Teufel habe ihn schon lange gedauert. Der „Student" hörte spöttisch und wie mitleidig zu, sprang aber, bevor jener noch vollständig geendet hatte, wie ein Tiger auf ihn los, streckte ihn, ehe die Gendarmen herbeieilen konnten, mit einem Faustschlag zu Boden und suchte in gewaltigen Sätzen die Thüre zu erreichen, wurde indessen dort, wiewohl nur mit den äußersten Anstrengungen, festgehalten und überwältigt.

Der außerordentliche Eindruck, den die Angabe des eben vernommenen Zeugen und das Beginnen des „Studenten" machte, wurde durch die Aussagen der beiden Tagelöhner noch gesteigert.

Ehe wir fortfahren, müssen wir ein wenig zurückgehen.

Das Gut, auf welches Thekla von Eisleben — so nannte sie sich wieder — sich begeben hatte, lag, wie schon erwähnt, in der Nähe von O. Da sie überzeugt davon war, daß der Kammerherr bei der Anschuldigung gegen Braun seine Hand im Spiel gehabt habe, so benutzte sie die Gelegenheit, den Vorgängen, die zu derselben Anlaß gegeben hatten, nachzuforschen, es gelang ihr aber anfangs nicht, bestimmte Thatsachen zu ermitteln. Erst als ihre Anstrengungen und ihr Interesse an der Sache und ihre Aeußerungen über deren bedenklichen Stand bekannter wurden, zeigte sich ein Erfolg.

Eines Tags nämlich meldeten sich zwei in O. woh-

nende Arbeiter ihres Gutes; sie hätten gehört, sagten sie, daß die gnädige Frau etwas Genaues über den „Krawall" zu erfahren wünsche, und daß es um Braun gefährlich stehe, wenn sich nicht Beweise für seine Unschuld fänden, und wollten ihr „etwas" mittheilen und ihren Rath erbitten. Sie selbst, von Branntwein erhitzt und von der allgemeinen Aufregung angesteckt, hätten Braun, als er die Menge auseinander zu reißen gesucht, zu beiden Seiten festgehalten. Nach dem bösen Erfolg und bei ruhigerem Blute hätten sie es bitter bereut, aber verschwiegen, bis Braun zur Untersuchung gezogen worden sei, da aber, von ihrem Gewissen gequält und doch die Strafe fürchtend, mit dem Kammerherrn von Harras darüber gesprochen und ihm den Vorgang mit der Bitte um Rath und Hülfe geschildert, von diesem jedoch die Beruhigung erhalten, es habe keine Noth, Braun werde seine Unschuld leicht nachweisen und sie könnten sich die sehr schweren Strafen, denn sie würden Zeitlebens in's Zuchthaus kommen, wenn sie geständen, ersparen. Nun hörten sie, daß Gefahr drohe, und möchten wissen, ob nichts geschehen könne, ohne daß sie sich selbst anzeigten.

Thekla erkannte das boshafte Gewebe ihres Mannes und fühlte sich um so dringender verpflichtet, entgegenzuwirken. Sie berieth sich mit Sachverständigen, welche ihr eröffneten, daß nur das persönliche Zeugniß der beiden Männer von Einfluß sein, daß aber die Strafe, welche diese für ihre Betheiligung zu erwarten

hätten, schwerlich über zweijähriges Zuchthaus betragen würde; sie erlangte ferner vom Minister die Zusicherung, daß er eine bedeutende Milderung der Strafe im Gnadenweg verfügen oder, falls er selbst aus dem Amt schiede, seinem Nachfolger an's Herz legen wolle. Dies theilte sie beiden Leuten mit, schärfte ihnen das Gewissen und fügte hinzu, daß sie für die Familien während der Strafverbüßung die ausgedehnteste Fürsorge übernehmen würde. Als Beide noch schwankten, deutete sie darauf hin, sie könne Leute, die, um den eigenen Fehler nicht zu büßen, einen Schuldlosen dem Zuchthaus überliefern sollten, auf dem Gute nicht länger in Arbeit behalten. Das schlug durch.

Beide Taglöhner wurden nach und nach vernommen. Die allgemeinen Zeugenfragen, ob ihnen von Jemandem gesagt worden sei, wie sie angeben sollten, ob sie ein eigenes Interesse bei der Sache und Vortheil oder Nachtheil von ihrer Aussage zu erwarten hätten, beantworteten sie mit bäurischer Einfalt zu allgemeiner Verwunderung dahin, sie seien von ihrer Gutsherrin, der Frau von Harras, veranlaßt worden, Zeugniß abzulegen, und hätten davon zu erwarten — das Zuchthaus. Das Staunen wuchs aber durch ihre Angaben in Bezug auf Braun; auf allen Gesichtern malte sich die Freude, einen allgemein geachteten Mann der Strafe und Schande entzogen zu sehen, denn Jeder mußte einem Zeugniß glauben, das eine schwere Selbstanklage enthielt und in allen Stücken das naive Gepräge der Wahr-

heit trug; der Staatsanwalt selbst unterließ es, die Anklage gegen Braun weiter zu verfolgen; es konnte nun auch dessen Angabe über Hornung Glauben beigemessen werden; Beider Freisprechung war gesichert.

Aber nicht Alle dachten so. Denn als der Präsident jetzt vor seinem Schlußvortrag eine kurze Pause eintreten ließ, mischte sich der Legationsrath von Larwitz, der bisher unter den Zuschauern gesessen hatte, unter die Geschwornen und suchte ihnen die Sache so darzustellen, als wäre es zwischen den drei letzten Zeugen und dritten Personen, etwa der Frau von Harras, abgekartet worden; diese lebe ja aus geheimnißvollen Ursachen von ihrem Gemahl getrennt, vielleicht hänge das mit Brauns Person zusammen; es sei ja lächerlich, zu glauben, daß zwei Menschen sich selbst einer hohen Strafe ohne besondere Rücksichten überliefern würden, bloß um einen Unschuldigen zu retten. Allein er hatte mit seinen Einflüsterungen kein Glück, es wurde ihm widersprochen, es kam zu lautem Streit, das Publikum betheiligte sich, indem einzelne Stimmen riefen, Larwitz versuche die Geschworenen zu bearbeiten, man solle ihn fortweisen; der Präsident mußte Notiz nehmen und bedeutete Larwitz, daß jeder Einfluß Dritter auf den Ausspruch der Geschwornen unstatthaft sei, diese aber, bei Wiedereröffnung der Verhandlungen, daß sie lediglich nach ihrer eigenen freien Ueberzeugung zu entscheiden und geschworen hätten, auf die Stimme des Hasses und der Bosheit nicht zu hören.

Das Publikum brach in lauten Beifall aus, Larwitz mußte sich entfernen. Jetzt schien aber auch außer Zweifel, welcher Quelle die Anklage gegen Braun entsprungen war, und um so größer wurde der Jubel bei Verkündung der Freisprechung, die nun zugleich einen politischen Sieg enthielt.

Wie groß auch das Ansehn war, in welchem Braun bei Freund und Feind stand, wie große Achtung, wie großes Vertrauen er von vielen Seiten genoß, so würden wir doch lügen, wenn wir behaupten wollten, er wäre im Allgemeinen beliebt gewesen. Er theilte damit das Loos der meisten Charaktermenschen; was ihnen Werth und Bedeutung gibt, das feste Beharren in sich, das unbeugsame Handeln nach der einen Richtschnur des für Recht Erkannten, die Gleichgültigkeit gegen das Urtheil Anderer, sei es Mißfallen oder Gefallen, die schwere und strenge Betrachtung der Welt überhaupt, — das Alles steht im geraden Gegensatz gegen jene Liebenswürdigkeit, die auf leichter Anschauung beruht, nicht in sich selbst, sondern im Wohlgefallen Anderer Genüge sucht und in der That bei der großen Mehrzahl den Preis der Liebe davonträgt. Wohl gibt es noch eine andere Liebenswürdigkeit, die dem Charakter nicht widerstreitet, eine köstliche Liebenswürdigkeit, aus einem durch alle Kenntniß der Welt, durch alle Mühsale, durch alle Anfeindungen der Menschen nicht zu erschöpfenden Born von Herzensgüte, aus einem Sinn für Schönheit, der immer nach Versöhnung strebt, entspringend; aber

Braun war zu hart gewöhnt, zu einseitig entwickelt, zu oft im Gefühl verletzt und zu sehr im Kampfe ergrimmt und verbissen, um sich freundlicheren Regungen hinzugeben und nicht in der höchsten Strenge, in der abstoßendsten Schärfe eine Pflicht, ja eine Befriedigung zu finden. Allein heute schwiegen alle Stimmen, die sich sonst wohl gegen ihn erhoben, heute huldigte man dem Respekt vor dem ganzen Manne! Und Einzelne, ja Viele liebten ihn doch auch! Sie hatten am Verhafteten Theil genommen wie an einem Kranken, aber nicht ihn warten und pflegen können, wie den geliebten Kranken, heute besaßen sie ihn wieder, heute konnten sie ihn mit ihrer Liebe umgeben, wie einen Genesenden, heute sich wieder seines Besitzes freuen und mit ihm leben!

Von Freunden und Gesinnungsgenossen umringt und umarmt ward er im Triumph hinweggeführt. Markus ließ sich's nicht nehmen, ihn zu bewirthen, und lud fast öffentlich Bekannte und Unbekannte, wer nur Freude zeigte, ein, den Tag mit ihm und bei ihm zu feiern.

Der Zug langte, zum Schrecken der sorgenden Hausfrau, in der Markusschen Wohnung an, sie reichte kaum für so viele Gäste aus, fast alle Zimmer, alle Tische waren besetzt, warme Speisen gab es nur für Wenige, kalte waren nicht genug zu schaffen, aber der Keller war wohl bestellt und die Freude verlangte nicht mehr als Brod zum Wein, und frische Toaste flogen von den Lippen. Einen eigenthümlich klingenden brachte Markus aus. Er sagte:

„Für Manchen ist der Reichthum ein Fluch, es wächst Unkraut darauf, wie auf zu fettem Boden, und überwuchert die Saat, welche die Menschen nähren soll! Auch mir hat mein Besitz Leid gebracht, das mich tief im Innersten getroffen! Aber heute freue ich mich, sagen zu können, daß ich reich bin und ein blühendes Geschäft habe! Nicht deßhalb, weil ich so viele Gäste, so wackere Männer bewirthen, sondern deßhalb, weil ich beitragen kann, die Schmach gutzumachen und zu sühnen, die eine schlechte Zeit auf brave Menschen häuft! Nicht daß ich's verschenke! Ich bin ein Kaufmann und halte darauf, das zu besitzen und zu mehren, was gerade in Zeiten, wo Wahrheit und Recht unterjocht werden, eine Macht und Waffe gibt und geben soll für die Wahrheit und das Recht! Ja, ich wünsche und hoffe zu profitiren und mein Capital zu verinteressiren, indem ich es daran setze! Sie fragen: wie, meine Herren? Wer treu gedient, wer in Noth und Kummer für Recht und Freiheit ausgehalten und gearbeitet, wer die harten Lehrjahre des Staatsdienstes, bis er Meister geworden, bestanden hat, dem kann man sein Vermögen anvertrauen ohne Schaden, zum offenbarsten Vortheil. Es lebe mein Compagnon Braun!"

Die barock lebendige und herzliche Weise erregte ungeheuern Jubel. Braun suchte zwar abzulehnen, weil er vom Kaufmännischen Nichts verstehe, allein Markus beschwichtigte sein Bedenken. Die Kenntnisse eines tüchtigen Beamten genügten auch zum Kauf-

mann, viel wissen schade Keinem, das Bischen Buchführung u. s. w. werde er sich in zwei Monaten aneignen, übrigens solle Braun freie Zeit genug übrig behalten, um nicht im kaufmännischen Erwerb unterzugehen. So beinahe gezwungen nahm Braun an.

Uebrigens schien dieser von allen den Frohen, aus denen die Versammlung bestand, der am wenigsten Frohe. Der Contrast zwischen der Stille des Gefängnisses und dem Jubel ringsum, zwischen der Unruhe der Untersuchung und dem Glück seiner Freiheit war zu groß, als daß er sich sogleich in diese Freude finden konnte, er fühlte sich fast unbehaglich, er kam sich vor wie ein Vogel, der sich im Käfich der freien Luft entwöhnt und die Schwingen zerstoßen hat. Zudem hatte die lange Haft auf ihn noch einen besonderen Einfluß geäußert; durch den fortwährenden Kampf, den er in den letzten Jahren geführt, zum Charakter entwickelt, war er, wie wir schon angedeutet, zugleich härter und stolzer geworden; neben der Feindschaft gegen den politischen Gegner, gegen den Abtrünnigen blieb ihm keine Freundschaft für den Menschen; es gab ihm für den Andersdenkenden keine Rechtfertigung, ja keine Entschuldigung; wer gar aus irgend einer Rücksicht seine wirkliche Meinung zurücksetzte, der galt ihm für einen Schurken oder Schwächling und war ihm verhaßt. Die Einsamkeit der Haft hatte seine Gedanken darauf geleitet, die Nachricht vom Tode Hansens, den er schwer beleidigt, ihn erschüttert, die Kunde vom Tode

der früheren Braut, welche sein Gefängniß erreichte, hatte ihn weich gestimmt, und zu dieser weichen Stimmung trug noch die Anerkennung und Theilnahme bei, die er so eben überall fand. Als er nun jetzt wegen seiner Festigkeit so oft gepriesen wurde, erhob er gegen sich selbst im Stillen den Vorwurf, daß diese Festigkeit nicht genug mit Milde gepaart gewesen sei, und gerade die Lobsprüche, die ihm zu Theil wurden, machten ihn beklommen und still. Er sehnte sich nach Ruhe und drückte gegen Markus den Wunsch aus, sich entfernen zu dürfen. Dieser erlaubte ihm nicht, das Haus zu verlassen, sondern führte ihn nach einer Stube, in der liebende Sorgfalt hinter dem Rücken der Gäste in wenigen Stunden ein kleines Paradies bereitet hatte. Von Brauns Möbeln standen die besten da, die schlechteren waren durch neue ersetzt, nirgends ein Fleck, ein Staub, Alles freundlich und behaglich; die Fenster gingen nach dem Garten und boten eine köstliche Aussicht auf grüne Bäume und bunte Blumen. Markus verließ seinen Gast, ehe derselbe sich von der Ueberraschung erholt hatte. Brauns erster Schritt war an das Fenster. Da empfand er erst das Glück der Freiheit; es strömte ihm zu mit der frischen Luft, es senkte sich auf ihn herab vom blauen Himmel, es lächelte ihn an aus Blumen und Blättern. Wie neu und schön erschien ihm Alles, wie strahlend die Sonne, wie lustig die jagenden Wolken! Der Jubel, der noch eine Zeit lang aus den entlegenen Zimmern her klang, bedeutete ihm die fest-

lich hin- und hereinrauschende Lebensfreude selbst. Aber die rechte Freude ist nicht gern einsam, denn sie ist die Schwester der Liebe, sie will sich und das Glück mittheilen, sie will genießen unter Glücklichen. Und gerade, weil er froh bewegt war, fühlte Braun, daß ihm noch etwas dazu fehle. Achtung, Theilnahme, treue Freunde hatte er durch sein Streben und Leiden erworben, aber wo fand er Jemanden, der ganz mit ihm fühlte und die Freude wie das Leid theilte? Die Eltern hatten sich losgesagt, die Braut war als eines Andern Frau gestorben, er dünkte sich trotz seiner Freunde einsam. Da kehrte sein Auge in die Stube zurück und gewahrte jetzt erst vollkommen ihre freundliche Anordnung und ihren sauberen Schmuck. Hier die Blumenstöcke, dort der Cigarrenkasten — selbst sein Schachspiel war nicht vergessen! Das konnte nur von einer weiblichen Hand herrühren! Unter dem Neuen, was er jetzt in's Auge faßte, bemerkte er eine gestickte Brieftasche. Von wem stammte sie? Von der Tochter des Hauses, der stillen, von ihm so wenig beachteten Marie? Hatte sie des Gefangenen gedacht und für ihn gearbeitet? Hatte sie auch früher solche Theilnahme gezeigt? War sie nicht kalt zurückgezogen geblieben? Plötzlich erschien ihm ihr Benehmen in anderem Lichte, plötzlich erinnerte er sich manchen Zuges tiefer Theilnahme, mancher Aufmerksamkeit, ihre Stille selbst legte er sich jetzt anders aus. Fast mit Verwunderung warf er sich Blindheit vor, denn Schönheit, Unschuld, Takt und Klugheit hatte er stets

an Marien Markus geschätzt; war er durch Arbeiten, Sorgen, Kümmernisse so beschäftigt und eingenommen worden? Hatte er damals im Kampfe für Wahrheit und Recht so wenig Sinn für das Schöne gehabt? — Ob er sie liebte? Er frug sich auch so, aber er konnte nicht darauf antworten; er war sich keines gewaltigen Eindrucks, keines packenden Griffes in sein Herz, nur tiefer Zuneigung und Verehrung bewußt.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Ein Morgen der Freiheit.

Der Abend war im Kreise der Männer vergangen. Am anderen Morgen wurde der Gast von seinem Wirth zum Frühstück abgeholt; dieser war noch herzlicher als gestern; Brauns Dank wies er mit den Worten zurück, er allein habe Ursache zum Dank, weil ihm sein Gast, der Freund und gute Engel des abwesenden Sohnes, diesen ersetze, ohne doch die Erinnerung an ihn zu schwächen; er erzählte, daß er eben von Wilhelm eine frohe Nachricht bekommen habe, derselbe befinde sich wohlbehalten in New-York und scheine den Ernst des Lebens zu begreifen.

Im Familienzimmer saßen Mutter und Tochter am Kaffeetisch, die Tochter hatte ihren Arm um die Schulter der Mutter gelegt und blickte mit ihr in einen Brief, den diese in der Hand hielt; in den Augen einer jeden schwammen Thränen.

„Der arme Wilhelm!“ sagte Marie, „es muß schreck-

lich sein in der Fremde; er war es so gewohnt, daß für ihn gesorgt wurde!"

„Ja, mein lieber, guter Junge!" bestätigte die Mutter, „und wie zärtlich und fröhlich und nett gegen Alle war er immer! Das müssen schlechte Menschen gewesen sein, die ihn verführt haben. Er hat nie gewußt, was Geld war! Nun lernt er es freilich!"

„Jeden Morgen hat er mir gefehlt," bemerkte die Tochter wieder. „Es gab immer etwas für ihn zu besorgen, zurecht zu legen und auszusuchen; er kümmerte sich ja um nichts! Meinen Geschmack hat er zwar immer verspottet, Mütterchen, aber er hat ihn doch Deinem vorgezogen!"

„Ja, der böse Mensch hat Dich mir überhaupt vorgezogen! Die Mütter werden immer vernachlässigt, als wären sie nur alte Hausmöbel!"

Beide lächelten einander in ihren Thränen zu, Marie beugte sich mit ihrem Mund nach dem Gesicht der Mutter und küßte sie.

In diesem Augenblick traten die Männer ein, gerade schnell genug, um Beide in ihrer Umarmung zu überraschen, die Mutter schämte sich nicht, aber Marie fuhr verwirrt empor. Jene wartete keine Anrede ab. Sie rief Braun an, indem sie sich die Augen trocknete:

„Da haben wir eben einmal geflennt! Aber nun wische ich die Thränen weg, damit Sie sehen, daß ich mich über unsern Gast freue. War Ihnen Alles recht? Die Männer haben oft ihre besonderen Gedan-

ken, auch wohl ihre Mucken, die man erst verstehen muß, — nicht wahr, Alter? — wir sind froh, wenn wir's einmal treffen!"

Er dankte ihr für alle Güte und reichte dann Marien die Hand, indem er ihr fest in's Auge blickte, ohne zu sprechen.

Sie schlug es zu Boden. Er frug:

„Woher wußten Sie, daß die Untersuchung glücklich endigen würde?"

„Ich konnte mir's nicht anders denken," antwortete sie, „aber wenn es auch anders gewesen wäre" . . . .

Sie unterbrach sich erröthend, als sie inne wurde, daß sie im Begriff war, sich zu verrathen.

Braun drückte ihr inniger die Hand.

Von dieser Zeit an konnte er sich auf die Frage Antwort geben, die wir vorhin erwähnt haben. Jede Liebe übt einen Zauber, denn sie verschönert den Menschen, sie zeigt ihn wenigstens dem Geliebten in seiner schönsten Gestalt; an einem schönen Menschen tritt durch sie auch das, was sich gern verbirgt, leuchtend hervor. Diesen Zauber empfand Braun ebensowohl in geheimnißvoller Fürsorge, in zuvorkommender Erfüllung verschwiegener Wünsche, in stetem Hinhorchen auf seine Ansicht, in demüthiger Unterwerfung unter seinen Willen, als auch in lieblicher Anregung alles Freudigen und scheu versteckter Hinweisung auf das Schöne. Er empfand es um so mehr, als er der Liebe bedurfte. Anfangs zwar prüfte er noch und verglich

Marien mit anderen Mädchen, denn er liebte nicht zum ersten Male, in ihm schlug nicht mehr ein jugendlich stürmendes, sondern ein durch Leid gezügeltes Herz, gewöhnt, die Ueberlegung zu Rathe zu ziehen; solche Ueberlegung ging auch jetzt neben dem Drange seines Herzens her; aber bald war jene von diesem überflügelt und Liebe und Lieblichkeit blieben Sieger auf dem Kampfplatz.

Daß seine Werbung bei den Eltern nicht auf Widerstand stieß, brauche ich kaum zu erwähnen.

Sein eigner Vater zeigte sich — damit auch der bittere Tropfen im Becher der Freude nicht fehle, — auch jetzt noch nicht versöhnt, in ihm war die Anhänglichkeit an das Alte zum Haß gegen alles Neue, die Verehrung seines Fürsten zum Grimm gegen jede Beschränkung desselben, die Treue zur Manie geworden; er antwortete auf den ausführlichen, versöhnlich maßvollen Brief des Sohnes mit kurzen Worten: mit keinem Demokraten habe er etwas zu schaffen, Karl möge heirathen, wen er wolle. Die Mutter dagegen ließ sich nicht mehr zurückhalten, sie mußte ihrer Freude über das Glück des „großen Jungen" Ausdruck geben und schrieb ihm heimlich:

Sie hätte zum Sohne kommen wollen, denn sie freue sich unbändig, daß er frei und unschuldig sei und eine „schöne und reiche" Braut habe, allein der alte „Herr" leide es nicht. Aber zur Hochzeit komme sie doch, das lasse sich keine Mutter nehmen, ihrer „Jun-

gen" Ehrentag zu feiern, und Karl könne nicht so schlimm sein, wie der Vater meine, denn sonst würde er keine solche Braut haben, ein Trotzkopf sei er zwar schon als Kind gewesen, aber doch gut und fleißig und gelogen habe er nie! Den Herrn Schwiegervater und die Frau Schwiegermutter und die Mamsell Braut möge er von der Frau Försterin Braun grüßen und ihnen viele Complimente bestellen. Denn sie schätze es sich zur großen Ehre, daß ihr Sohn eine solche Frau bekomme, und wenn sie die alte Förstersfrau haben wollten, so würde sie mit dem größten Dank annehmen, wenn auch der „Förster" zanken und brummen und wettern sollte.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Sterben und Leben.

Der Aufenthalt auf dem Lande, die Zurückgezogenheit und Entfernung alles Geräusches, die veränderte Umgebung, Thekla's Pflege und die ruhigere Stimmung des Vaters, der nach seiner Abdankung mit auf das Gut gezogen war, äußerten nur insofern wohlthätigen Einfluß auf Franziska, als ihre Phantasieen seltener wurden, ihr Wesen ruhiger; allein ihre Kräfte nahmen langsam ab; sie kannte und verstand, was um sie war und vorging, aber Hansens Tod blieb ihr, obwohl sich bisweilen eine Ahnung aussprach, wie mit einem Schleier verhüllt, es war fast, als w o l l t e sie nicht klar sehen. Ein trockener Husten hatte sich eingestellt; sie durfte die Stube nicht mehr verlassen und saß Wochenlang still im Lehnstuhl, mit ihrem Auge, das größer und weiter geworden war, vor sich hinaus schauend oder ihre Umgebung freundlich anblickend, die weiße Hand mit den durchscheinenden Adern in der Thekla's oder des Vaters; selten sprach sie, und dann fast nur,

um in freundlicher Wehmuth zu danken. Da der Arzt auf Thekla's Drängen um bestimmte Antwort erklärte, hier könne die Kunst nichts helfen als etwa den Tod zu hemmen und zu erleichtern, so ward auch Alfred von der Baronin benachrichtigt und eingeladen. Derselbe eilte, der Einladung mit seinem Kinde zu folgen. Er war ein ganz Anderer wie früher. Sonst fröhlich, keck, galant, ein ganzer Cavalier, war er jetzt düster, ernst, sorgenvoll, ohne Interesse für das Spiel des Lebens; wie das Glück verflacht, so vertieft das Unglück; darum hat Gott den Menschen die Sorge, den Kummer und den Tod gegeben. Er suchte in der Wissenschaft Beschäftigung, er nahm, soviel seine Trauer zuließ, an den Kämpfen der modernen Welt lebendigen Antheil; wie Sonnenschimmer durch Frühlingsgrün leuchtete die Liebe zu den Seinigen, vor Allen zur Tochter und zur Schwester durch edles Streben hindurch.

In solch ernster und zugleich weicher Stimmung fühlte er sich sympathisch von Thekla's Ernst angezogen; das Sterben selbst eines Geliebten nähert die Lebenden und befruchtet ihre Liebe, wie das Absterben der Natur diese zu neuem Blühen kräftigt und befähigt, und die Trauer verknüpft inniger als jedes andere gemeinsame Interesse. Und welche Thätigkeit, welche Theilnahme für Alle, welche Sorgfalt bewies Thekla! Hätte er das je in ihr gesucht? Wie vermochte sie, die ihm sonst ein eitles Weltkind schien, zugleich die sterbende Schwester

zu pflegen, den verzweifelnden Vater aufzurichten, seinem verwaisten Kind die Mutter zu ersetzen, ihn selbst, der nach allem Erlebten freundlicher Herzlichkeit bedurfte, zu trösten und zu beschäftigen! Ein Weib ist nie so schön als in seiner Aufopferung! Er mußte unwillkürlich ihren Schritten mit Bewunderung folgen, ihr innerstes Herz aufsuchen, sich ihr mittheilen und nähern! Und wo wäre dazu bessere Gelegenheit gewesen, als an dem Bette einer Kranken, in deren Pflege Beide sich vereinigten? Sie wurden vertraut, wie Freunde.

Franziska's Krankheit schritt indessen unaufhaltsam vor, sie magerte immer mehr ab, der Husten wurde immer quälender, ihr zartes Gesicht immer geistiger. Bald konnte sie das Bett nicht mehr verlassen. Eines Morgens — der Herbst ging zu Ende — war der Ausdruck ihres Gesichts ein anderer, der Athem beengter, das Fieber heftiger. Die Umstehenden erkannten die Ankündigung des Todes; der bewegte Vater vermochte sich nicht aufrecht zu halten, er sank erschöpft und erschüttert vor ihr nieder und bedeckte ihren Mund mit Küssen. Sie sagte leise: er möge nicht so betrübt sein, sie freue sich zu sterben, sie werde es schnell überstehen. Sie hatte seit langer Zeit nicht so viel und nicht so klar gesprochen.

„O mein Kind, mein liebes Kind!" rief der Vater schaudernd.

Sie winkte dem Bruder:

„Sprich dem Vater zu, Alfred! Du bleibst ihm ja!“

Und zu Thekla, die an ihrer anderen Seite saß, den Kopf auf ihren Arm gestützt hielt und stille hinweinte, wandte sie sich:

„Nicht wahr, Thekla, Du vergißt ihn nicht und sorgst weiter für ihn? Du bist so gut und er hat Dich so lieb!“

Erschüttert antwortete Thekla:

„Ich werde für ihn sorgen, als wäre ich an Deiner Stelle. O, wäre ich so gut wie Du, könnte ich so heiter sterben!“

„Ich habe viel gelitten,“ flüsterte Franziska, „das macht besser! Aber Du leidest auch, ich weiß es wohl, und Du bist gut.“

Noch leiser fuhr sie fort, indem sie Thekla andeutete, sich zu ihr herabzubeugen: „Ich komme eher als Du zu Robert! Hat er auch gefehlt und gefrevelt, selbst an mir, ich liebe ihn doch! Und Du . . . . . . Aber die Erde ist auch schön und es gibt gute und schöne Menschen, mit denen Du leben kannst.“

Sie hatte immer leiser und mühsamer gesprochen, jetzt sank sie ermattet in die Kissen zurück. Das Sterben macht heilig, alles Schöne und Große im Menschen vereinigt sich zum Gange in die andere Welt, alles Häßliche und Kleine bleibt zurück; darum erhebt das Sterben eines edlen Menschen auch diejenigen, die

den Sterbenden betrauern und sein Leid mitfühlen. So war um Franziska's Lager auf das Klagen und Schluchzen der Umstehenden die lautlose Stille der Erhebung gefolgt. Der Vater hielt die Hand des Sohnes in der seinigen, Thekla rückte die Kissen zurecht.

Nach einer Weile begann Franziska:

„Dein Kind hat keine Mutter .... Thekla .... er liebt Dich .... Eure Hände!"

Sie tastete nach Beider Händen, der Bruder reichte ihr die seinige, Thekla zögerte, da erneuerte sich der Todeskampf heftiger, der Athem stockte, so daß sich die Kranke öfters emporrichtete, kalter Schweiß stellte sich ein, der Blick wurde gläsern, bis das Auge brach; über das Gesicht flog es wie ein finsterer Schatten; die Lippen bewegten sich und hauchten: „Robert!" — ein kurzes Röcheln, dann stand das Herz still und auf dem Gesicht der Dulderin lag ein verklärtes Lächeln.

— — — — — — — — — — —

Der Vater schwankte schluchzend aus den Armen des Sohnes in die Thekla's. Alfred öffnete das Fenster, wie um der gepreßten Brust frische Luft zu schöpfen, und blickte nach der sinkenden Sonne. Der Tod der Schwester hatte ihm auch den Tod der Gattin erneuert und der Versuch jener, ihn mit Thekla zu verloben, in dieser doppelt traurigen Stunde hatte ihn fast verletzend zurückgestoßen. Aber jetzt wollte ihm dieses Vermächtniß der Schwester nicht aus dem Sinn. Es erinnerte

ihn an die Bitte der sterbenden Frau, um des Kindes wie um seines Glücks willen sich wieder zu verheirathen, eine Bitte, an deren Erfüllung er bisher in seiner trüben Stimmung nicht einen Augenblick gedacht hatte, obgleich er für Thekla das höchste Interesse empfand. Nun war's von der Schwester ausgesprochen: „Ihr seid für einander! er liebt Dich." Der helle Blick der Sterbenden hatte die Wahrheit erkannt und verkündet, ihm das Herz geöffnet! Ja, er liebte sie, er mußte sie lieben, die Schöne und Gute! Aber warum wich sie zurück?

In solchen Gedanken blickte er hinaus; da klopfte es auf seine Schulter, Thekla stand hinter ihm. Tiefe Trauer schreitet wie jede gewaltige Empfindung über die Gesetze des Anstandes hinaus; die dünnen Fäden dieser Gesetze reißen wie beim Ruck der Leidenschaft, so bei der starken Spannung tiefer Gefühle. Alfred kehrte sich um und schloß Thekla in seine Arme, sprachlos standen sie Hand in Hand bei einander. Nach einer Weile begann die Baronin:

„Ihr Leid ist auch das meine und doch scheuten Sie sich, es mit mir zu theilen, weil ich Ihnen vorhin meine Hand nicht gereicht habe. Sie lieben mich, ich weiß es und habe es gewußt, aber Sie lieben Eine, die Sie nicht kennen und nicht lieben könnten und lieben würden, wenn sie Ihnen bekannt wäre."

„Unmöglich!" rief er aus. „Ich werde Sie stets lieben! Könnten Sie nur Liebe zu mir fassen!"

„Ich darf es nicht! Ich kann niemals Ihre Frau sein.“

„Welche sonderbare Idee!“

„Nein, reden Sie nie mehr davon!“ sagte Thekla leidenschaftlich und verließ die Stube.

Alfred war im Begriff ihr zu folgen, aber der Anblick des Vaters, der bei der Tochter saß, hielt ihn zurück, und lenkte seine Gedanken wieder vom Leben zum Tode; es schien ihm jetzt ein Frevel, in dieser Stunde an Verlobung zu denken. Als Thekla wieder eintrat, war auch sie gefaßt und die nächsten Tage bis zu Franziska's Beerdigung vergingen, ohne daß von ihrem letzten Wunsche wieder gesprochen wurde. Die Abspannung, die der Aufregung gefolgt war, brachte das Bedürfniß der Ruhe und Stille mit sich.

Aber als die Leiche in die Gruft gesenkt war, empfanden die Trauernden noch mehr, was sie verloren. Die Leidende hatte sie um sich versammelt und innig verbunden, sie war das Centrum und der Brennpunkt ihrer Gemeinschaft gewesen. Konnte diese Gemeinschaft nun fortbestehn, ein Kreis ohne Centrum? Da regte sich's in Allen lebendiger, das Band neu zu knüpfen und dem Verein Dauer zu geben. Der Vater dachte oft an den Wunsch der Tochter, es war auch der seinige. Alfred aber fand in Thekla's sicherer Haltung keine Ermuthigung und deutete seine Abreise an. Der Freiherr erschrack, es dünkte ihm, als würde mit der Abreise seines Sohnes Alles zersprengt und von ihm gerissen, was er

liebte. Er theilte sich ihm mit und erfuhr, wie sich Thekla gesträubt hatte; er bat diese, Alfred nicht zurückzuweisen. Sie aber blieb dabei, es sei unmöglich, daß sie dessen Frau werde, und versprach endlich nur auf sein Drängen, Alfred ihre Gründe anzuvertrauen.

Sie führte Jenen in ihre Stube, ließ ihn auf einem Sessel Platz nehmen und setzte sich auf das Sopha. Der Abend dämmerte, sie bestellte kein Licht; so, in der Dämmerung, ungesehen, hoffte sie, leichter wahr zu sein. Sie begann: Ihre Vereinigung mit ihm sei unmöglich, aber sie schätze, ja, soviel sie noch zu lieben vermöge, liebe sie ihn, und was sie ihm zu sagen habe, werde ihm beweisen, welches Vertrauen sie in ihn setze.

Darauf theilte sie ihm die ganze Geschichte ihres Lebens mit. Sie schloß mit der Anklage, Hansens und Franziska's Schicksal mit herbeigeführt zu haben und deßhalb dem Freunde Hansens und Bruder ihrer Freundin nicht angehören zu können. Es war das erste Mal, daß sie sich ganz gegen einen Andern aussprach, und oft stockte ihre Stimme, oft zauderte und bebte sie.

Alfred war nicht gefaßt, alles das zu erfahren. Seine Augen blickten groß in die ihrigen, zuweilen konnte er ein Erstaunen nicht unterdrücken. Als sie geschlossen hatte, erhob er sich und ging in starken Schritten auf und ab. Thekla glaubte, er stimme ihr bei, und sagte:

„Sie sehen, es ist unmöglich! Sie hatten das nicht erwartet!“

Aber Alfred verstand im Gegentheil ihre Anklage nicht. Er meinte, daß dieselbe aus einer tieferen Verirrung entspringen müsse, welche Thekla nicht zu gestehen vermöge. Zögernd frug er:

„Darin allein besteht Ihre Schuld, darin allein? Sie haben sich nichts weiter vorzuwerfen?“

„Nichts weiter!“ antwortete Thekla, „ist es nicht genug?“

Immer noch zweifelhaft suchte er ihr begreiflich zu machen, daß sie wegen einer solchen Schuld sich unmöglich so schwer anklagen könne. Und da sie nun mit einander stritten, sie für ihre Schuld, er für ihre Rechtfertigung, da löste sich seine Beklemmung auf und verwandelte sich in die höchste Freudigkeit. Zu ihren Füßen stürzend rief er:

„Nur das edelste Herz kann sich so anklagen, nur die reichste Liebe kann solche Gefühle verschwenden! Geben Sie mir nur ein Wenig davon!“

Thekla war noch nicht überzeugt, sie fuhr fort, sie habe auch die Ehe entweiht, sie sei eine Frau ohne Ehre!

„Die ich bewundere! die ich hochachte!“ rief er wieder aus.

„Unmöglich, unmöglich!“ murmelte sie vor sich hin.

„Aber ich liebe Sie und werde Sie lieben! Kein Glück für mich ohne Sie! Jetzt erst kenne ich ganz Ihren Werth!“

„Eine Frau muß dem Manne mit klarem, heiterem Blick, mit dem Vertrauen der Unschuld und der Macht der Ehre entgegentreten können!“

„Sie können es! Hören Sie mich, glauben Sie mir!“

„Und nicht mit einem verdüsterten Gemüth! nicht mit einer zweiten und schwächeren Liebe! Sie haben schon erlebt, wohin das führt!“

„Ich aber bitte Sie um solche Liebe und Ihr Gemüth wird durch sie heiter werden! Lassen Sie mich nicht so lange knieen!“

„O stehen Sie auf! stehen Sie auf!“

„Lassen Sie sich erbitten, denken Sie an Franziska's Wunsch, an meinen Vater, an mein armes Kind! Sie lieben ja Beide und werden von ihnen geliebt!“

„Stehen Sie auf! stehen Sie auf! Sie zerreißen mir das Herz!“

„Und Sie brechen zwei Herzen!“

„Lassen Sie mir wenigstens Ruhe, mich zu bedenken.“

Er stand auf:

„Gut, und wann darf ich wiederkommen?“

„In einer Stunde.“

Sie blieb allein. Sie hatte es für unmöglich gehalten, daß Alfred bei seinem Wunsch beharren könnte. Nun ein ganz anderer Erfolg! Er bestand so eifrig darauf wie zuvor, er leugnete ihre Schuld und — sie selbst begann daran zu zweifeln. Schon daß sie sich einmal ausgesprochen, hatte sie erleichtert, Alfreds Auffassung verfehlte nicht eines tiefen Eindrucks: wohl klagte sie sich jetzt noch manches Fehlers an, aber zugleich glaubte sie wieder an sich und die Liebe. Als sie nun in der Stille ihre Gedanken gesammelt hatte und volle Klarheit über sie kam, jubelte ihr Herz der neuen Liebe und dem neuen Glück entgegen. Ihre kräftige Natur hatte sich ja auch in der Verzweiflung bewährt und einen offenen Sinn behauptet, ihr war die Freude, die Liebe, der Himmel auf Erden niemals verloren gewesen, sie fühlte noch die Kraft, Segen zu wirken und zu erringen. Sie war entschieden. Jetzt, gleichsam zum Symbol freudiger Helle, ließ sie die Lampe anzünden!

Noch war die Stunde nicht abgelaufen, die sie sich vorbehalten hatte, als Alfred wieder eintrat. Er trug seine Tochter auf dem Arm. Das Kind streckte seine Händchen nach der Lampe vor Thekla aus, als wollte es zu dieser. Sie ging Alfred entgegen und reichte ihm die Hand.

Er gab ihr das Kind auf den Arm, indem er sagte:

„Es war also doch möglich! Was wäre auch je der Liebe unmöglich! Du hast es schon an Dir erfahren, jetzt sollst Du es auch an mir sehen!“

Da trat zu ihnen der Vater herein, er hatte es nicht erwarten können, Thekla warf sich in seine Arme und ein Mal über das andere rief er, zugleich jubelnd und weinend:

„Nun doch wieder eine Tochter! eine liebe Tochter!"

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Schluß.

Auf die Nachricht von Mariens Verlobung war Wilhelm, der Einladung des Vaters und dem Drange seines an der Schwester und am Freunde hängenden Herzens folgend, aus Amerika zurückgekehrt; der Aufenthalt dort hatte ihm nicht gefallen, aber genützt; ein gereifter Mann betrat er den Boden der Heimath, um jetzt an dem Kampfe theilzunehmen, für den er früher in seiner Sorglosigkeit keinen Sinn gehabt hatte, und den er nun für das Bedürfniß und die Pflicht glücklicher Unabhängigkeit erkannte. Er übernahm die Redaction einer Zeitung und verfocht darin standhaft die Grundsätze des Rechts und der Freiheit, ohne sich durch die zahlreichen Maßregeln beirren zu lassen, die man über den Redacteur verhing.

So waren denn Alle, die zum Markusschen Hause gehörten, wieder vereinigt. Die Aussteuer lag fertig, Mariens eigne Hand hatte zur Freude des Bräutigams ihren Fleiß und ihr Geschick daran bewährt; zur Mit=

gift kaufte der Vater für sie ein Gut, das in der Nähe der Besitzung der Baronin Feldheim lag. Da Braun mit derselben wegen des Eifers, den sie für sein Schicksal bethätigt hatte, nach seiner Freisprechung in Verkehr getreten, da Alfred durch die tiefe Theilnahme seiner verstorbenen Frau für Braun mit hoher Achtung für den erfüllt worden war, der ungeachtet seiner harten Außenseite solche selbst nach der Trennung dauernde Gefühle einzuflößen gewußt hatte, da Thekla sich freute, den wackeren Mann aus großer Gefahr gerettet zu haben, und an ihm lebhaftes Interesse fand, da endlich Wilhelm Markus nicht nur durch Thekla's Persönlichkeit, sondern auch durch alte Freundschaft für den Rittmeister, den allein redlichen unter seinen früheren Genossen, in dessen Haus gezogen wurde, so führte der Erwerb des Gutes zu häufigen Besuchen, aus denen sich mit näherer Bekanntschaft und wachsendem gegenseitigen Interesse regelmäßige Zusammenkünfte, in Kurzem ein Zusammen l e b e n, entspannen. Der Kaufmann Markus wurde in dasselbe trotz seines anfänglichen Widerstrebens hineingezogen, er lernte selbst den alten Freiherrn schätzen und gelangte dadurch zu einem billigeren Urtheil, während der Exminister mit Bedauern erkannte, wie sich eben die kernigsten Naturen von ihm entfernt hatten.

Die Hochzeit wurde anberaumt. Sie fand auf dem Gute Mariens Statt und schloß mit einem festlichen Mahle. Dabei hatte Brauns Mutter den Ehrenplatz

dem Brautpaar gegenüber zwischen den Eltern der Braut; ihr jüngerer Sohn, der Müller, fehlte nicht; dessen muntere rothwangige Frau, im höchsten Glanz bäurischer Tracht, mit der schwersten Bänderhaube und mit dem schwerseidenen Mieder an der runden Brust, war Wilhelms Nachbarin, der heute und neben ihr den alten Uebermuth wieder gewonnen zu haben schien; sie wollte durchaus, daß er heirathen solle, er meinte aber lachend, dazu sei er zu wenig häuslich (er hatte eben eine Preßsünde im Gefängniß verbüßt), und außerdem — das müssen wir für richtig anerkennen, denn ganz und gar ist der leichte Sinn noch nicht von ihm gewichen — hänge sein Herz mehr an schöner Mannichfaltigkeit als an einzelnen Schönen. Zur anderen Seite der Müllersfrau saß — ein eigenthümlicher Contrast — der Rittmeister a. D. von Feldheim, neben Braun zur andern Seite Thekla. Nicht wahr, eine bunte Gesellschaft! Aber sie vertrug sich. Vor Allen jubelte der Brautvater; die schlichte, derbjoviale Einfalt der von Freude und Wein belebten Försterin war ihm ein Hochgenuß, wenn auch seine Frau bisweilen über diese Einfalt lächelte, ja verlegen wurde; die Verlegenheit seiner Frau erhöhte nur sein Behagen. Es gab kaum einen Trinkspruch, den man nicht ausbrachte, und auf die ernsten Erinnerungen an erlittene Drangsal, auf die Toaste von kommender Freiheit und Größe für das deutsche Volk und Land, folgten die Trinksprüche des Scherzes und Jubels, als wollten sie die Verbindung

des Kampfes mit der Liebe und der Freude feiern und den Segen der Zukunft andeuten.

Braun aber war auch hier wieder von Allen der Stillste. Wer ihn heute sah, wie er von Glück und Liebe strahlte, hätte ihn kaum wiedererkannt, so verwandelt und verklärt hatte ihn die liebevolle Braut! Seine Mutter schalt ihn stolz und war auf ihn stolz! Die junge Frau mußte oft erröthen, wenn auf die Geschichte ihrer langen heimlichen Liebe angespielt wurde, aber sie schämte sich dessen in ihres Herzens Grund mit Nichten. Gegen das Ende zog die Baronin Marien auf die Seite, schloß sie innig in ihre Arme und blickte ihr dann lange mit Bewunderung und weinend in die Augen.

„Was haben Sie an mir, warum weinen Sie?“ frug Marie.

„Sie Glückliche, daß Sie es nicht wissen,“ antwortete die Baronin, „Sie reine, treue, standhafte Frau! Lassen Sie mir, die Manches erlebt hat, die neidlose Freude an Ihnen und Ihrem Glück! Schenken Sie mir Freundschaft für die Zukunft und Nachsicht für meine Vergangenheit.“

Marie drückte ihr die Hand und sagte:

„Seit ich Sie kenne, waren Sie mir lieb!“

Von Trauer zu Freude, von Tod zu Leben, vom Sterbebett zum Hochzeitbett! Zur Erkenntniß und zum Glück gelangen wir auf wechselnd verschlungenen Pfaden!

Ohne den Wechsel kein rechtes beständiges Glück, ohne den Irrthum keine rechte Tiefe der Erkenntniß! Glücklich darum, wen das Schicksal so führt und zwingt! Aber doppelt glücklich, wer auf allen Wegen durch alle Kämpfe hindurch das bewahrt hat, was an sich Wechsel und Wandel nicht erträgt, ein reines Herz! Und dreifach glücklich, wer die Frische des Gefühls und die Ideale der Jugend auch beim Fortschreiten seiner Erkenntniß bis in's Alter bewahrt, im Kampf des Lebens für das ausharrt, was ihn in der Jugend begeistert hat, und sich selber treu bleibt bis in den Tod!

Druck von Otto Wigand in Leipzig

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

Waldfeld, O. A.

Geradeaus! Eine Novelle

Leipzig 1861